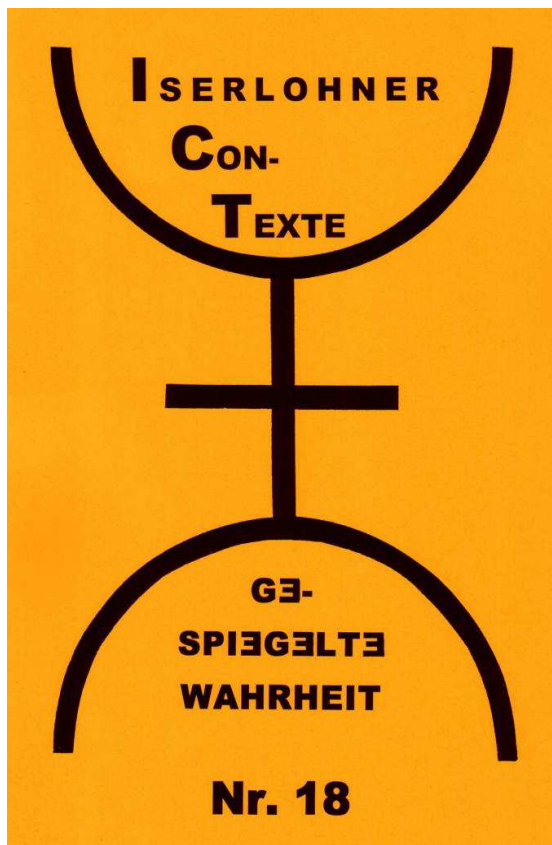




Reinhard Kirste
Paul Schwarzenau

GESPIEGELTE WAHRHEIT

**Biblische Geschichten
und Kontexte
anderer Religionen**

Iserlohn 2003, neu herausgegeben 2009
Redaktionell bearbeitet, April 2014

ISERLOHNER CON-TEXTE (ICT)

Herausgeber: Dr.Reinhard Kirste und Prof. Dr.Paul Schwarzenau

- | | | |
|-----|-----|---|
| ICT | 1: | Tschernobyl - Ohne Folgen für die Schule? - 1986 (vergriffen) |
| ICT | 2: | Über den Umgang mit Weihnachten in der Sekundarstufe I
- Unterricht und Schulgottesdienst -1992 ³ |
| ICT | 3: | Meditation und Schule - 1990 ² |
| ICT | 4: | Gemeinsam vor Gott - Weltreligionen im Gespräch - 1994 ³ |
| ICT | 5: | Spiritualität und Friedenspädagogik.
Anregungen für einen gewaltfreien Weg zum Frieden - 1993 ² |
| ICT | 6: | Jüdische Quellen zur Geschichte der Gemeinden
im Raum Iserlohn - 1989 |
| ICT | 7: | Gottesdienste aus der Schulpraxis - 1994 ³ |
| ICT | 8: | Ansätze zu einer christlichen Theologie der Religionen -1994 ² |
| ICT | 9: | Okkultismus und esoterische Spiritualität - 1994 ² |
| ICT | 10: | Heilige Plätze - Heilende Plätze.
Über den Zusammenhang von Religion und Gesundheit - 1991 |
| ICT | 11: | Die Dunkelseite Gottes -1994 ² |
| ICT | 12: | Leben nach dem Tode - 1993 |
| ICT | 13: | Interreligiöse Schule - ein Vorbild aus den Niederlanden - 1995 |
| ICT | 14: | Orientierung in einer sich ändernden Welt - 1995 |
| ICT | 15: | Auf dem Weg zur Achtsamkeit. Meditative Elemente und Übungen -1999 |
| ICT | 16: | Kinder, die dem Holocaust entkamen. 2001 |
| ICT | 17: | Die sieben Todsünden.
Mittelalterlicher Lebensstil und aktuelle Wertediskussion (2001) |
| ICT | 18: | Gespiegelte Wahrheit. Biblische Geschichten und Kontexte anderer Religionen |

Kontakt: Interreligiöse Arbeitsstelle (INTR[°]A)
Postfach 1201, 58766 Nachrodt,
E-Mail: interrel@t-online.de

Einführung

Mit diesem Heft stellen wir Erzählungen aus der Bibel und aus anderen Religionen vor, die sich dadurch auszeichnen, dass sie bei genauem Lesen grenzüberschreitenden Charakter haben. Weil wir jedoch durch unsere religiöse Sozialisation in der Art unseres Lesens und Begreifens oft genug festgelegt sind, haben wir versucht, durch unsere Nacherzählungen Verfestigungen aufzubrechen und damit auch ungewöhnliche Einblicke zu ermöglichen. Anders gesagt: Wir haben die verschiedenen Geschichten als unterschiedliche Spiegelungen der einen göttlichen Wahrheit angesehen. Da Spiegel jedoch das Gesehene unterschiedlich „zurückwerfen“ – von seitenverkehrter Darstellung über Verkleinerungen, Vergrößerungen mit durchaus möglichen Verzerrungen haben wir uns auch erlaubt nicht nach dogmatischer Korrektheit zu fragen. Allerdings haben wir uns bemüht, teilweise verborgene Tendenzen in den Erzählungen deutlich ans Licht zu bringen. Die umfassende Redaktionsarbeit, die die biblischen Bücher durchlebt haben, haben manchem Text auch Gewalt angetan oder biblische Aussagen wurden politisch im Sinne bestimmter Herrschereliten instrumentalisiert. Waren dann jeweils Richtigsteller oder Fälscher am Werk? Liberale, Konservative oder Fundamentalisten? Die fromme Lüge oder *pia fraus*, der fromme Betrug, wie der Lateiner sagt, war oft sehr erfolgreich, weil er sich mit Machtstreben und Gewaltausübung durch die Frommen verband.

Eine veränderte „Spiegelung“ Größeren Ausmaßes haben wir daher an den Anfang unserer „Beispielserzählungen“ gesetzt: „Die Höhenheiligtümer des Salomo oder die Vorzüge des religiösen Pluralismus“. Hier tritt der weise König in seiner ganzen Größe wieder hervor, beispielgebend auch für unsere Zeit. Es ist eine Schlüsselerzählung für das ganze Heft.

Indem wir nach den Überlieferungen und den religiösen Grundströmungen fragen, stoßen wir auf etwas noch sehr viel Ursprünglicheres. Etwas, das sich in allen Religionen findet, wenn auch mit unterschiedlicher Gewichtung und Gestaltung. Oft ist nur ein schwacher Hinweis auf etwas enthalten, was in einer anderen Religion u.U. im Zentrum der Verehrung steht. Man möchte fast auf den Kern einer Ur-Religion schließen, die sich in verschiedener Weise fortentwickelte, wobei die Ansätze dazu bereits in diesem Kern enthalten waren.

Dadurch, dass wir in die Wirkung dieser oder jener biblischen Geschichte hineingenommen werden, partizipieren wir an den Traditionssträngen des Erzählens und an den mannigfachen Weisen des Glaubens derer, für die die Geschichten auch schon Bedeutung hatten. Wir werden so als Hörer/innen hineingenommen in die Erzählgemeinschaft des Glaubens.

Was wir hier am Beispiel der biblischen Überlieferung als Erzählgemeinschaft andeutungsweise zum Ausdruck gebracht haben, gilt analog von den anderen Religionen. Zur Erzählgemeinschaft gehört ein ursprünglicher Erzähler, oft ein ausgesprochener Erzählerstand, zu denen sich der Prophet gesellt, der seine Worte in seinen Schülern und Schülerinnen versiegelt, oder der Meister, der Rabbi, der Guru oder Weise, deren Schüler jede Mitteilung des Meisters in sich aufnehmen wie eine Zisterne das in sie fallende Wasser.

Wir haben also beabsichtigt mit diesem Heft, das religiöse Traditionen recht unterschiedlich „spiegelt“, eine Übersicht über Zugänge zu verschiedenen religiösen Traditionen durch Beispielserzählungen zu geben. Die eigentliche „Schaltstelle“ zum Umgang mit diesen Überlieferungen findet sich in den „Grenzüberschreitenden Thesen“, untergliedert in „Thesen zum Religionsverständnis“ und „Thesen zum interreligiösen Dialog und interreligiösem Lernen“. Dies verstärken wir durch einen Text von John Hick, dem Altmeister der religionspluralistischen Theologie unter der Frage „Nur eine wahre Religion?“

Gerade an den Unterschieden in den einzelnen Traditionen zeigt es sich, dass die eigene Religion unvollständig ist. Ihre Ganzheit und Vollständigkeit steht noch aus. Das, was sie zur Vollständigkeit ergänzt, nennt man *Komplementarität*. Dieses Heft will in seiner Praxisorientierung dazu ermutigen, Grenzüberschreitungen zu wagen in Richtung auf andere Religionen und für den eigenen Glauben bereichert heimzukehren.

Es bleibt ein wesentliches Ziel, die eigene Religion zur Vollständigkeit zu ergänzen und darin mit allen Religionen in einem gefühlsmäßigen und erkenntnismäßigen Bund zu stehen: in der Religion der Religionen. Hoffen wir, dass LeserInnen und Leser Freude haben, den hier vorgeschlagenen Weg mitzugehen.

Reinhard Kirste / Paul Schwarzenau (†)

I N H A L T

	Seite
Einführung	2
I. Grenzüberschreitungen	
a) Thesen zum Religionsverständnis (Nr. 1-9)	4
b) Thesen zum interreligiösen Dialog (Nr. 10-15)	6
c) John Hick: Nur eine wahre Religion?	8
II. Beispielerzählungen aus verschiedenen religiösen Traditionen	
II.1. Aus der Bibel	
• Die Höhenheiligtümer des Salomo oder die Vorzüge des religiösen Pluralismus (1. Könige 3,1-28)	10
• Eine Geschichte und 10 Gebote: David, Bathseba und die Folgen [im Rahmen eines Unterrichtsprojektes in einer 8. Klasse] - (2. Sam 11+12)	16
• Naëman und die Lepra. Schülergeschichten (2. Könige 5, 1-19)	21
• Traumbilder eines Propheten (Bezug zu Jeremia 1,4-19; 18,1-17)	24
• Etwas andere Weihnachtsgeschichten	26
a) Ein zwar nicht gefundenes, dafür erfundenes Dokument aus dem Jahre 5 n.Chr. (Schülertext)	27
b) Stern von Bethlehem über China (Zeitungstext)	27
c) Aus dem Koran (Sure 19,15-35)	28
d) Aus der populärwissenschaftlichen Zeitschrift: Imago Universitatis, 81 n.Chr. (Schülertext)	28
e) Weder heilig, noch drei, noch Könige - aber richtig träumen. Exegetisches Weiterdenken von Matthäus 2,1-12 in Verbindung mit 2,13-14 und Lk 1, 26-38	29
• Sie dachten, es wäre ein Gespenst. Nachdenkliches zur Auferstehung Jesu von einem Zeitgenossen	33
• Heilung jenseits der Grenzen (Mk 6,30-52; 7,24-30; Johannes 4,1-41)	39
II.2. Aus dem Buddhismus	
• Durchbruchserlebnisse: Vom Prinz zum Erwachten	41
• Das Gleichnis vom verlorenen Sohn	55
II.3. Aus dem Hinduismus	
• Krishnas blaue Haut	57
• Die wiedergefundene Sita	57
• Wie die Kuh der Mutter gleichgestellt wurde	59
II.4. Heilige Geburt und göttliches Kind	
• Krishna, Buddha, Abraham, Jesus...	60
II.5. Aus dem Islam	
• Mohammed, Bote des einen Gottes (Variante I)	70
• Der Weg Mohammeds von Mekka nach Medina (Variante II)	84
III. Ein-Blick auf wichtige Bücher und Adressen	
• Besprechungen von Grundlagenliteratur und unterrichtspraktischen Materialien	90
• Weitere interessante Titel, die auch für die Verwendung im Unterricht geeignet sind	98

I. Grenzüberschreitungen

- a) Thesen und Intentionen zum Religionsverständnis Nr. 1-9
- b) Thesen und Intentionen zum interreligiösen Dialog (Nr. 10-15)
- c) John Hick: Nur eine wahre Religion?

a) Thesen und Intentionen zum Religionsverständnis Nr. 1-9

These 1: Eine Religion

Es gibt nur eine Religion. Diese eine Religion ist in allen Religionen. Sie existiert nicht für sich. Man muss sie in den verschiedenen Religionen entdecken. Sie ist in den einzelnen Religionen verdeckt.

Intention 1: Kinder und Jugendliche, die kaum religiös, geschweige denn konfessionell-religiös sozialisiert sind, brauchen die Hinführung zu den Grunderfahrungen des Religiösen, wie es sich in allen Religionen zeigt. Aber auch Kinder und Jugendliche mit einer mehr oder minder ausgeprägten religiösen Sozialisation im Bereich des Christentums oder des Islam werden durch die Vielfalt religiöser Traditionen, wie sie sich heute in der deutschen Gesellschaft zeigen, genötigt, ihre eigene Tradition im Spiegel der anderen neu zu sehen und zu definieren.

These 2: Wahrheit der Religionen

Jede einzelne Religion behauptet, die wahre Religion zu sein, durch die man der einen Religion am nächsten kommt. Einige behaupten sogar, ihre Religion sei allein die eine wahre Religion, die anderen Religionen seien die falsche Religion, die man bekämpfen muss.



Intention 2: Konfessionalität steht in der Gefahr, die Vielfältigkeit der religiösen Möglichkeiten zugunsten der dominierenden Religionen bzw. Konfessionen zu hierarchisieren: Katholizismus, Protestantismus, Islam. Alle anderen Religionen folgen unter „ferner liefen“. Diese Einschätzung verschärft sich durch die neuen religiösen Bewegungen, deren Ernsthaftigkeit oft und allzuschnell mit dem Vorurteil der „Sekte“ disqualifiziert wird.

These 3: Unterscheidungsversuche der Religionen

Alle Religionen stellen bestimmte feste Aussagen auf, an denen man die Unterscheidungsmerkmale gegenüber den anderen erkennen kann, z.B. Gott ist das Eine und Letzte, oder: Gott ja, aber der dreieinige: Vater – Sohn Geist, oder: Gott ja, aber Gott und die Götter.

Intention 3: Die Schwierigkeiten selbst einer religionskundlichen Vermittlung bestehen zum einen darin, dass in der Schule durch die Fächerorientierung nur bestimmte Teilaspekte zur Sprache kommen, z.B. in Geschichte, Geografie und Politik.

Zum andern sind Wertungen schon längst da, die aus dem christlichen Traditionsrahmen kommen und damit faktisch eine originale Begegnung mit einer anderen Religion nicht zulassen.

Zum Dritten wirkt sich die konfessionelle Trennung im Religionsunterricht hemmend aus, denn sie zementiert nicht nur theologisch, sondern auch didaktisch als trennend, was keineswegs trennend sein muss.

These 4: Gnade und Selbstverwirklichung

Der Mensch spürt die Besinnung in sich zu werden, der er ist. Bei dem Bestreben, dieses zu erreichen, bleibt der Suchende hinter sich zurück. Wo es dem Menschen jedoch gelingt, etwas von seinem Wesen zu verwirklichen, entdeckt er dies als Geschenk, in der religiösen Sprache „Gnade“ genannt. Insofern ist Selbstverwirklichung Gnade.

Intention 4: Eine der vordringlichsten Aufgaben eines wie immer gearteten Religionsunterrichts ist es, die vielen Namen Gottes nicht nur zu entdecken, sondern Verständniskriterien für die Vielfalt der göttlichen Erscheinungsformen bzw. einer letzten oder transzendenten Realität zu erarbeiten. Damit entfällt faktisch auch die Unterscheidung zwischen monotheistischen, polytheistischen bzw. traditionellen und a-theistischen Religionen, wie sie bisher durchweg in allen Schulbüchern und Unterrichtsmodellen vorherrschend ist.

These 5: Die letzte Wirklichkeit

Gott im Sinne dogmatischer Vorstellungen ist nicht das Letzte; das Letzte ist vielmehr der Urgrund, für den wir viele Namen haben: Nirvana, die Leere, „das“ Gott, *the Real*, die letztgültige Wirklichkeit. Gott wird geboren, lebt eine ganze Weltzeit (Äon) und stirbt mit der Welt, deren Gott er war. Aus seinem Tod geht eine neue Weltzeit, ein neuer Gott und eine neue Welt hervor.

Intention 5: Die Spannung von Wandelbarkeit und Unwandelbarkeit Gottes, von Chronologie und zyklischem Denken gehört zu den Grundrhythmen jeder Religion, für die im Schulleben erfahrbare Nachvollzüge gefunden werden müssen. Dazu gehört z.B. das Feiern verschiedener religiöser Feste, wobei Schülerinnen und Schüler nicht nur Zuschauer in einer anderen Religion sein sollten, sondern in diesen Festrhythmus einbezogen werden sollten. Man denke etwa an den Weihnachtsfestkreis im Christentum oder an das Ramadanfasten im Islam.

These 6: Gott der wandelnd unwandelbare

Gott ist ewig unwandelbar. Gleichzeitig ist er der sich ewig Wandelnde. Ewig ist mehr als immer, eher ein kosmischer Ring, ein Kreis, eine Spirale, ein Zyklus („von Ewigkeit zu Ewigkeit“).

Intention 6: An dieser Stelle sind nicht nur die vielen ethischen Gemeinsamkeiten in den Religionen anzusprechen (z.B. die „Goldene Regel“ als ethischer Minimalkonsens), sondern auch, welche ethischen Konsequenzen aus bestimmten religiösen Vorstellungen und Dogmen erwachsen. Im Religionsunterricht wird damit eine nicht menschlich begründete, sondern eine göttlich bezogene Humanität favorisiert, die sich allerdings in den (allgemeinen) Menschenrechten verankern lassen muss, ohne dass ein unhinterfragbares „göttliches Recht“ entsteht.

These 7: Gott und Mensch

Gott ist anders, Gott ist Selbst, Gott ist der ewige Mensch. Menschlichkeit ist der gültige Maßstab.

Intention 7: Mit dieser Begrifflichkeit wird eine Realität angesprochen, die meistens zugunsten der Selbstverwirklichung ihr Achtergewicht hat. Die Folge ist, dass nicht nur das Wort „Gnade“ nicht mehr verstanden wird, sondern auch die damit gemeinte Sache, die sich jedem individuellen Zugriff entzieht und doch nicht den Gedanken der menschlichen Freiheit ad absurdum führt (vgl. These 4). Zielrichtung eines unterrichtlichen Verstehens kann darum nur sein, eigenständiges Handeln und konsequente Suche nach Identität nicht in den ausschließlichen Gegensatz zu einer Haltung zu bringen, die davon ausgeht: Alles ist vorherbestimmt, also kann ich machen, was ich will, es ändert sich ja doch nichts!

These 8: Das Geschlecht Gottes

Gott übersteigt jede geschlechtliche Bestimmung. Das Geheimnis seines/ihrer Wesens lässt sich nur paradox formulieren: Er/sie ist weder männlich noch weiblich. Gott ist mann-weiblich.

In der Religionsgeschichte findet man darum die Frau als gleichwertige Partnerin (Gattin/Göttin), die als Muttergöttin der Schoss von allem ist. Sie ist dann als Mutter auch die Mutter Gottes, d.h. die Mutter des Vatergottes.

Intention 8: Die Spannung der geschlechterspezifischen Aussagen über Gott bzw. das Göttliche ermöglichen auf der einen Seite eine Vielfalt der Formulierungen und die Ausprägung besonderer Theologien, z.B. Feministische Theologie. Zugleich machen sie auf das Grundproblem jedes religiösen Transfers aufmerksam: *Finitum non capax infiniti* (calvinistisch geprägte Theologie); *finitum capax infiniti* (lutherisch geprägte Theologie). Religiöse Unterweisung muss sich aber auf Annäherungen im Verständnis Gottes oder des Göttlichen einlassen, sonst ist nur noch Schweigen möglich und das würde jeglichem Unterricht nicht nur in der Schule fast völlig lahmlegen.

These 9: Die Bedeutung der Mystik – Fragen

Wie wird in der Religionen, das Innen, die Leere und die Verbindung mit dem Jenseitigen, Transzendenten zusammengedacht und als *eine Wirklichkeit* erlebt?

Im Menschen gibt es ein „Innen“, das tiefer ist als seine persönliche Innerlichkeit. Es ist ein Innen, das im Blick auf die Innerlichkeit des Menschen, das zugleich sein Außen umgreift. Daraus erwächst die Frage, umgreift dieses Innen die ganze Welt? Ist es das Gott oder der Gott oder die Leere, da es von allem, was wir sonst kennen, leer ist?

Intention 9: Kognitive Überfrachtung, die Behauptung einer wertneutralen Wissensvermittlung (Religionskunde) und Missachtung von pädagogischen Erfahrungsansätzen (Montessori, Steiner u.a.) verstellen die mystische Dimension des Lebens und entziehen dem Lernen wertvolle Impulse für Sinnstiftung und Werteorientierung.

b) Thesen und Intentionen zum interreligiösen Dialog und interreligiösem Lernen (Nr. 10-15)

These 10: Gefahr des Fanatismus

Alle Religionen werden fanatisch, wenn sie nur das anerkennen, wodurch sie sich von anderen unterscheiden. Toleranz, wenn sie wirklich Toleranz üben, ist dann nur eine Gleichgültigkeit, im Grunde aber eine Beleidigung der anderen Religionen, da sie diese ja von vornherein ablehnen. Toleranz reicht also nicht, da jederzeit der Fanatismus wieder aufbrechen kann. Mehr noch, es ist eine Verachtung der einen Religion, die möglicherweise auch in der nur tolerierten anderen ist.

Intention 10: Durch die Dominanz einer Religion, des Christentums - wenn auch konfessionell in katholisch und evangelisch gespalten - hat sich das Bewusstsein gegenüber der Wichtigkeit anderer Religion entweder kaum oder in verstärkter Abwehr entwickelt (besonders gegenüber dem Judentum und dem Islam). Die religionsdidaktischen Bemühungen, interreligiösen Dialog unter den Bedingungen von Schule durchzuführen, können nicht hoch genug bewertet werden, allerdings ist eine interreligiöse Didaktik in Deutschland bisher kaum zu entdecken. Sie ist eine dringende Notwendigkeit, um konfessionelle Einseitigkeiten zu überwinden und um Religionspädagogik wirklich zu den anderen Religionen hin zu öffnen.

These 11: Komplementarität der Religionen

Alle Religionen haben darüber hinaus das, was als Unterscheidungsmoment in den anderen Religionen auftritt, in sich, wenn auch meist verdeckt und daher unbeachtet. Der Fanatismus kann nur überwunden werden, wenn man die Wesensmerkmale der anderen Religionen in seiner eigenen Religion entdeckt.

Intention 11: An dieser Stelle begegnen und überschneiden sich interreligiöses und interkulturelles Lernen. Gleichzeitig bieten multireligiöse und multikulturelle Situationen in einer Schule, in einer Stadt, in einem Betrieb die Möglichkeit im Eigenen das Fremde und im Fremden mehr Vertrautes zu entdecken, als es das bisherige Vorverständnis zuließ. Die Konsequenz für den Religionsunterricht kann darum nur lauten: Die Grenzen der Konfessionen und die Fächergrenzen müssen zugunsten von interreligiösen Unterrichtsprojekten überschritten werden.

These 12: Grenzüberschreitungen hin zu den anderen Religionen

Das bedeutet aber, dass die eigene Religion unvollständig ist. Ihre Ganzheit und Vollständigkeit steht noch aus. Das, was sie zur Vollständigkeit ergänzt, nennt man Komplementarität. Dazu muss man den Mut aufbringen, die Grenzen seiner eigenen Religion zu überschreiten, also

Grenzüberschreitungen zu wagen in Richtung auf die anderen Religionen. Und man muss gleichzeitig die Grenzen der eigenen Religion überschreiten in Richtung auf die übersehenen Möglichkeiten in der eigenen Religion. Den Blick dafür öffnen uns gerade die anderen Religionen.

Intention 12: Wenn bei der Behandlung einer Religion im Unterricht auf andere religiöse Traditionen nicht verzichtet werden kann, dann ist als didaktische Aufgabe gewissermaßen ein Spiegel zu entwickeln, durch den eine weitergehende Erkenntnis ermöglicht wird. Auch wenn diese Spiegel transzendente Wahrheit nur unvollständig spiegeln, sollte Wahrhaftigkeit und Redlichkeit verhindern, dass aufgrund von Vorurteilen Zerrspiegel als Verstehensmuster entwickelt werden. Vielmehr geht es darum, die das Menschliche übersteigende Realität in ihrer sprachlichen und dogmatischen Vorläufigkeit zu sehen und damit die verschiedenen Wege zu der einen Wahrheit umso deutlicher herauszustellen. Dazu helfen nicht nur der Vergleich, sondern auch die Begegnung unter nachvollziehender Entdeckung dessen, was in einer anderen Religion besonders wichtig ist und u.U. im Ritual sichtbar wird.

These 13: Ökumene der Religionen

Dieser Weg zur einen Religion, die die einzig wahre Religion ist, ist die wirkliche Ökumene der Religionen. In diesem Sinne bleiben wir immer Suchende. Wir nehmen nicht nur an der eigenen Religion teil, sondern lassen uns, wenn auch noch so bedingt, in die andere ein.

Intention 13: Die Wahrheit ist global und nicht vollständig zu erfassen. Die unterschiedlichen Wege auf dem Weg zur Wahrheit setzen jedoch voraus, die Welt als ein Ganzes zu denken ist, also vom Gemeinsamen und nicht vom Trennenden auszugehen. Das wäre dann ein pädagogischer Ansatz von Ökumene, zumal Ökumene in des Wortes originaler Bedeutung die gesamte bewohnte Erde meint und nicht bestimmte Segmente. Das gilt auch für die Religionen, die darum in den jeweiligen Orten und Regionen in unterschiedlicher multireligiöser Vielfalt vorkommen. Die Schule als Haus des Lernens und damit auch Welthaus des Lernens und Denkwerkstatt auf dem Weg zur Wahrheit muss sich auf diese religionsökumenische Situation einstellen und nicht nur die Lehrpläne entsprechend ändern, sondern interreligiöses Lernen in umfassendem Sinne ermöglichen, nach der Devise: Global denken, lokal handeln.

These 14: Komplementarität in Gemeinsamkeiten und Unterschieden

Alle Religionen bedürfen daher einander, nicht nur in ihren Gemeinsamkeiten, sondern gerade auch in ihren Unterschieden, durch die sie einander ergänzen.

Intention 14: Elementarisierung ist eine klassische Forderung der Pädagogik bezogen auf das Alter und die Bildungsvoraussetzungen der Schülerinnen und Schüler, aber auch bezogen auf die Unterrichtsinhalte und Erfahrungsfelder. Von daher ist es geradezu eine pädagogische Notwendigkeit, verschiedene Religionen im Laufe einer Schullaufbahn zu behandeln und möglichst authentische Begegnungen, wenn auch nur ausschnitthaft zu ermöglichen. Meditative Ansätze, narrative Hinführungen und Transformationen sowie praktische Übungen könnten hier eine weitere vertiefte Möglichkeit des Zugangs bieten.

These 15: Religion als Heimat und Angebot der Gastfreundschaft

Wir sollen in der eigenen Religion daheim und in den anderen Gäste sein, Gäste, nicht Fremde.

Intention 15: Viele Schülerinnen und Schüler müssen erst einmal religiöse Identität finden, weil die klassische Sozialisierung durch die Familie in vielen Fällen nicht mehr greift und höchstens noch eine diffuse Religiosität der Erwachsenen festzustellen ist, die sich entsprechend auf die Kinder und Jugendlichen überträgt. Religiöse Identität lässt sich aber nicht durch Abgrenzung, sondern nur durch verantwortliche Begegnung ermöglichen. Das erfordert die Entwicklung von didaktischen Modellen, die sich gegebenenfalls in entsprechenden Schulprofilen und Schulprogrammen niederschlagen. Dafür sind zum einen die (Reste der vorherrschenden religiösen) Tradition zu sichten - auch mit ihren regionalen Besonderheiten, zum andern müssen diese Traditionsstücke mit weiteren religiösen Elementen und eingewanderten Religionen in Verbindung gebracht werden. Die jeweiligen religiösen Traditionen sind auf Grund dessen mit ihren heiligen Texten einer Prüfung und Revision zu unterziehen, um auf diese Weise die Suche nach der Wahrheit auf verschiedenen religiösen Wegen als Unterrichtsziel festzuschreiben.

c) John Hick: Nur eine wahre Religion?

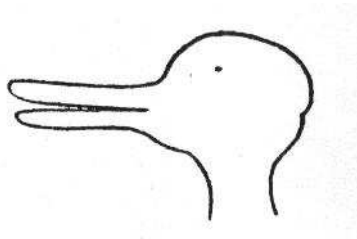
Wahrheitsansprüche

Aber lassen Sie mich zunächst zu einem Punkt zurückkehren, über den ich bereits gesprochen habe, nämlich der Tatsache, dass das Dreifachschema von Inklusivismus, Exklusivismus und Pluralismus auf Erlösungs- und Wahrheitsansprüche anwendbar ist. Bislang haben wir über *Erlösungsansprüche* nachgedacht. Was aber hat es mit *Wahrheitsansprüchen* auf sich? Es ist zweifelsfrei, dass die großen Weltreligionen viele verschiedene Konzeptionen des Letzten, des Realen, kennen, die mit entsprechend vielfältigen religiösen Erfahrungen in Beziehung stehen, und aus denen entsprechend unterschiedliche Glaubenssysteme resultieren. Wenn aber irgendeines dieser Glaubenssysteme "wahr" ist (in dem Sinne, dass es Wirklichkeit reflektiert), müssen dann nicht alle anderen, zumindest soweit sie sich von dem einen unterscheiden, falsch sein? *Bertrand Russell* schrieb: "Es ist logisch offensichtlich, dass, da die großen Weltreligionen uneins sind, nicht mehr als eine von ihnen wahr sein kann." (*Bertrand Russell: Why I am not a Christian*. London: Allen & Unwin, 1957, S. XI). Diese Grundannahme, dass es nämlich nur eine wahre Religion geben kann, in dem Sinn, dass nur eine Religion die erlösende Wahrheit über das Letzte und unsere Beziehung zu diesem Letzten lehrt, möchte ich in Frage stellen. Ich möchte einen völlig anderen Ansatz vorschlagen, und ich werde dies durch drei Analogien zu verdeutlichen versuchen.

Drei Analogien

1. Der Enten-Hasen oder die Hasen-Ente

Bedenken wir zunächst das berühmte mehrdeutige Hase-Ente-Bild des Psychologen *Jastrow*, das *Wittgenstein* in seiner Diskussion des „Sehen als“ in den *Philosophischen Untersuchungen* benutzt hat.



Es ist dies eine Zeichnung, die man sowohl als Kopf einer nach links schauenden Ente, als auch als Kopf eines nach rechts schauenden Hasen sehen kann. Nehmen wir an, es gäbe eine Kultur, in der Enten ein alltäglicher Anblick, Hasen jedoch völlig unbekannt sind. Nehmen wir weiter an, es gäbe eine zweite Kultur, in der Hasen alltäglich, Enten jedoch völlig unbekannt sind. Wenn Menschen der „Enten-kennenden“ Kultur dies mehrdeutige Bild sehen, werden sie es selbstverständlich als Abbildung einer Ente erkennen. Sie werden sogar behaupten, zu wissen, dass das Bild eben dies darstellt; da sie das Konzept eines Hasen nicht besitzen, können sie die Mehrdeutigkeit des Bildes nicht erkennen. Natürlich geht es Menschen der „Hasen-kennenden“ Kultur genau anders herum. Für sie handelt es sich ganz offensichtlich um einen Hasen, und es gibt ebenfalls keinerlei Mehrdeutigkeit auf diesem Bild. Die Menschen dieser beiden Kulturen sind völlig im Recht, sowohl erkenntnistheoretisch als auch moralisch, wenn sie sagen, und sogar behaupten zu wissen, dass dies Bild einen Hasen bzw. eine Ente darstellt. Und jede Gruppe, wenn sie erführe, dass die jeweils andere Gruppe auf dem Bild etwas völlig Anderes und Fremdes erkennt, würde sicher behaupten, dass die fremde Gruppe verwirrt sei oder auf irgendeine unerklärliche Weise unrecht habe. Wittgenstein jedoch könnte die Situation so erklären, dass jede Gruppe mit dem, was sie behauptet, recht hat, dass jedoch die Schlussfolgerung, die andere Gruppe habe Unrecht, falsch ist. Er könnte darauf hinweisen, dass beide im Recht sind, weil das, was tatsächlich abgebildet ist, gleichermaßen korrekt auf zwei verschiedene Arten gesehen werden kann, nämlich als Hase *oder* Ente.

Die Analogie, die ich ziehen möchte, ist natürlich die mit der religiösen Erfahrung. Und die Möglichkeit, auf die ich hinweisen möchte, ist, dass die unbeschreibbare letzte Realität durchaus authentisch in verschiedenen menschlichen Konzepten als Jahwe, als Dreieinigkeit, als Allah, als Shiva, als Vishnu oder auch als Brahman, als Dharmakaya, als Tao etc. erfahren werden kann.

2. Teilchen und Welle

Eine zweite Analogie mag helfen zu verdeutlichen, wie dies möglich ist. Es ist dies das Teilchen-Welle-Phänomen in der Physik. Es scheint, dass in gewissen experimentellen Situationen das Licht die Eigenschaften von Wellen aufweist, in anderen experimentellen Situationen allerdings die Eigenschaften von Teilchen. Die beobachteten Eigenschaften hängen davon ab, wie der Beobachter mit dem Licht in Beziehung tritt. Die Analogie, an die ich hier denke, ist die mit spirituellen Praktiken

- Gebet, Formen der Meditation, Sakramente, gemeinsame Anbetung. In diesen Praktiken treten wir in Beziehung zu dem Realen.

Mit anderen Worten, wenn unsere religiöse Kultur uns in die Lage versetzt, uns dem Realen in persönlicher Form zu nähern, dann werden wir dies Reale als persönliche Gottheit erfahren. Was wir dann wahrscheinlich erkennen werden, ist eine spezifische göttliche Persönlichkeit, die auf einen bestimmten Strang der menschlichen Geschichte bezogen ist - die Persönlichkeit, die das jüdische Volk auserwählt hat, der himmlische Vater, den Jesus predigt oder das göttliche Wesen, das im Qur'an zu den arabischen Völkern sprach etc. Wenn uns auf der anderen Seite unsere religiöse Kultur lehrt, uns dem Realen als der unendlichen nichtpersonalen Sein-Bewusstsein-Seligkeit des Brahman zu nähern oder als dem ewigen Dharmakaya, das sich auf ewig im grenzenlosen Mitleiden des Buddhas äußert, dann wird dies vermutlich die Weise sein, in der wir das Reale wahrnehmen. Um es mit vertrauter christlicher Sprache auszudrücken: Offenbarung ist beziehungsabhängig. Sie nimmt verschiedene Formen an, abhängig von der religiösen Empfänglichkeit der Menschen, die in verschiedenen Traditionen geformt wird, der verschiedenen Denkkonzepte zugrunde liegen und die sich in verschiedenen Formen spiritueller Praxis äußert.

3. Zweidimensional – dreidimensional

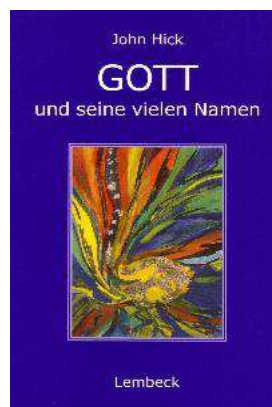
Die dritte Analogie kommt aus der Kartographie. Da die Erde eine dreidimensionale Kugel ist, muss jede zweidimensionale Landkarte notwendigerweise verzerren. Es gibt zahlreiche Wege einer systematischen Verzerrung, die unterschiedlichen Zwecken dienen. Eine der bekannteren ist die Zylinderprojektion nach Mercator, die in vielen Weltkarten benutzt wird.

Jede zweidimensionale Karte einer dreidimensionalen Realität muss naturgemäß verzerren – nach einem festen Satz von Regeln. Das bedeutet aber nicht, dass, wenn ein Typ korrekt ist, alle anderen Typen inkorrekt sind. Wenn sie richtig hergestellt sind, sind alle Projektionstypen korrekt – in einem anderen Sinn sind sie alle inkorrekt, da sie notwendigerweise alle verzerren. Allerdings mag die eine für einen bestimmten Zweck geeigneter sein, eine andere für einen anderen Zweck – Großkreisnavigation, kurze Fahrten, Reisen in den Tropen, Reisen nahe den Polen etc. Die Analogie hier ist die mit den Theologien, sowohl mit den verschiedenen Theologien einer Religion, als auch mit den verschiedenen Theologien und Philosophien unterschiedlicher Religionen.

Es könnte gut sein, dass die Darstellung unendlicher göttlicher Realität in unseren begrenzten menschlichen Begriffen noch grundsätzlicher unzulänglich sein muss als eine zweidimensionale Darstellung der dreidimensionalen Erde. Es könnte aber auch sein, dass die konzeptionellen Karten der großen Traditionen, auch wenn sie nur begrenzte Darstellungen des Unendlichen sind, alle innerhalb ihrer Projektionen mehr oder weniger korrekt sind, und dass alle uns in gleicher Weise unseren Weg durch das Leben zeigen. Denn unser Leben ist eine Pilgerreise zu dem Realen. Die großen Religionen weisen uns den Weg auf dieser Reise, und soweit sie, wie man sagen könnte, in soteriologischer Ausrichtung auf das Reale sind, werden sie uns in richtiger Weise zu dem Realen führen, wenn wir ihren Pfaden folgen. Sie werden uns öffnen für das, was in verschiedenen Begriffen göttliche Gnade oder übernatürliche Erleuchtung heißt und sichtbare Früchte in unserem Leben hervorbringt.

Die Hypothese, auf die all diese Analogien hindeuten, ist die einer letzten, unbeschreibbaren Realität, die Ursprung und Grund aller Dinge ist, und der man sich in verschiedenen religiösen Traditionen als Kontexten menschlicher Erlösung/Befreiung nähern kann, wenn sich die Traditionen in soteriologischer Ausrichtung auf diese Realität befinden. Die Traditionen beinhalten verschiedene menschliche Konzepte des Realen mit entsprechend verschiedenen Formen der Erfahrung, die zu unterschiedlicher Wahrnehmung des Realen führen, und entsprechend verschiedenen Formen des Lebens als Antwort auf das Reale.

Aus einem Vortrag, den John Hick in verkürzter Fassung während einer Tagung am 15. Juni 1994 in der Ev. Akademie Iserlohn hielt. Der Gesamttext findet sich in RIG 4: Wertewandel und religiöse Umbrüche. Balve 1996, S. 113-127. Der hier wiedergegebene Auszug dient zur weiteren theologischen Begründung interreligiösen Nachzählens der Bibel. Die Zwischenüberschriften sind zum Teil ergänzt.



II. Beispielerzählungen aus verschiedenen religiösen Traditionen

II.1. Aus der Bibel

♦ Die Höhenheiligtümer des Salomo oder die Vorzüge des religiösen Pluralismus

(Lesetext nach 1. Könige 3,1-28)

1. Salomo und die Priester in Jerusalem:

Ein abgelehnter Bericht für die königlichen Chronik

Im Institut für Moderne Geschichte der Jerusalemer Tempelbehörde nahm das Stirnrunzeln zu. Noch keine Woche war es her, da hatte die eigens eingesetzte historische Kommission des Königs Salomo den neuesten Teil der Geschichtsschreibung über die Richter und Könige Israels mit der Bemerkung zurückgehen lassen, dass die priesterlichen Schreiber offensichtlich die Religionspolitik des Königs Salomo nicht richtig verstanden hätten und deswegen entsprechende Korrekturen angebracht werden müssten.

Die priesterlichen Historiker und Zeitgeschichtler waren in ihrem Stolz gekränkt, gleichzeitig in einer heiklen Lage. Einerseits sollten sie Geschichte schreiben, so dass dem Gott, der das Volk Israel aus Ägypten geführt hatte, die Ehre gegeben würde, auf der anderen Seite waren sie vom König völlig abhängig.

Wir erinnern uns: Beim Sturm auf die Jebusiterfestung Jerusalem hatte der siegreiche David die Stadt zu seinem persönlichen Eigentum gemacht, und diese unterstand damit unmittelbarer königlicher Gerichtsbarkeit. Die Priester der Stadt hatte David vor die Wahl gestellt, ihm nun und seinem Gott persönlich zu Diensten zu sein, im andern Falle hätten sie als Priester keinerlei Existenzberechtigung mehr. Und da David kurzen Prozess zu machen pflegte, wussten sie, was das bedeutete. Bei mangelnder Unterwerfung war der Tod angesagt. So fügten sie sich, entfernten die Bilder des Fruchtbarkeitsgottes und der seiner schwesterlich-mütterlichen Gemahlin und stellten sich im Prinzip ganz auf den Wüstengott der siegreichen Israeliten ein - oder doch nicht so ganz?

Das Volk hatte es einfacher. Davids Religionspolitik war schon liberal. Es gab keine Zwangsbekehrungen zur neuen Religion. Die Leute gingen weiterhin regelmäßig zu den Höhenaltären am Rande von Jerusalem, auch wenn es eindeutig weniger geworden waren. Aber seit Salomo das Königtum angetreten hatte, schien die Toleranz keine Grenzen zu kennen. Er brachte sogar regelmäßig Rauchopfer auf den Höhen dar, sagte zwar dies sei um Gottes willen und zur Ehre des einen Gottes, aber jedermann wusste, wer da noch alles an diesen Höhenheiligtümern verehrt wurde.

Erinnern wir uns wiederum: David hatte zwar an den einen Gott geglaubt, hatte wunderschöne Gebete gedichtet und vertont, sie wurden sogar in den Gottesdiensten gespielt, aber so richtig strenggläubig war auch er schon nicht mehr, besonders in seinen späteren Tagen. Bei seinen Frauen hatte er schon manchen, wie er es scherzhaft nannte, „Aberglauben“, großzügig durchgehen lassen. Aber nun sein Sohn Salomo ... Dem Volk war es ziemlich egal, zumal Jerusalem neben der eingewanderten israelitischen Bevölkerung noch einen erheblichen Jebusiter-Anteil hatte und Mischehen eher die Regel als die Ausnahme waren. Und ein Teil der zwangsbekehrten Priester einschließlich der ultra-konservativen Fraktion im Institut für Moderne Geschichte witterte Morgenluft, um eine Gegenposition zu dieser Art von Toleranz aufzubauen.

2. Salomos Traum

Salomo hatte an einer alten Kultstätte nördlich von Jerusalem, in Gibeon, ein öffentliches Gelübde getan, nämlich zu seinen Lebzeiten den Tempel mit aller Pracht zu errichten. Er hatte dies mit der ungeheuren Zahl von 1000 Brandopferstieren untermauert. Bei dieser Zeremonie hatte er eine Nacht im Heiligsten des Höhentempels verbracht, einer Art Klausur in der Nähe des Brandopferaltars. In dieser Nacht war ihm Gott im Traum erschienen und hatte gesagt: „Bitte, was ich dir geben soll!“

„Salomo sprach: Du hast an meinem Vater, deinem Diener, große Barmherzigkeit getan. Er lebte wahrhaftig und setzte sich mit aufrichtigem Herzen für Gerechtigkeit vor dir ein. Du hast ihm tatsächlich große Barmherzigkeit erwiesen und hast ihm einen Sohn gegeben, der auf seinem Thron sitzen sollte. Und nun ist es auch so.

Nun, Herr, mein Gott, du hast deinen Diener an der Stelle meines Vaters David zum König gemacht. Ich bin sehr jung und blicke noch nicht durch. Und dein Diener steht nun inmitten deines Volkes, das du erwählt hast, ein Volk, das so groß ist, dass es wegen seiner Menge niemand zählen noch in eine Statistik einbeziehen kann.

So wollest du deinem Diener ein gehorsames Herz geben, damit er dein Volk politisch führen kann und verstehen, was gut und böse ist. Denn wer vermag über dies, dein mächtiges Volk, Richter zu sein?

Das gefiel Gott gut, dass Salomo ausgerechnet darum bat. Und er sprach zu Salomo: Weil du darum bittest und bittest weder um langes Leben, noch um Reichtum, noch um den Tod deiner Feinde, sondern um Verstand zuzuhören und recht zu richten, so komme ich deinem Wunsche nach und gebe dir ein weises und verständiges Herz, so dass deinesgleichen vor dir nicht gewesen ist und auch nach dir nicht kommen wird. Und dazu gebe ich dir, worum du mich nicht gebeten hast, nämlich Reichtum und Ehre, so dass dir unter den Königen deiner Zeit keiner gleichkommt.

Und wenn du in meinen Wegen gehen wirst, so dass du meine Satzungen und Gebote hältst - so wie das dein Vater David getan hat - so werde ich dir ein langes Leben geben“ (1. Könige 3,5-14).

Salomo wusste um die tiefe Bedeutung von Träumen. Gewissermaßen als Bestätigung des Erlebten, eilte er nach Jerusalem zurück und brachte dort erneut ein beachtliches Brandopfer dar, dieses Mal an der Stelle des künftigen Tempels, wo bisher die hölzerne Truhe mit den steinernen Gebotstafeln stand, die symbolhafte Verdinglichung des Bundes Gottes mit dem Volk Israel. Es waren dieselben Gebotstafeln, die Mose am Sinai empfangen hatte. Sie galten darum als besonders heilig.

3. Salomo auf den „Höhen“ seiner Zeit

Dieses Erlebnis ließ Salomo werbetechnisch geschickt öffentlich in der vorliegenden Fassung verbreiten, die natürlich für die Kenner der Szene einige Seltsamkeiten aufwies. So treu hatte sich David keineswegs an die Gebote Gottes gehalten, sonst wäre Salomo nie geboren worden, so wörtlich hielt sich bekanntermaßen auch Salomo nicht an die Gebote, sondern pflegte durchaus eigenwillige Auslegungen. Aber nach dieser Traumvision gingen die Bauarbeiten am Tempel noch zügiger voran. Architektonischen Kennern von Bauzeichnungen fiel allerdings auf, dass das Tempelmodell verblüffende Ähnlichkeiten mit den berühmten Tempeln in Ugarit aufwies. Die Fundamentalisten witterten wieder einmal mehr Religionsvermischung (Synkretismus) und gefährliches Heidentum.

Wenn man davon absah, dass Salomos Vater David den alten Jebusiter-Tempel, ein kulturhistorisches bedeutendes Monument hatte schleifen lassen, hatte sich so viel nicht geändert, denn Abriss von alten Tempeln und Neubau war ein beliebtes Spiel orientalischer Könige, um ihre Untertanen wie Arbeitssklaven zu benutzen und das als Volkssolidarität auszugeben.

Die Stadt Jerusalem erinnerte beinahe an frühere Zeiten. David hielt es mit den Frauen schon nicht genau, ihm war es schon ziemlich egal, woher seine Frauen kamen. Sein Motto schien der Schlager zu sein: „Schön und kaffeebraun sind alle Frau'n in King'ston Town“. Aber gegenüber Salomo war David ein Waisenknabe gewesen. Salomo fühlte sich wie ein orientalischer Großkönig. So gab es bald in seinem Palast Ehefrauen, Nebenfrauen, Mätressen. Selbst der ewig klatschsüchtige Hofstaat sah schon bald nicht mehr durch. Und woher diese Frauen alle kamen, mein Gott! Der ganzen Sache hatte Salomo in des Wortes originaler Bedeutung die Königskrone durch die pompöse Heirat mit einer ägyptischen Prinzessin aufgesetzt, und die Tempelpriester durften die Trauung im jüdischen Ritus vollziehen!

Es war unvorstellbar! Jeder Herrscher, der dem großen Salomo seine Aufwartung machte, brachte ein paar Frauen mit: Inderinnen, Nubierinnen, schwarz und weiß, die halbe Welt spiegelte sich in Salomos Harem.

Und was diese Frauen alles glaubten! Da hatten selbst die Söhne und Enkel der gewendeten jebusitischen Priesterkaste ihre Schwierigkeiten. Sie hatten sich prompt in zwei Flügel, den fundamentalistischen und in den liberalen gespalten. Der fundamentalistische Flügel war durch David zur königlichen Geschichtsschreibung verpflichtet worden und hatte auch das von Salomo neu gegründete Institute für Moderne Geschichte einigermaßen in seiner Hand, was von den „Liberalen“ in der ehemals jebusitischen Priesterschaft bedauert und mit verstecktem Ärger registriert wurde.

Nun war es nicht nur für die Fundamentalisten, sondern auch für manchen anderen Frommen schon ein Skandal, was sich da täglich in Jerusalem an Religionsmischung (Synkretismus) abspielte. Man roch die vielen Göttinnen und Götter förmlich. Denn zu allem Überfluss hatte sich fast jede dieser neuen Frauen des Salomo einen Tempel, Tempelchen oder wenigstens einen Altar oder zumindest ein Altärchen auf den Höhen rings um Jerusalem bauen lassen. Der Geruch des multikulturellen und multireligiösen Jerusalem stieg manchem ganz schön übel in die Nase. Und das war durchaus wörtlich gemeint: Wer morgens aus dem Fenster blickte, sah überall den Rauch der Opfertiere aufsteigen, hörte den Klang der Gebetsrufer in ägyptisch, ammonitisch, edomitisch, phönizisch, persisch, griechisch, arabisch. Ja, Jerusalem war sehr schnell wieder von der Stadt des einen Gottes zur multireligiösen Stadt verkommen. Und mancher aggressive Fundamentalist hoffte insgeheim, dass der Gott Israel diesem heidnischen Treiben endlich den Garaus machen möchte. Im Geiste sah er schon die Strafe des ehemaligen Wüstengottes heraufziehen, der bekanntlich ein eifersüchtiger Gott war und keine anderen Götter neben sich duldete.

Immerhin konnte man seit kurzem in der königlichen Bibliothek die Geschichte des Auszugs der Israeliten aus Ägypten und den Einzug ins Gelobte Land der Kanaanäer nachlesen oder, wenn man nicht lesen konnte, sich gegen eine geringe Gebühr vorlesen lassen. Außerdem gab es auf den Plätzen der Stadt genügend Erzähler, die die alte Geschichte in immer wieder neuen Varianten zu Gehör brachten.

Eine richtige Opposition kam da nicht zustande. Salomo war einfach zu klug.

4. Das Urteil des Salomo

Immer wieder erzählte man sich deshalb die Geschichte seiner famosen Urteilsfähigkeit, eine delikate Sache, die aus dem Prostituiertenmilieu stammte und deshalb besonders gern weiter erzählt wurde. Selbst die schriftliche Protokoll-Fassung des Instituts für Moderne Geschichte war voll des Lobes für den König:

Über mehrere Gerichtsinstanzen war schließlich der Fall vor Salomo als obersten Richter gekommen. Die Verhandlung war turbulent, wie das Gerichtsprotokoll zeigt:

„Und die eine Frau sprach: Ach, mein Herr, ich und diese Frau wohnen in *einem* Hause, und ich gebar bei ihr im Hause einen Sohn. Und drei Tage nachdem ich geboren hatte, gebar auch sie ein Kind. Und wir waren beieinander, und kein Fremder war mit uns im Hause, wirklich nur wir beide.

Und der Sohn dieser Frau da starb in der Nacht, denn sie hatte ihn im Schlaf erdrückt. Und sie stand in der Nacht auf und nahm meinen Sohn von meiner Seite, als deine Magd schlief, und legte ihn in ihren Arm. Und ihren toten Sohn legte sie in meinen Arm. Und als ich in der Morgenfrühe aufstand, um meinen Sohn zu stillen, da war er tatsächlich tot. Als ich ihn aber am späteren Morgen genau ansah, da war das doch gar nicht mein Sohn, den ich geboren hatte.

Die andere Frau entgegnete: Nein, kein Wort ist wahr. Mein Sohn lebt, doch dein Sohn ist tot. Die konterte natürlich: Nein mein Sohn lebt, und deiner ist tot! Und so redeten sich vor dem König die Köpfe heiss. Der König hatte geschwiegen und genau zugehört, dann sprach er: „Holt mir ein Schwert!“ Und als man das Schwert vor den König brachte, sprach der: „Teilt das lebendige Kind in zwei Teile, und gebt dieser die eine und jener die andere Hälfte.

Da sagte die Frau, deren Sohn lebte, zum König, denn ihr mütterliches Herz brannte in Liebe für ihren Sohn, sie jammerte: „Ach, mein Herr, gebt ihr das Kind lebendig und tötet es nicht!“ Die andere aber sagte: „Es sei weder mein noch dein, lasst es teilen!“

Da antwortete der König sehr deutlich: „Gebt dieser Frau das Kind lebendig und tötet es nicht, sie ist nämlich die Mutter“ (1. Könige 3, 16-27).

Das war natürlich Wasser auf die Mühlen des Volkes, ganz im Sinne und im Stil der Regenbogenpresse, die für ihre Leser ständig Futter brauchte und am Hofe auch genügend fand: Skandale und Skandälchen. Den König schien das nicht sonderlich zu interessieren. Aber jeder kann sich vorstellen: Dieses Urteil hatte Signalwirkung im Lande. Man schätzte und man fürchtete den König. Nicht nur seine ungeheure Belesenheit und argumentative Klugheit verblüffte, nein, er war auch in der Lage, Erkenntnisse praktisch umzusetzen und auf diese Weise Ordnung im Lande zu halten.

5. Salomo und der interreligiöse Dialog

Die mehr Intellektuellen unter den Jerusalemer Bürgern zogen dagegen ein anderes Spektakel vor, das sie in regelmäßigen Abständen in der Aula der neugegründeten Universität genießen konnten. Podiumsdiskussionen, Foren und Talkshows der gehobenen Art:

Da ging es um Gott und die Welt, Ethik, Moral, Wirtschaft und Globalisierung und immer wieder um die Begegnung der Kulturen. Spötter nannten diese Aula bald: „Haus der Kulturen der Welt“. Die

Gäste und Diskussionspartner des Königs sorgten für interessante Gastgeschenke, die in bestimmten Zeitabständen zu Ausstellungen zusammengestellt wurden, so dass man bald die Kultur der ganzen Welt in Jerusalem bestaunen konnte.

Aber mit dem Glauben an Gott, der Israel ins Gelobte Land geführt hatte, blieb das so eine seltsame Sache. Von der Strenge eines Mose oder eines Josua war nichts mehr übriggeblieben: „*Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen*“ (Josua 24,15b) war nur noch eine nichtssagende Floskel, die mit dem Ernst eines Josua nichts mehr zu tun hatte. Salomo schien zwar nicht selbst zu den neuen alten Göttern zu beten, aber seine Frauen durften alles. Er selbst schien einen mehr philosophischen Gottesglauben zu haben.

Bei einer Diskussionsrunde mit anwesenden ausländischen Gelehrten aus Ninive, Damaskus, der Indus-Universität und Theben hatte er sich folgendermaßen geäußert:

„Meine Herren, wer oder was ist Gott? Ist er eine Person? Männlich oder weiblich oder beides gleichzeitig? Ich habe den Eindruck, dass alle unsere Gottesvorstellungen nur vorläufige und menschliche Versuche sind, die jenseitige Realität zu erkennen und zu verstehen. Darum sind es auch fehlerhafte Versuche, die uns manchmal von der Wahrheit weiter wegbringen als ihr nahezukommen.“

In Adonaj, dem Gott Israels zum Beispiel, sehen wir Eigenschaften, die betonen, dass Menschen von Gott geführt werden, wenn sie nur glauben, in Astarte sehen wir die Schöpferkraft Gottes geradezu sinnlich werden, ja wie kann man überhaupt Gott verstehen, wenn man nichts von Liebe, Sexualität und der Kraft der Zeugung versteht?“

Mancher konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als würde Salomo den Fruchtbarkeitsgöttern des Landes durchaus eine gewisse Zuneigung entgegenbringen. Aber Salomo hielt sich nicht bei den Namen der einzelnen Regionalgötter auf. Er zitierte vielmehr einen bekannten Dichter aus Europa, der dem Orient sehr wohlgelegen war. Der hatte in einem Theaterstück einen Universalgelehrten, einen Dr. Faustus, gegenüber seiner Geliebten Margarete sagen lassen:

„Wer darf ihn kennen
Und wer ihn nennen
Und wer bekennen:
Ich glaub ihm! Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub ihm nicht!
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Fasst und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadoben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich nicht Aug in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen Dir
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst:
Nenns Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut“.



Votiv-Figuren aus Byblos, ca. 1800 v. Chr.

Goethe, Faust, Erster Teil (in Marthens Garten).
Ausgabe hier: Leipzig: Insel 1964, S. 231f

Einige gelehrte Anhänger des Gottes Israel hatten schon mehrfach versucht, Salomo in einer solchen Diskussion der Ketzerei zu überführen, besonders diejenigen aus der Gruppe der fundamentalistischen Priester. Der König durchschaute immer zu früh, was gespielt wurde und so wagten sie nicht, das Zitat öffentlich fortzusetzen: Denn in diesem Text antwortet Margarete, auch Gretchen genannt, auf die Äußerungen des Doktors:

„Das alles ist recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bisschen andern Worten“ (aaO S. 232).

Die schriftkundigen und bibeltreuen Priester, besonders aus dem Institut für Moderne Geschichte, kannten die ganze Argumentationskette des Königs vom eigenen Studium der Geschichte des jüdischen Gottesglaubens her: Gott war vor allen Zeiten, Gott offenbarte sich, Gott war der ungeschaffene Erschaffer, aber es gab auch in Gott und an Gott Ungeschaffenes, und das war *Chokma*, die Weisheit, ja sie war und ist des einen Gottes ungeschaffene Gespielin. Salomo formulierte gern: „Am Anfang war die Weisheit, sozusagen die Kontur des unsichtbaren Gottes.“

Auf solche Traditionen setzte der König in seinen Diskussionen und Vorträgen. Und auch die Geschichte mit seinem Traum am Höhenheiligtum von Gibeon erzählte er gern so, dass Gottes Weisheit sozusagen in ihn eingeflossen war. Er hatte sogar von einem griechischen Philosophen einen Fachbegriff dafür genannt bekommen: Die Weisheit ist eine Emanation Gottes. Es war Salomo schwerlich abzustreiten, dass er in die tiefsten Tiefen Gottes geschaut hatte, beinahe wie Mose. Gerade diese Tiefenschau befähigte ihn zu kühnen und positiven theologischen Formulierungen, dies aber in so klaren Worten, dass es für viele der Zuhörer und Zuhörerinnen ausgesprochen orthodox klang.

Da bei diesen Diskussionen Menschen der verschiedensten Glaubensrichtungen zusammenkamen, war es schon verblüffend, dass jeder sich in seinem eigenen Gottesglauben wieder erkannte und oft genug bestätigt fand, ja dass bei keinem Anders-Gläubigen Minderwertigkeitsgefühle gegenüber der offiziell neuen und herrschenden Religion aufkamen.

6. Schwierigkeiten mit der Geschichtsschreibung: Ein korrigierter Geschichtsbericht und eine Akte im Geheimarchiv

Wie gesagt: Angesichts eines solch klugen Königs war vorläufig jeglicher Widerstand zwecklos. Salomo war zwar überhaupt nicht kriegerisch gesinnt wie sein Vater David, der ein Großreich zusammengeplündert hatte. Er war vielmehr den kulturellen und schöngeistigen Dingen der ganzen Welt zugetan. Allerdings konnte er sich auch wie ein orientalischer Großfürst benehmen, wenn er den Eindruck hatte, jemand plane eine Verschwörung gegen ihn. Die Todesstrafe war trotz aller geistigen Hochkultur keineswegs abgeschafft. Im Zweifelsfalle behielt sich Salomo das höchst instanzliche Urteil vor, wie man in der Gerichtsverhandlung mit den beiden Prostituierten gesehen hatte. Er machte es da nicht anders mit seinen Feinden als sein Vater David: Er stellte vor die Wahl: Unterwerfung oder Tod.

So arrangierten sich die Priester-Gelehrten aufs neue, zumindest nach außen hin, und das führten sie fast ebenso geschickt durch, wie der königliche Auftraggeber. Der vom König beanstandete Bericht musste umgeschrieben werden. Da hatten sie keine Wahl, wenn sie am Leben bleiben wollten. Sie griffen zu einer List und schrieben zwei Fassungen desselben Textes. So kam für den König Salomo ein veränderter und geschönter Bericht zustande. Und der klang natürlich wohlgefällig in den dessen Ohren. Auch der Klügste ist gegenüber Schmeicheleien nicht völlig immun. Nur vier Wochen brauchten sie, um den beanstandeten Text zu korrigieren und an den kritischen Stellen zu formulieren:

„Salomo aber hatte den Herrn lieb und wandelte nach den Satzungen seines Vaters David. Und Salomo ging nach Gibeon, einer alten jüdischen Kultstätte aus der Richterzeit, um dort zu opfern. Denn es war bis zur Einweihung des Tempels in Jerusalem die bedeutendste Opferstätte des Gottes Israel. Und Salomo opferte dort 1000 Brandopfer auf dem Altar. Und der Herr erschien Salomo zu Gibeon im Traum des Nachts“ (1. Kön 3,4+5).

Gleichzeitig aber fertigten sie eine Parallelausgabe zu diesem Text an, die allerdings einige erstaunliche Abweichungen erhielt. Dieser Text verschwand im Geheimarchiv des Instituts für Moderne Geschichte und wurde erst – mehr zufällig – von einem Nachfolger Salomos entdeckt. Der Text hätte den „Fundamentalisten“ im Institut für Moderne Geschichte, aber auch in der gesamten rechtslastigen Priesterschaft sicher den Kopf gekostet. Denn die entscheidenden Zeilen lauteten so:

„Und Salomo verschwägte sich mit dem Pharao, dem König von Ägypten und nahm eine Tochter des Pharao zur Frau und brachte sie in die Stadt Davids, und zwar in den Stadtpalast, bis er sein neues Palais am Rande von Jerusalem und den Tempel Gottes sowie die Mauer um Jerusalem gebaut hatte. Aber das Volk opferte immer noch auf den Höhen. Salomo gebot diesem heidnischen Treiben keinen Einhalt, sonder räucherte sogar selbst für und mit seinen Frauen auf den Höhen. Allerdings meinte er durchaus im Sinne seines Vaters David und im Sinne der Gebote Gottes zu handeln, aber der Unterschied zum Gott Israels war offenkundig, besonders als er zu der alten kanaänischen Kultstätte nach Gibeon fuhr und dort 1000 Rinder opferte“ (1. Kön 3,1-4).

Ein vorläufiger Sieg des religiösen Pluralismus? Auf Kosten der Wahrheit? Aber welcher Wahrheit? Wenige Zeilen geändert, schon gibt es eine andere Geschichte. Aber wer hat nun wirklich dem Frieden der Menschen in einer Stadt gedient und wer hat nun eigentlich wirklich wahrhaftig und nicht borniert Gottes Willen zu erfüllen versucht?

Didaktische Anmerkungen

1. Fiktives, Historisches und aktuelle Anspielungen

Die Rahmenhandlung: Die (fiktive) Zurückweisung der Forschungsarbeit des Jerusalemer *Instituts für Moderne Geschichte* bietet die Möglichkeit, die spannungsreiche Entwicklung innerhalb der Regierungszeit Salomos und die mögliche Flügelbildung innerhalb der Jerusalemer Priesterschaft auszumalen. Historisch allerdings nicht gesicherte Voraussetzung ist dabei, dass dieses historische Institut als Teil einer Tempelbehörde weitgehend in der Hand der Fundamentalisten gedacht wird. Historisch lässt sich durchaus denken, dass ehemalige Jebusiterpriester den neuen Gott der Israeliten so verinnerlicht haben, dass ihnen gar königskritische Texte herausrutschen und sie damit in Widerspruch zur offiziellen Religionspolitik Salomos geraten. Gleichzeitig kann man/frau sich ehemalige Jebusiterpriester vorstellen, die insgeheim die alten vor-davidischen, „heidnischen“ Verhältnisse wieder herbeiwünschen und über die neue Religionspolitik glücklich sind, aber damit in Gegensatz zu ihren eigenen „Priesterkollegen“ geraten (würden).

Historisch gesehen, dürften solche Spannungen tatsächlich existiert haben, denn man kann nicht binnen einer Generation eine ehemals „polytheistische“ Priesterschaft auf den jüdischen Gott hin so umkrempeln, sozusagen monotheistisch einschwören, so dass alle die neue Religion total verinnerlicht haben. Es handelt sich am Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. um eine klassische „Wendezeit“ mit all den menschlichen und fanatisch gewendeten Seltsamkeiten.

Diese halb fiktive und doch historisch angelehnte Geschichte, teilweise durch Bibeltexte „autorisiert“, erlaubt selbst bei der Zitierung der Originaltexte Abweichungen, die eine Verstärkung der bestehenden Meinung möglich machen oder gegen den König gerichtete Tendenzen ins überzeichnet Auffällige rücken, wie besonders die Entwicklung eines parallelen „Geheimtextes“ des *Instituts für Moderne Geschichte* am Schluss der Geschichte zeigt.

Für eine intensive Arbeit an Intentionen, vorliegendem Text und zugrunde liegender biblischer Geschichte sollte darum immer wieder der biblische Text aufmerksam nachgelesen werden. Dies ist umso wichtiger, als viele Jugendliche und Erwachsene 1. Könige 3 entweder gar nicht oder nur sehr oberflächlich kennen.

Der entscheidende Punkt bei aller nachgehenden Interpretation liegt aber in dem Versuch der Aktualisierung, die zeitliche „Mogeleyen“ als aktualisierendes Element einfügen. Diese, große Zeiträume überspringende Beziehungen wurden bewusst hergestellt, um die Chancen eines religiösen Pluralismus nicht nur als modernes Zeitphänomen abzutun, sondern auch auf „interreligiöse“ Geistes-Größen der Geschichte hinzuweisen:

Johann Wolfgang von Goethe (mit dem Faust-Zitat im Text), *Friedrich der Große* (18. Jh., mit dem im Lesetext fast versteckten Hinweis auf sein „Neues Palais“), der indische *Mogul-Kaiser Akbar d. Gr.* (17. Jh., der öffentliche Diskussionen mit Jesuiten, Muslimen und Hindus hielt) und der *Stauferkaiser Friedrich II.* (13. Jh., der an seinem Hofe bewusst den Kontakt zum Islam und zur arabischen Kultur pflegte). Damit stelle ich Salomo in eine Reihe mit diesen und anderen religionsoffenen Herrschern aller Zeiten.

Die Aktualisierungen einer solch toleranten Religionspolitik gehen aber noch weiter. Sie sind sicher nicht immer zu erkennen, erlauben jedoch auch die Geschichte immer wieder neu aktualisierend nachzuerzählen. Nur ein Beispiel, wie sich dieses Vorgehensweise ausgewirkt hat: In Berlin gibt es ein „Haus der Kulturen der Welt“, ein positiv besetzter Begriff, im vorliegenden Text wird aber alles was mit Multikulturalität zusammenhängt, von den Konservativen in den negativen Schlagschatten synkretistischer Verdächtigung gebracht.

Solche Vorgehensweise bedeutet sicher eine Relativierung von Wahrheitsansprüchen, die die Israeliten damals zu ihrer Identitätssicherung wahrscheinlich sogar durchsetzen mussten, um nicht von den Fruchtbarkeitskulten der Kanaanäer aufgesogen zu werden. Unter heutigen Bedingungen muss aber gefragt werden, ob nicht das „Modell des multireligiösen Salomo“ für ein friedliches Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Traditionen mehr hergibt als das Pochen auf Absolutheitsansprüche, wo durch die Heraushebung eines zweifelhaften oder zumindest strittigen Wahrheitsbegriffes immer wieder Konflikte geschürt oder sogar religiös begründet werden.

2. Anregungen

Die am Schluss der Erzählung genannten Fragen können dazu dienen, eine Diskussion über die Problematik und Wahrheit der jeweiligen Gottesvorstellungen anzufachen, sofern die Vertreter eines bestimmten subjektiv realisierten Gottesglaubens einen allgemeinen Verbindlichkeitsanspruch (Absolutheitsanspruch) durchzusetzen versuchen. Durchsetzung von Wahrheitsansprüchen wirkt sich jedoch besonders konfliktträchtig aus, weil Wahrheit mit der eigenen Glaubensposition gleichgesetzt wird. Und das kann dem Zusammenleben in multireligiösen oder religiös pluralen Gesellschaften – und zwar nicht nur damals – nur schaden.

3. Intentionen

(im Blick auf Sekundarstufe II und Erwachsenenbildung)

An der neu erzählten Geschichte von Salomos Höhenheiligtümern lässt sich m.E. aufweisen, wie biblische Geschichten indirekt in gegenwärtige Zusammenhänge transponiert werden können und auch dürfen. Von daher lassen sich konkrete Erzähl-Ziele benennen:

- Durch vorsichtige aber gezielte Nach- und Neuerzählungen biblischer Geschichten (nicht nur im Blick auf Salomo) gehen Ermutigungsimpulse dahin aus, verschiedenen Denkenden und Glaubenden Möglichkeiten harmonischen Zusammenlebens aufzuzeigen.
- Unterschiedliche Glaubensweisen und verschiedene Riten müssen nicht mehr als Elemente von Zwietracht und Konflikt gesehen werden, sondern Religion kann als Versöhnungselement dienen, wenn man Wahrheit in verschiedenen Religionen verschieden ausgeprägt sieht.
- Aus dem gelassenen Umgang mit der eigenen religiösen Tradition kann langfristig praktizierte Weisheit entstehen, was einem multikulturellen Zusammenleben nur dienlich sein kann.
- Praktizierte Weisheit in dieser Weise eröffnet nicht nur Toleranz im Sinne von Duldung des Anderen, führt auch nicht zu Gleichgültigkeit gegenüber dem „Anderen“, sondern führt in einen fruchtbaren Dialog, der sich um der „Stadt Bestes“ (Jeremia 29,7) bemüht.
- Interreligiöser Dialog auf der Basis von Gleichwertigkeit der religiösen Traditionen und Weltanschauungen fördert darum auch das Verständnis von Gerechtigkeit in der Gesellschaft und wendet sich gegen Vorurteile, Diskriminierung und Benachteiligung von einzelnen und besonders Gruppen aus religiösen oder kulturellen Minderheiten.

R.K.

♦ Eine Geschichte und zehn Gebote: David, Bathseba und die Folgen (2. Samuel 11+12 im Rahmen eines Unterrichtsprojektes in einer 8. Klasse)

Dass die Bathseba-Geschichte die Gebote Gottes thematisiert und als Symbol für fehlende Verantwortung, Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit steht, wird sehr schnell deutlich, wenn sich die Lesenden beim Lesen fragen, welche Verhaltensregeln hier thematisiert werden. Dann wird auch der religionsübergreifende Aspekt von Gebot und Verantwortung deutlich. Der intra-religiöse Kontext für die jüdisch-christlichen 10 Gebote wie für die Weisungen faktisch aller Religionen ist die **Die Goldene Regel: Was Du nicht willst, dass man Dir tu, das füg' auch keinem anderen zu.**

So lassen sich die Aussagen verschiedener Religionen lassen sich unter den Stichworten der Aufrichtigkeit und Ernsthaftigkeit etwa so zusammenfassen und markieren damit – fast automatisch, dass auch die Davidsgeschichte im interreligiösen Kontext gelesen werden kann:

- *Bahá'í*: Für die Geliebten Gottes ziemt es sich, mit ihren Mitmenschen nachsichtig zu sein, von allen Dingen so geheiligt und gelöst zu sein und solche Aufrichtigkeit und Redlichkeit aufzuweisen, dass alle Völker der Erde sie als die Treuhänder Gottes unter den Menschen anerkennen.
- *Buddhismus*: Faulheit oder Leichtsinnigkeit sollen vermieden werden. Der Mensch soll jederzeit ernsthaft sein. Denn Gutes kommt aus Ernsthaftigkeit. Gott liebt ernsthafte, aufrichtige Menschen.
- *Christentum*: Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es aufrichtig und ernsthaft ist.
- *Hinduismus*: Der Herr ist denen nicht wohl gesonnen, die nicht aufrichtig und ernsthaft sind.
- *Islam*: Gott lässt sich nicht täuschen. Er weiß, ob ein Mensch in seinen Bekenntnissen aufrichtig ist oder nicht, und gemäß dieses Wissens wird er ihn behandeln. Wer ernsthaft bereut, erlangt Vergebung.
- *Jainismus*: Klares Denken entsteht aus aufrichtiger und ernsthafter Bemühung. In dem Ausmaß, wie man ernst und aufrichtig ist, wird man in seinen religiösen Handlungen vollkommen sein. Aufrichtige Werke machen rein.
- *Judentum*: Der Herr hilft den Aufrichtigen. Dem Aufrichtigen ist er nahe. Er kennt des Menschen Innerstes. Äußerer Schein kann ihn nicht trügen.

- *Konfuzianismus*: Was immer ein Mensch tut, das tue er mit ganzem Herzen. Der Himmel steht dem aufrichtigen Menschen bei. Seine Mitmenschen werden ihm entsprechend seiner Wahrhaftigkeit vertrauen.
- *Shintoismus*: Aufrichtigkeit ist die einzige Tugend, die die Verbindung des Menschen zu Gott erhält.
- *Sikhismus*: Glauben vorzutäuschen, hilft nichts. Ernsthaftigkeit ist die alleinige Grundlage für Werke des Glaubens.
- *Taoismus*: Das Zeichen des Himmels ist Ernsthaftigkeit. Wer sich aufrichtig und ernsthaft in seinen Werken verhält, wird wahre Heiligkeit erlangen.
- *Zoroastrische Religion*: Solange ein Mensch aufrichtig ist, wird sein Lohn groß sein.

Die Geschichte von David und Bathseba bietet dazu nun das absolute Kontrastprogramm:

1. Die Nacherzählung

Wenn hinten weit im Ammoniterland ...

Kriege führen ist Männersache, aber was machen Männer, wenn sie nicht Krieg führen? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, denn Kriege werden weiterhin geführt, und offensichtlich gibt es immer wieder Männer, die in Kriege schicken und Männer, die in Kriege schicken lassen. Auch König David war ein wilder Krieger vor dem Herrn – gewesen. Es muss sich wohl ein gewisse Altersmüdigkeit breit gemacht haben, jedenfalls überließ er diesen Kriegszug gegen die Ammoniter seinen mit Orden behangenen Offizieren und Generälen, insbesondere Generalfeldmarschall Joab. Während also weit in der Ferne des palästinensischen Berglandes das Kampfgetümmel tobte, war es in Jerusalem ruhig. Fast täglich ging der König nach einem erholsamen Mittagsschläfchen auf dem Dachgarten seines Palastes spazieren. Riesig war der Palast ja nicht gerade, aber man konnte ganz gut ums Carré gehen und den Nachbarn in die Höfe schauen. Immerhin lebten in unmittelbarer Nähe des Palastes Beamtenfamilien, Diener am Hofe und deren Familien und natürlich auch die Familien durch den König Privilegierter.

Während der König einmal wieder gegen Abend über die Dächer schaute und gerade die neuesten Kriegsberichte etwas gedankenverloren durchblättert, sah er in einem der Höfe eine Frau. Nun hatte der König schon viele Frauen gesehen und auch manche schon in sein königliches Bett genommen, aber dieses Mal war er wie vom Donner gerührt. Er blieb stehen, und der Krieg rückte für ihn in noch Größere Ferne. 'Donnerwetter, das war eine Frau!' Diese merkte vielleicht nichts, während sie sich badete und mit den Wohlgerüchen Arabiens einsalben ließ.

Der König konnte seinen Blick nicht mehr von dieser schönen Frau wegziehen. Selbst als sie sich angezogen hatte und schon längst im Haus verschwunden war, stand der König immer noch wie angewurzelt. Einer seiner Diener fragte ihn besorgt, ob er ein Problem hätte, weil er so unbeweglich in die Gegend starrte. Da erwachte der König, und der Realpolitiker schlug wieder durch: „Wer wohnt da drüben?“ „Der Hethiter Uria, einer von deinen Offizieren, mit seiner Frau Bathseba. Uria ist in den Krieg gegen die Ammoniter gezogen und wird sicher wieder heldenhafte Taten vollbringen“, gab sein Diener zur Antwort.

Auch das noch!

Günstiger hätte es nicht kommen können! David schickte eine Einladung an Bathseba, die Frau seines Offiziers, deren Namen „Tochter des Überflusses, die Üppige, die Gut-Gebaute“ so gut zu ihr passte. Und Bathseba kam in den Palast. Wir dürfen spekulieren, was sie bewegte, der nicht ganz eindeutigen Einladung des Königs zu folgen. Als es aber ein Zweier-Diner gab, war klar, was der König wollte, denn mit dem Abendessen war es nicht getan. David galt als ausgesprochen schön, auch das Alter hatte daran nichts geändert, hatte den König vielleicht noch attraktiver gemacht. Die Situation war für Bathseba heikel, auch wenn und gerade, weil der König sie zum Abendessen eingeladen hatte. Natürlich hätte sie bei der Einladung am nächsten Abend ablehnen können, und es blieb nicht bei den wenigen Malen. Es blieb auch nicht bei angenehmen Gesprächen. Man kann es banal sagen: Der König hatte eine Affäre, deren Folgen sich bald ankündigten. Bathseba kam eines Abends nicht, dafür ein Bote mit einem Briefchen: „Verehrter König, lieber David, ich bin schwanger“.

Auch dieses Mal war der König wie vom Donner gerührt. Klatsch am Hofe gab es immer, und dass der König nicht der Moralischste war, war auch hinreichend bekannt, er hatte ja mehrere Frauen und Nebenfrauen; aber das taugte eben nicht mehr als für den Hofklatsch. Aber nun ein Kind, und dann noch von der Frau eines seiner Offiziere, die für ihn im Krieg kämpften und ihr Leben für zweifelhafte Orden riskierten, das dürfte wohl den Liberalsten zu viel werden, selbst wenn Uria kein Israelit, sondern ein Söldner im Dienste des davidischen Königreiches war ...

Nun muss in den Abenden und Nächten doch mehr zwischen den beiden gewesen sein als die übliche sexuelle Affäre. Wie dem auch sei! Diese Geschichte durfte nicht herauskommen. Irgendwo kommt auch ein König an seine Grenzen.

Nun war David weder auf den Kopf noch auf den Mund gefallen. Mit mancherlei Tricks hatte er sich sein Königreich zusammengeschachert. Als er die Jebusiterfestung Jerusalem eroberte, stellte er die dortige Priesterschaft vor die Wahl: „Entweder ihr werdet meine Hauspriester für meinen Gott oder ihr wart die längste Zeit am Leben.“ Skrupel waren also noch nie Davids Sache. Und so tat er das militärisch scheinbar Übliche. Er bestellte einen Offizier zur Kriegsberichterstattung nach Jerusalem, und das war natürlich Uria.

Der berichtete am Nachmittag von der günstigen Lage, dass allerdings noch ein paar Städte erobert werden müssten, um die Ammoniter endgültig zu unterwerfen.

Den König aber interessierte nicht die Kriegsberichterstattung, sondern wie er Uria auf trickreichem Wege mit seiner Frau in dieser Nacht zusammenbringen konnte.

Also folgte das übliche Ritual: Ordensverleihung und anschließend eine königliche Geste: Uria solle die Nacht in seinem Hause zubringen, sich von den anstrengenden Kriegstagen etwas erholen, Fronturlaub gibt neue Kräfte. Uria bedankte sich ehrerbietig und zog ab. Aber er erinnerte sich: Ein Offizier schläft im Krieg nicht bei seiner Frau. „Alle Kräfte für den Sieg!“, das ist das moralische Motto jeder Truppe, die so etwas wie Ehre im Leibe hat. Also blieb er in den Räumen der Palastwache über Nacht. Am anderen Morgen hörte der König, dass Uria überhaupt nicht nach Hause gegangen war. Er bestellte ihn zu sich. David musste sich nun die Sache mit dem kriegereischen Ehrenkodex anhören, gute Miene zum bösen Spiel machen und anmerken, das wäre schon eine tolle Dienstauffassung, aber übertreiben müsse man es auch nicht.

Doch es musste etwas passieren, die Zeit drängte. Am nächsten Abend ließ David auf Staatskosten einen Herrenabend arrangieren: Offiziere und Mannschaften durften schon einmal den künftigen Sieg vorfeiern. Das war nichts anderes als ein inszeniertes Saufgelage und nicht etwa der Großherzigkeit des Königs entsprungen. Uria durchschaute nichts, freute sich nur sehr, dass sein König den Umtrunk durch persönliche Anwesenheit ehrte und ihm wieder und wieder den Becher füllen ließ. Die Soldaten und Hofschranzen waren bald völlig benebelt, während der König immer noch gerade ging, nachdem das xte Fass geleert war.

Uria konnte kaum noch geradestehen, als der König die großzügige Offerte des letzten Abends wiederholte, hinab in sein Haus zu gehen und den bescheidenen Rest der Nacht mit seiner Frau zu verbringen. Aber da kam selbst durch die Promille der Ehrenmann wieder durch. Er sagte zwar nichts zum König, sprechen fiel ihm auch schon erheblich schwer, trollte sich und legte sich dann wieder zur Palastwache schlafen. Denn in seinem benebelten Gehirn kreisten immer wieder Gedanken von der Ehrenhaftigkeit eines Kriegers, der während des Krieges keinen sexuellen Verkehr mit seiner Frau haben dürfe, weil sonst das Kriegsglück in Gefahr stand.

Also schlief Uria seinen Rausch bei der Palastwache aus. Vielleicht wäre er auch gar nicht mehr bis zu seinem Haus gekommen, von den sexuellen Möglichkeiten bei so hohem Alkoholpegel einmal abgesehen.

Für's Vaterland gefallen ...

Am nächsten Morgen hörte David mit innerlichem Entsetzen, dass Uria wiederum sein Haus nicht betreten hatte, sondern wie in der vorigen Nacht bei der Palastwache geschlafen hatte. David ließ ihn kommen und stellte ihn zur Rede. Aber Uria, ganz Offizier sagte: „Die Kameraden und unser General Joab schlafen auf der nackten Erde und ich soll im weichen Bett bei meiner Frau liegen. Bei meiner Offiziersehre ... Den Rest des Satzes kriegte er schon nicht mehr heraus. Aber für David reichte es.

Der König knurrte etwas in seinen Bart, was nach „heiliger Krieg und Moral“ klang und bestellte Uria für zwei Stunden später noch einmal, um ihm dann als Tagesbefehl den Abmarsch ins Schlachtfeld mitzuteilen.

So hart hatte David in zwei Stunden selten gearbeitet. Er verfasste eigenhändig einen Brief an seinen General Joab, in dem Folgendes, an Skrupellosigkeit nicht mehr zu Überbietendes, stand:

„Mein General! Stelle den Uria in die vorderste Front, an eine Stelle, wo es besonders gefährlich ist! Himmelfahrtskommando. Der Sieg muss unser sein. Ich hoffe, dass ich mich klar ausgedrückt habe. König David“.

Als Uria den verschlossenen Brief Joab übergab, traute der zuerst seinen Augen nicht zu trauen. Aber der General verstand dann doch: Uria hatte sein eigenes eigenhändig vom König geschriebenes Todesurteil mitgebracht. Das Kriegstagebuch des Generalfeldmarschalls Joab vermerkte für den übernächsten Tag lakonisch: „Bei einem Ausbruch der Ammoniter über die Stadtmauer wurde Uria tödlich verletzt.“

Nach der Todesmeldung schickte Joab zwei reitende Boten zum Königshof. Was sich dann abspielte, war die absolute Groteske:

Die Boten berichteten von dem verlustreichen Gefecht mit den Ammonitern und dass leider auch der tapfere Offizier Uria im Dienst für das Vaterland gefallen wäre.

Da sprang der König von seinem Thronsessel auf, rannte tobend durch den Saal und brüllte: „Tod den Boten, solche Schreckensnachricht hält kein Mensch aus! Mein bester Offizier, unglaubliche Schlamperei. Ich bringe sie alle vors Kriegsgericht!“

Nach einer Viertelstunde beruhigte sich David etwas, ließ sich noch einmal berichten, unterbrach die Boten nicht, knurrte etwas von militärischer Unfähigkeit und teilte den Boten mit: „Egal - ich will auf alle Fälle einen Sieg sehen!“

Der Krieg gegen die Ammoniter war vorbei. Der Sieg wurde gebührend gefeiert. Dass Bathseba schwanger war, sah noch niemand. Der König ließ vier Monate ins Land gehen und heiratete dann ganz offiziell die Witwe seines ehemaligen Offiziers Uria. Soweit so gut. Der Klatsch legte sich, zumal man den Siegern in der Geschichte schlecht Vorhaltungen machen kann. Das kann leicht den eigenen Kopf kosten.

Ein Prophet gerät fast in Panik

Doch manches war damals noch anders als heute: es gab zwar damals auch schon genug Hofschranzen, Speichellecker, Nach-dem-Munde-Redner, Radfahrertypen, aber es gab auch unabhängige Propheten. Nicht die Jerusalemer Priesterschaft. Die hatte David sich quasi gekauft. Die konnten nicht Mucks machen, aber eben diese freien Propheten. Und ganz mit Gott verderben sollte man es sich sowieso nicht, besonders in Heiligen Kriegen.

So hatte der Prophet Nathan faktisch jederzeit Zutritt zum Hofe Davids, war auch mehr als der übliche Hofnarr. Er hatte mitzuteilen, wie Gott über die königlich-davidische Politik urteilte. In diesem Falle ein wahrhaft heikles Unterfangen! Es war schließlich dem Propheten nicht verborgen geblieben, was David da angestellt hatte. Gleichzeitig waren alle, vom Stallmeister bis zur Putzfrau der Meinung, dass David nur erfolgreich bleiben konnte, wenn er Gottes Weisungen befolgte.

Es war allerdings nicht die erste heikle Aufgabe für Nathan, aber bisher war immer alles gut gegangen, und letztlich hatte David Nathans Rat geschätzt: Von Gott eingegeben und klug vorgetragen.

In diesem Falle ließ sich auch einfach nachrechnen. Neun Monate nach dem erfolgreichen Feldzug gegen die Ammoniter gebar Bathseba einen Jungen, aber die Hochzeit war erst fünf Monate her! Jetzt setzte der Hofklatsch erneut ein, und zwar mit solcher Wucht, dass Nathan nicht länger zögerte und eingriff. Nur seit dem Sieg über die Ammoniter war der König erstaunlich empfindlich gegen jegliche Art persönlicher Kritik geworden. Dieses Mal konnte die offen ausgesprochene Wahrheit den Kopf kosten.

Aber Nathan gehörte weder zu den Ängstlichen noch zu den Käuflichen. Der Auftrag Gottes trieb ihn förmlich in Richtung Palast. Er wollte nicht Höfling, beamteter Dackel werden wie die Tempelpriester.

Das Lamm des Armen

Nathan ließ sich beim König anmelden: „Ich möchte eine wahre Geschichte erzählen, die ich kürzlich gehört habe.“ Der König war neugierig geworden. Er hatte schon befürchtet, Nathan käme auf die Bathseba-Geschichte zu sprechen. Ihm wäre es höchst unangenehm gewesen, gegen Nathan vorzugehen. Aber wenn David einmal wieder Richter spielen konnte, tat er das gern. Nathan fing an:

„In einer Stadt lebten zwei Männer. Der eine war sehr reich. Ihm gehörten viele Kühe und Schafe. Der andere besaß nur ein einziges Lamm. Er zog es mit seinen Kindern auf wie ein Kind. Den letzten Bissen sparte sich der Arme für sein Lamm vom Munde ab. Es trank aus seinem Becher und schlief in seinem Schoß. Da bekam der Reiche Besuch. Der wohlhabende Gastgeber brachte es nicht übers Herz, zum Festessen eines von seinen Schafen oder eine eigene Kuh zu opfern. Deshalb ließ er das Lamm des Armen holen, schlachtete es und bereitete es zu, um es dann seinem Gast vorzusetzen.“

Der König sprang auf: „Sag mir: Wer ist der Mann? Er ist mit diesen Worten zum Tode verurteilt, so wahr ich König von Gottes Gnaden bin. Außerdem soll er das Lamm vorher wieder ersetzen.“ Nathan sah den König an: „Du bist der Mann!“ Den König durchzuckte es, als wäre er vom Blitz getroffen, er verstand, er brach zusammen.

2. Zur Interpretation der Bathseba-Geschichte im Blick auf die 10 Gebote

Die Bathseba-Geschichte trägt insofern eine große Faszination in sich, als sich in ihr fast sämtliche Gebote spiegeln. Das zeigt sich, zum einen, wenn man das 1. Gebot sozusagen als Rahmen über die ganze Geschichte setzt, und zum andern, wenn man einzelne Textabschnitte den verschiedenen Geboten zuordnet:

- 11,1: **Der Rahmen der Geschichte:**
1. Gebot: Ich bin der Herr, Dein Gott. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.
Wer etwas anderes oder jemanden anderen Gott gleichstellt, zerbricht an seiner eigenen Gier, seinem eigenen Machtstreben und auch dabei, das Gesicht zu verlieren.
- 11,2: **3. Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen.**
Auch der Feierabend gehört zur „Heiligung“ des Feiertags.
- 11,3: **9./10. Gebot: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh noch alles, was sein ist.**
*Haben wollen auf Kosten anderer, ist Einbruch in die Lebenssphäre anderer.
 Die Gier, das Begehren, ist Motivationsschub einer Serie der Schuldverstrickungen.*
- 11,4-5: **6. Gebot: Du sollst nicht ehebrechen.**
Partnerschaft und Ehe gründen gleichermaßen auf dem Mut zur Liebe und Treue sowie auf der Wahrhaftigkeit sich selbst und anderen gegenüber.
- 11,6-12: **8. Gebot: Du sollst nicht lügen.**
*Die Palette der Lügen reicht vom Schummeln bis zur Intrige.
 Gier und Besitzstreben machen Freundlichkeit, Höflichkeit und freundschaftliche Bekundungen zum Instrument berechnenden Eigeninteresses.*
- 11,13-21: **5. Gebot: Du sollst nicht töten.**
Die Tötungsabsicht, gekoppelt mit Gier, lässt einen teuflischen Mordplan reifen, der sämtliche Hemmschwellen niederbricht und in zwei Akten verläuft: Andere Menschen zum Handlanger der eigenen Mordabsichten machen und mit unbeschreiblicher Heuchelei die Freude über das Gelingen vertuschen.
- 11,22-25: **8. Gebot: Du sollst nicht lügen (zum 2. Mal).**
Lüge zieht alle Register und benutzt alle Elemente der Verstellung, um die Wahrheit nicht nur nicht ans Licht kommen zu lassen, sondern in den Bereich des Absurden zu führen.
- 11,26-27: **6. Gebot: Du sollst nicht ehebrechen (zum 2. Mal).**
Zwar gehören zur Untreue immer zwei, aber oft nutzt der eine seine Machtposition „schamlos“ aus.
- 11,27: **7. Gebot: Du sollst nicht stehlen.**
Stehlen heißt, unter verbrecherischen Bedingungen etwas an sich nehmen und in Kauf nehmen, andere zu ruinieren.
- 12,1-12: **2. Gebot: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnütz gebrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.**
Sich auf Kosten von andern Glück zu verschaffen, heißt Gott missachten, heißt letztlich, sich um die Zu-Friedenheit und den eigenen Sinn des Lebens zu zerstören. Das bedeutet auf Gott bezogen: Er wird beiseite gestellt. Auf das ethische Verhalten bezogen ergibt sich als Konsequenz: Wer sich in die eigene Tasche wirtschaftet, kann nicht mit Gott als Partner rechnen. Gleichzeitig gilt: Wer sich für Menschen einsetzt, riskiert etwas für Gott.
- 12,13-24: **Beschluss der Gebote:**
„Was sagt nun Gott zu diesen Geboten allen? Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der an denen, die mich hassen, die Sünder der Väter heimsucht bis zu den Kindern im dritten und vierten Glied; aber denen, die mich lieben und meine Gebote halten, tue ich wohl bis in tausend Glied.“ Das heißt nichts anderes, als dass Böses immer aufs Neue Böses gebiert, wenn der Kreislauf von Schuld nicht unterbrochen wird. Unter der Schuldverstrickung der Vorgänger haben oft die nachfolgenden Generationen zu leiden. Viel intensiver wirkt jedoch das Gute in die Zukunft (bis ins 1000. Glied).

3. Anmerkungen für die Weiterarbeit

Das einzige Gebot, das sich in der vorliegenden Geschichte nicht entdecken lässt, ist das vierte: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden. Es lässt sich selbst hier ein loser Bezug herstellen: Menschliche Autoritäten müssen anerkennen, dass sie nicht die letzte Instanz sind. Nur dann werden auch menschliche Autoritäten sachgemäß geehrt.

Als *Arbeitsaufgaben* bieten sich Vergleiche zu den Stimmungen an, die in der Geschichte angedeutet sind (vgl. die sog. Davidpsalmen: Psalm 51 und Ps. 130). Weiterhin können aufgrund der Anregungen durch die Bathseba-Geschichte Versuche gemacht werden, zu den Geboten aktuelle Geschichten zu (er-)finden.

R.K.

♦ Naëman und die Lepra. Schülergeschichten (im Rahmen eines Unterrichtsprojektes in einer 8. Klasse)

1. Version: Die Geschichte vom leprakranken Naëman. Eine Ballade zu 2. Kön. 5,1-19

Ein Hauptmann, der Naëman hieß
und sich auf seinen Herrn verließ,
besiegte jedes Söldnerheer,
allein, sein König schaffte mehr.
Doch eines Tages, welche Pein!
Da galt er plötzlich als unrein.
Der Aussatz hatte ihn erfasst,
das war für ihn 'ne schwere Last.
Er fragte sich: „Was ist zu tun?
Ich kann doch jetzt nicht ewig ruhn!“
Die Magd, die seine Frau besaß,
die wusste schließlich einen Rat.
Sie sagte: „Geh zu mir nach Haus!
Dort treibt man dir den Aussatz aus.
Die Magd, sie kam aus Israel,
dort heilt man solche Sachen schnell.

Naëman rasch zum König ging.
Der meint: „Wir kriegen das schon hin;
reis' du erst mal ins fremde Land,
den Rest, den lass in meiner Hand.“
Der König zum Kollegen schrieb
und gab Naëman mit den Brief.
In diesem Brief stand kurzerhand
Naëman wär' in diesem Land.
Er solle heilen ihn sofort
und schicken dann ihn wieder fort.

Der König von Samaria
schrie: „So was war mir noch nicht da!
Arams König, diese Mücke“,
und riss vor Wut sein Kleid in Stücke.
Meint er etwa, ich wär' Gott?
Dann wäre ich doch nicht bankrott.
Denn Tod und Leben ist nicht mein,
nur Gott kann so gewaltig sein.
Der König sucht nur Streit mit mir.
Wart Bürschchen nur, ich helfe dir!“

Elisa, ein Prophet von Gott,
erfuhr des Königs große Not.
Elisa tat ihm eilends kund:
„Ich mache diesen Mann gesund,
schick ihn sofort bei mir vorbei,
und du bist von der Sorge frei.“

Naëman zu Elisa kam,
doch der keine Notiz 'mal nahm.
Er schickte seinen Boten 'raus;

und dieser sagte: „Geh hinaus
und tauche in den Jordan ein,
dann bist du bald schon wieder rein!“
Naëman jedoch wehrte sich:
„Warum meidet Elisa mich?“
Zornig drehte er sich um
und nahm es dem Elisa krumm.
Er fand, er sei es schließlich wert,
dass der Prophet ihm auch zuhört
und nicht in seiner Hütte bleibt
und durch geschlossene Türen heilt.
„Gibt es nicht Wasser überall,
als dieses hier im Jordantal?“

Und weg zog er voll Zornesgrimm:
„Hier kriegt mich keiner wieder hin!“
Naëmans Diener kamen an,
sie glaubten diesem weisen Mann,
sie sagten: „Hätte er verlangt,
das du verkaufst dein ganzes Land.
Du hättest getan, so wie du bist.
Doch das, was jetzt gefordert ist,
es fordert wen'ger Kraft und Zeit,
wenn du nur bist dafür bereit.“
Naëman war's jetzt sonnenklar,
dass dies die einz'ge Lösung war.
Naëman ging zum Jordan hin
und tauchte siebenmal darin.
Er tauchte auf und meinte keck:
„Der ganze Aussatz ist ja weg!“
Er rannte zu Elisa hin:
„Du weißt, wie dankbar ich dir bin.
Du hast erlöst mich von der Pein,
mein Reichtum soll der deine sein.“

Elisa sprach: „Ich nehm's nicht an,
weil ich viel Geld nicht leiden kann.“
Naëman sprach: „Noch eine Bitt':
gib mir ein wenig Erde mit!
So ich zu Gott auch beten kann,
an eurem ist ja viel mehr dran.
Doch wenn ich jetzt nach Hause geh'
und dann vor meinem König steh,
muss ich zum Tempel geh'n mit ihm,
um vor Gott Rimmon hinzuknien.
Gott möge mir das noch verzeih'n!“
Elisa: „Geh in Frieden heim!“

2. Version: Aus dem Tagebuch des Elisa (1978)

Heute war schon wieder so ein Syrer bei mir. Auch er hatte diesen Aussatz. Er war schon der fünfte in den letzten drei Monaten. Komisch, dass es soviel davon in Syrien gibt, und wie die dann noch über die Grenze nach Israel kommen, ist mir völlig schleierhaft.

Aber dieser Typ, Naëman hieß er, schien recht nett. Er ist Major, aber eben syrischer Major. Naëman erzählte, dass er zur Zeit ein Au-pair Mädchen aus Palästina bei sich zu Hause habe. Sie habe ihm gesagt, dass man ihn in Israel heilen könne.

Heute morgen kam er dann hier beim Ministerpräsidenten an. Der muss vielleicht getobt haben. Naëmann sah jedenfalls sehr verschreckt aus, als er zu mir kam. Der Ministerpräsident soll gewütet haben: „Ich kann den Staat regieren und versuchen, Frieden zu stiften. Jetzt soll ich auch noch Wunder vollbringen und wie ein guter Arzt die Lepra heilen? Und dann noch einem Syrer. Und Syrien ist unser Erzfeind! Das ist ja wie eine Kriegserklärung! Tue ich denn nicht genug? Es ist wirklich nicht zu fassen. Hinaus!!!“

Armer Naëman! Wie er dann auf die Idee kam, zu mir zu kommen, weiß ich nicht, denn Propheten sind heute selten geworden. Man lacht sogar schon über uns. Aber die Syrer scheinen ganz helle zu sein, obwohl sie unsere Feinde sind, sonst würden sie ja nicht zu mir und meinen Kollegen kommen.

Als also Naëman in seiner Verzweiflung schließlich bei mir anschellte, schickte ich meinen Freund und sagte ihm, er solle dem Syrer befehlen, sich siebenmal im Jordan zu baden. Ich konnte hinter dem Fenster beobachten, dass Naëman heftig protestierte. Er hatte wahrscheinlich Angst vor der Kanalisationsröhre in unmittelbarer Nähe. Aber komischerweise, ich weiß nicht warum, tat er es doch. Und wirklich, als er aus dem Fluss kam, war er geheilt. Ich war auch sehr froh.

Naëman kam zurück und wollte mich mit all seinem neomodischen Kram wie Spül- und Waschmaschine, Farbfernsehen, Computer usw. beschenken. Aber ich habe nicht angenommen, denn ich bin ja ein Gottesmann. Aber die Versuchung war groß, doch blieb ich standhaft. Stattdessen lud ich den wirklich sympathischen Mann zu einer gemütlichen Tasse echt arabischen Kaffees ein. Das hatte er wohl in Israel auch nicht erwartet.

Zum Schluss wollte Naëman noch ein bisschen Erde mitnehmen. Warum weiß ich nicht, es geht mich ja auch nichts an. Aber ich glaube, ich konnte Naëman dazu bringen, jetzt durch mich an Gott zu glauben. Ich bin sehr stolz darauf.

Doch als der Major weg war, kamen sämtliche Zeitungen, der Himmel weiß woher, und wollten mich interviewen. Sie nannten mich einen Helden. Warum denn bloß? Ich habe doch nichts Besonderes getan. Sie haben versprochen, mir viele Patienten zu bringen; ich solle auch Geld für meine Heilungen nehmen. Sie waren begeistert von der Idee. Aber ich zweifle. Ist das wirklich auch in Gottes Sinn?

3. Version: Naëman, ein Kaufmann aus Berlin

Naëman war ein Mann in einer - für viele Menschen erstrebenswerten - Stellung in einer bekannten Berliner Firma. Ihm ging es sehr gut, er hatte Frau und Kinder (vier); auch mit dem Chef war er befreundet. Plötzlich aber ereilte ihn ein schreckliches Schicksal: er bekam trotz aller Vorsorge-Impfungen Aussatz, die Lepra.

Seit einiger Zeit gab es ein Mädchen aus England, das Naëmans Gattin half, den Haushalt zu versorgen; mit dem Ziel natürlich, gut Deutsch zu lernen. Dieses Mädchen sah die Krankheit des Naëman und verriet ihm einen bekannten Professor in England.

So ging Naëman zu seinem Chef, der dem englischen Premierminister, den er gut kannte und schätzte, ein Fax schickte. Naëman war glücklich und begann, Hoffnung zu schöpfen. Also fuhr er durch die Stadt nach Hause, öffnete seinen Safe und nahm Geld und Kostbares heraus. Auch suchte er sich seinen Smoking, zwei Seiden- und drei Samtanzüge aus dem Kleiderschrank und packte seinen Koffer. Dann rief er ein Taxi und fuhr zum Flughafen, löste ein Ticket und setzte sich in eine Maschine der „British Airways“ und flog nach London. - Dort gut gelandet, wurde er abgeholt und fuhr zur Downingstreet 10, wo auch die Wache schon von seinem Kommen unterrichtet war.

Doch der Premierminister wurde sehr wütend und wollte nicht mit einem Gott verglichen werden. Er wollte auch nicht als einer angesehen werden, der Aussätzige heilen könnte.

Schnell bekam die Presse von diesem Ereignis Wind. Schon am nächsten Tag konnte man als Schlagzeile in dicken schwarzen Buchstaben im „Mirror“ lesen: „Aussätziger sucht Heilung beim

Premierminister!“ Auch Professor Elisa, der sich als eine Art Prophet verstand, las dieses durch Zufall an einer Bushaltestelle in der Zeitung eines anderen Mannes. Schnell rannte Elisa in den nächsten Laden, kaufte sich die „Times“, um mehr zu erfahren und verschlang den Artikel förmlich. Sofort rief er den Premierminister an und fragte nach dem Namen des Hotels, in dem Naëman abgestiegen war und ließ ihn zu sich kommen. Naëman fuhr dieses Mal quasi inkognito mit der U-Bahn fast bis zu Elisas Haus, das letzte Stück lief er. Nachdem er an der Tür geklingelt hatte, öffnete ihm der Butler und sagte:

„Mein Herr lässt Dir ausrichten, Du sollst Dich siebenmal in der Themse baden, danach seiest Du wieder gesund.“ Dann schloss er die Tür und verschwand. Naëman wurde ärgerlich und dachte: „Elisa nennt sich ein Prophet. Aber wer weiß, ob er wirklich ein Gesandter Gottes ist? - In der Themse soll ich baden! In dem Dreckwasser, das mehr einer Öllache gleicht! Wäre Elisa von Gott, so hätte er mir seine Hand auf die kranken Stellen gelegt, und wer weiß, vielleicht wäre ich jetzt schon gesund.“ Naëman wusste nicht, was er tun sollte. Doch dann dachte er weiter: „Naëman, du glaubst an Gott. Sollst du es nicht doch probieren? Wenn Elisa dir noch etwas Schwereres befohlen hätte, hättest du es dann getan? Würdest du nicht einmal um ganz London herumlaufen, wenn der Prophet das von dir verlangt hätte? - Propheten sagen das, was Gott will. Sie sind Boten Gottes. Sollst du Gott etwa nicht gehorchen? Nein, du glaubst an Gott!“

Naëman dachte an eine Geschichte aus der Bibel, in der Gott einen Gläubigen auf die Probe gestellt hat, und er betrachtete dieses ebenfalls als eine Probe Gottes. Er ging nicht in die U-Bahn und rief auch kein Taxi. Naëman rannte schnell zur Themse. Dabei störte ihn nicht, dass die Ampeln rot zeigten oder dass viele Menschen sich umdrehten. Als er an den Fluss kam, sprang er schnell hinein. Sofort wurde sein Leib geheilt. Er sah aus wie früher. Noch mit nassen Kleidern lief er zurück zu Elisa und sprach:

„Jetzt weiß ich 100%ig, dass Gott existiert. Überall auf der Welt!“ Glücklich zog er seine Schecks aus der Brieftasche und fragte: „Wieviel verlangen Sie?“ „Ich will nichts“, entgegnete Elisa, „mach, dass auch Deine Kollegen an Gott glauben, nur an ihn. Und nun ziehe hin in Frieden!“

Überglücklich, dass er von der Krankheit geheilt worden war und dass seine Beziehung zu Gott besser geworden war, nahm er sich vor, allen seinen Kollegen von Gott zu erzählen und trat den Heimweg an.

4. Muslimische Variante zu Naëman von Syrien 2. Kön. 5, 1-19

Naëman, der ein persönlicher Berater des Bundespräsidenten war, erkrankte auf einer seiner Auslandsreisen in Hinterindien an Lepra. Er ging zu berühmten Professoren, doch keiner von ihnen vermochte Naëman von seinem Aussatz zu befreien. Die Gattin des Naëman hatte ein junges Mädchen aus der Türkei als Hausmädchen in ihr Haus aufgenommen. Diese erfuhr von den Problemen ihres Arbeitgebers und empfahl ihm, in die Türkei zu reisen und dort einen berühmten Heilpraktiker namens Elisa aufzusuchen. Sofort bestellte sich Naëman einen Katalog von Dior aus Paris und suchte sich Schmuck und andere Waren aus, um sie Elisa als Geschenk zu machen. Er packte seine Koffer, stieg auf dem Frankfurter Flughafen in sein kleines Privatflugzeug und war kurze Zeit später in der Türkei.

Er rief sich ein Taxi und ließ sich nach Sinop, das am Schwarzen Meer liegt, bringen. Dort war der Sommersitz des türkischen Regierungschefs. Er hatte schon von Deutschland aus angerufen und seinen Besuch angekündigt; daher wurde er in Sinop unverzüglich in das Haus eingelassen. Nach einer kurzen Lagebesprechung gab der Regierungschef Naëman die Adresse des Elisa, und dieser setzte sich sofort wieder in sein Flugzeug und flog weiter in ein kleines türkisches Dorf nahe am Kaukasus. Da das Flugzeug nicht im Dorf selber landen konnte, musste es auf einem Feld landen, das nicht weit von Elisas Haus entfernt war. Vor diesem Haus stand schon ein Knecht, der Naëman befahl, in einem kleinen See zu baden und dabei siebenmal unterzutauchen. Naëman war ganz empört darüber. Der Knecht jedoch sagte: „Ich bin der Knecht des Elisa, und du bist jetzt ein Knecht Gottes oder Allah, wie wir sagen. Du musst alles tun, was er dir befiehlt, wenn du gesund werden willst.“

Trotzdem ging Naëman, wenn auch verärgert, zum See. Als er wieder aus dem See stieg, war er von seiner hässlichen Krankheit befreit. Voller Freude kehrte er zu Elisa zurück und wollte ihm die Geschenke, die er mitgebracht hatte, überreichen. Elisa aber wollte nichts annehmen. Naëman konnte ihn nur überreden, ihm Erde mitzugeben. Er bat Elisa, ihm zu verzeihen, wenn er mit seinem Chef in eine andere Kirche geht und dort betet. Elisa sagte: „Zieh hin in Frieden.“ Dann ging Naëman zum Flugzeug, setzte sich hinein und flog gesund wieder nach Deutschland, um sich beim Bundespräsidenten zurückzumelden. Dieser fragte ihn, wie er geheilt worden sei. Naëman antwortete: „Unser Gott, der in der Türkei 'Allah' heißt, hat mich geheilt!“

Leicht überarbeitete Fassung der 1979 erschienenen Texte, in: Reinhard Kirste: Unterwegs zum Leben. Gottesdienste mit Schülern der Sekundarstufe I und II. Dienst am Wort Nr. 36. Göttingen: V & R 1979, S. 132ff.

♦ Traumbilder eines Propheten (Jeremia 1,4-19 und 18,2)

Die Frühlingssonne schickte ihre wärmenden Strahlen über die Berge. Die Vögel zwitscherten, und alles sah wunderbar grün und frisch aus: Der junge Mann hatte gut geschlafen, er öffnete die Terrassentür des Hauses und trat in den Garten hinaus. Die Morgenkühle umfächelte ihn sanft. Die Sonne war gerade über die Berge gekrochen. Die Mandelbäumchen strahlten im milden Licht mit ihren zartrosa Blüten.

„Endlich ist der Winter vorbei“, dachte der junge Mann. Er dachte das doppeldeutig. Denn nicht nur die Jahreszeit des Winters war streng gewesen, ebenso das Regiment des Königs. Seinen Tod empfanden die meisten als Erleichterung. Die Sitten waren verwildert, auf der Strasse herrschte das Faustrecht, die Priester im Tempel waren korrupt. Jedermann versuchte aus der politisch instabilen Lage Kapital zu schlagen. Mal paktierte man mit Ägypten, mal mit Babylon und versuchte zwischen den beiden Großmächten nicht nur zu überleben, sondern auch noch Geschäfte zu machen. Religion zur Legitimierung der eigenen Machtansprüche, vom König bezahlte Propheten im Tempel, deren Weissagungen stereotyp lauteten: „Gott ist mit uns, es wird schon nicht so schlimm werden. Wir sind doch Gottes auserwähltes Volk“.

Die Gottesdienste im Tempel waren zu pompösen Ritualen der Leerheit oder der politischen Instrumentalisierung verkommen. Die Frömmigkeit der Leute nützte eine privilegierte Priesterkaste aus, um sich zu bereichern und politische Vorteile für den Sonderstatus im Tempelbezirk herauszuholen und mit dem König den Kuchen der Macht zu teilen. Dem Land Judäa, von politisch Unfähigen regiert, drohte der wirtschaftliche Zusammenbruch. Der junge Mann hatte sich über diese Art von Religion schon öfters erregt und mit Freunden heftig debattiert, dass eine Erneuerung des Glaubens und der religiösen Sitten dringend notwendig wäre. Es war schließlich schon einmal besser gewesen. Das hatten sie trotz der heiklen Lage zwischen zwei Großmächten, eine im Norden, eine im Süden vor gar nicht so langer Zeit miterlebt. Sie hatten auch schon Visionen einer Kirche des Volkes diskutiert, und Überlegungen angestellt, wie man die jetzige Kirche der Volksausbeutung abschaffen könnte. Solche aufmüpfigen Gedanken waren nicht ungefährlich, wenn man sie selbst bei Freunden äußerte. Die Geheime Staatspolizei schnüffelte besonders gern in den Kneipen der aufsässigen jungen Linken herum, denn dort kreiste zuweilen verbotene Literatur, ja selbst Publikationen aus dem Ausland waren schon eingeschmuggelt worden.

Den aufsässigen jungen Leuten war ein Text eines Propheten aus Arabien besonders nachdrücklich aufgefallen, weil auch er von einem jungen Mann erzählte, dem der religiöse Wallfahrtsrummel seiner Heimatstadt gehörig auf die Nerven gegangen war und der mit aller Schärfe angeprangert hatte, dass die für das Heiligtum zuständigen Familien aus der Anbetung der ortsansässigen Götinnen ein gewinnträchtiges Geschäft gemacht hatten. Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt spielte da überhaupt keine Rolle mehr. Von diesem jungen Mann wurde berichtet, dass er auf einen Berg und vor eine Höhle zum Beten und Meditieren ging, dass ihm eines Tages der Engel Gabriel erschienen war und ihn beauftragt hatte, nicht irgendwelche frommen Sprüche, sondern Gottes wahrhaftige Offenbarung zu lesen und weiterzuverbreiten. Nun konnte der junge Mann aber gar nicht lesen! Aber er hatte ein phänomenales Gedächtnis und gab weiter, was er gehört hatte. Seine Mitbürger staunten zuerst nicht schlecht, als er sie aufforderte, die Götzen ihres Wohlstandes fahren zu lassen und sich dem einen einzigen Gott wieder zuzuwenden. Dann aber staunten sie nicht mehr, sondern wurden wütend, weil sie spürten, dass Ihnen da einer im Namen Gottes ihren Reichtum, Konsum und Materialismus streitig machen wollte. Solche Worte und Texte hören Regime nicht gern, die bis ins Mark korrumpiert sind. Ja, sogar Morddrohungen gab es gegen diesen neuen Propheten.

Die jungen Leute in Jerusalem waren von dem Reformeifer dieses Mannes fasziniert und hielten ihn für einen Propheten. Ja, so mussten Propheten sein: keine Angst vor den Mächtigen und Kraft, die Welt zu verändern.

Aufgrund dieser Geschichten hatte der junge Mann nachts wilde Träume gehabt. Er hatte davon geträumt, dass er dem König sagen und vorführen würde, dass er ein entsetzliches Joch auf seine Mitbürger gelegt hatte, die unter der Last der Abgaben und Steuern kaum noch Luft bekamen.

Als er in die milde Morgensonne hinaustrat, hatte er seine Träume vergessen. Die Strahlen der Sonne fielen so sanft in sein Gesicht, dass die Wut von gestern Abend sich in absolutes Nichts aufgelöst zu haben schien. Die Sonne zauberte zudem ein so herrliches Frühlingspanorama in den Garten, wie man es sich schöner nicht vorstellen konnte. Alles passte zusammen, die geöffneten Blütenkelche der Blumen, das Zwitschern der Vögel und das Summen der Bienen.

Der junge Mann trat unter ein Mandelbäumchen und steckte seinen Kopf zwischen die Blütenzweige. Es hörte sich an, als wenn die Bienen vor Vergnügen in den Blüten summten.

Plötzlich hatte er den Eindruck, als würde ihr Summen kräftiger. Er schaute durch die Blüten in den stahlblauen Morgenhimmel, und dann verstand er nichts mehr: Er hatte das Gefühl, mit dem Mandelbaum eins zu werden, in diese zartrosa Lichtfülle geradezu hineingesogen zu werden. Das Summen der Bienen verdichtete sich zur Stimme, und er hörte ganz deutlich die Worte: „Du sollst mein Prophet sein“.

Der junge Mann schaute sich um, sah aber niemand, spürte nur den Lichtschein der Mandelblüten. Er hatte das Gefühl, dass die Mandelblüten in ihn einströmten. Und immer wieder die Stimme: „Du sollst mein Prophet sein.“

Nun war der junge Mann keineswegs a-religiös, das haben wir ja schon gehört; denn sonst hätte ihm die Geschichte von dem Propheten aus Arabien nicht so nahe gehen können. Da sein Vater als Dorfpriester in einem Vorort von Jerusalem amtierte, war es auch selbstverständlich gewesen, dass der junge Mann die Toraschule besucht hatte. Er hatte auch davon gehört, dass Gott Menschen in seinen Dienst ruft, und manchmal auch auf ungewöhnliche Weise. Er hatte die heiligen Schriften studiert, aber dass Gott durch ein Mandelbäumchen reden würde, das hatte er noch nirgendwo mitbekommen.

Der junge Mann bekam Angst: „Bin ich verrückt geworden oder spricht Gott wirklich zu mir?“ Er versuchte den Lichtschein der Mandelblüten abzuschütteln, nahm seine ganzen Kräfte zusammen und sagte ganz laut: „Nein, nein, nein! Prophet kann ich nicht sein! Ich bin noch fast ein Kind!“ Er wiederholte es mehrmals immer lauter: „Nein, nein, nein, Prophet kann ich nicht sein!“

Aber der Mandelblütenschein hörte nicht auf. Und die Stimme aus dem Baum klang fast wie ein Echo, aber nur fast: „Was heißt denn Nein, nein, nein? Prophet kannst du wohl sein! Du bist auch nicht zu jung.“

Der junge Mann setzte sich an das Baumstämmchen: „Erst einmal wieder Erdkontakt kriegen“, dachte er. Aber die Stimme wurde er nicht los, er hörte sie noch deutlicher zum dritten Mal: „Jeremia, was siehst du?“, Jeremia antwortete wie benommen: „Ich sehe, wie ein Mandelzweig seine Blüten öffnet“. „Richtig“, sagte die Stimme, „mein Wort ist keine leere Hülse, ich wache darüber, ich will danach handeln“.

Dann sackte der junge Mann zusammen, ihm wurde schwarz vor Augen. Aber aus der Schwärze tauchte ein brodelnder Dampfkessel auf, dessen Wasser zischend überkochte. Jeremia hörte die Stimme schon wieder: „Was siehst du?“ Ja, was sah er? Eben diesen halb explodierenden Dampfkessel. Die Stimme versagte ihm fast, als er zu formulieren suchte, was er sah. In seinem Kopf dröhnte es: „Von Norden her wird das Unheil wie ein explodierender Dampfkessel losbrechen. Unheil wird über alle losbrechen, die im Lande wohnen. Ich werde einen Prozess gegen das Volk ansetzen, und die Königreiche des Nordens werden die Richter sein. Es muss endlich Schluss mit der Bosheit sein. Also, Jeremia, zieh dich an und predige das alles, was ich Dir sage. Erschrick nicht vor ihnen, sonst bist du der Erschreckte. Ich stehe hinter dir, wie eine Betonmauer und eine Eisensäule. Dir können sie nichts anhaben, denn die Wahrheit wird siegen, so wahr ich Gott bin.“

Jeremia war wie bewusstlos. Als er die Augen wieder aufschlug, hatte er den Eindruck, er hätte schon Stunden unter dem Mandelbaum verbracht. Aber die Sonne stand noch genauso am Himmel, die Bienen summten wieder wie vorher, als er aus dem Haus getreten war. Aber die Welt war eine andere für ihn geworden. Jeremia blinzelte in die Sonne: „Nein, verrückt bin ich nicht, tot bin ich auch nicht.“ Der Frühlingsmorgen strich ganz intensiv in seine Sinne. Es hatte sich viel verändert. Aus dem jungen Oppositionellen war Gottes Prophet geworden.

Da zögerte Jeremia nicht länger, er ging ins Haus, zog sich um und ging die wenigen Kilometer in die Stadt. Unterwegs kam er beim Töpfer vorbei, der gerade auf der Töpferscheibe einen Tonklumpen zu einer Vase formte. Jeremia durchzuckte es: „Ja, so ist das, wie ein Tonklumpen in der Hand Gottes, aber eigentlich fühle ich mich ganz gut.“ Und er ging weiter Richtung Tempel. Er wusste, was er zu sagen hatte.

Als hätte ihm schon jemand die Worte auf die Zunge gelegt ...



Didaktische Anmerkungen

Jeremia wird nach dem Tod des Königs Manasse (2. Könige 21) durch eine Vision zum Propheten berufen und unterstützt mit Begeisterung die Gesetzesreform des Nachfolgers Josia (2. Könige 22). Er fordert in seinen Predigten eine spirituelle und moralische Erneuerung des Volkes. Dabei zögert er nicht, auch politisch eindeutig zu werden. Dies war angesichts der babylonischen Bedrohung eine heikle Sache. Bei der ersten Belagerung (597 v.Chr.) kommt es zu einem Friedensschluss, der dazu führt, dass ein Teil der politisch Mächtigen nach Babylon deportiert wird und Zedekia (aus jüdischen Geschlecht) zum Statthalter-König eingesetzt wird. Das schürt neue Hoffnungen auf Widerstand und Befreiung vom Joch der Babylonier. Jeremia warnt (auch mit Zeichenhandlungen) schärfstens davor. Dadurch gerät er mehrfach in Lebensgefahr, wird u.a. in eine ausgetrocknete Zisterne geworfen, allerdings wird er von ihm wohl gesonnenen Stadtoberen wieder befreit.

Die siegreichen Babylonier hatten Jeremia bei der 2. Belagerung im Jahre 587 die Möglichkeit offeriert, nach Babylon ins Exil zu gehen. Die Vornehmen der Stadt hatten ihn aber offenbar unter Zwang nach Ägypten mitgenommen, ehe die Babylonier in Jerusalem einmarschierten. In Ägypten verliert sich die Spur des Jeremia.

Die didaktische Verarbeitung nimmt die historischen Gegebenheiten zum Anlass, die Berufung zum Propheten in politisch und wirtschaftlich schwieriger Zeit zu beschreiben. Dadurch wird die Geschichte natürlich ein Stück weit aus ihrem Kontext herausgelöst, wird auch im Sinne einer historischen „Mogelei“ mit einem jedoch durchaus vergleichbaren Ereignis im Jahre 610 n.Chr. verbunden: Der Berufung Mohammeds zum Propheten in Mekka. Jeremia und Mohammed sind eminent politische Propheten und erscheinen in ihrem weiteren Lebensweg vergleichbar kompromisslos.

Gleichzeitig aber wird die Berufung zum Propheten nicht auf eine Religion beschränkt, sondern die Geschichte erzählt indirekt, dass Gott immer wieder Menschen zu Propheten beruft, die darauf eigentlich nicht gefasst sind, die meinen, nicht die geeigneten Fähigkeiten zu besitzen („Ich kann nicht lesen“, so Mohammed) oder vom Alter her nicht qualifiziert zu sein („Ich bin zu jung“, so Jeremia).

Die Verbindung von Jeremia und Mohammed in einer Geschichte (über eine Zeitspanne von ca. 1000 Jahren hinweg) zeigt gleichzeitig ein Stück Authentizität einer Religion am Auftreten ihrer unabhängigen Propheten, die sogar erhebliche gesellschaftliche Nachteile und Gefährdungen auf sich nehmen, um das Volk zur Umkehr, hin zu Gott zu rufen.

R. K.

ICH SAGTE ZUM
MANDELBAUM
SPRICH MIR VON GOTT
... UND DER
MANDELBAUM
BLÜHTE AUF

Haiku

Lied EG 651: Freunde, dass der Mandelzweig wieder blüht und treibt ...

◆ Etwas andere Weihnachtsgeschichten

a. Ein zwar nicht gefundenes, dafür aber erfundenes historisches Dokument:

Aus dem Tagebuch des Quirinius, Gouverneurs von Syrien und Palästina

(aus dem Jahre 5 n. Chr.)

Heute vor 50 Jahren ist der große Cäsar ermordet worden. Wenn ich nun an den Iden des März 758 a.u.c. = 15. März 758 ab urbe condita, d.h. seit der Gründung Roms = 5 n. Chr.) darüber nachdenke, was sich seitdem alles geändert hat, so muss ich wirklich dem großen Augustus danken, dass er seit seiner großartigen Schlacht gegen seine Rivalen unserem Weltreich den Frieden gebracht hat. (= Seeschlacht von Aktium 31 v. Chr.). Ich bin dem großen Augustus auch sehr zu Dank verpflichtet, dass er mich zum Gouverneur einer seiner Provinzen gemacht hat. Allerdings ist die Arbeit hier kein Vergnügen.

Die Residenz in Cäsarea ist zwar wunderbar und klimatisch günstig am Mittelmeer gelegen, aber Syrien/Palästina ist eine der problematischen Grenzprovinzen. 20 Jahre vor Cäsars Tod gelang es erst Pompejus, das Land völlig zu unterwerfen und zur römischen Provinz zu machen. Heute herrscht aber immer noch keine Ruhe und die ökonomischen Verhältnisse sind katastrophal.

Mir graut schon vor dem Gedanken, die der große Augustus auf der letzten Gouverneurskonferenz in Rom äußerte, dass er zur besseren Sicherung der Staatsfinanzen und zur Aufstockung des Haushalts eine Steuerschätzung durchzuführen gedenke; das heißt doch nichts anderes, als noch mehr Steuern aus diesen Leuten hier herauszupressen.

Außerdem weiß ich, dass die großen Befriedungsaktionen des großen Augustus nicht immer zum Erfolg geführt haben. Die Juden sind dazu noch besonders aufsässig. Die konservativ-fromme Richtung der Pharisäer erkennt noch nicht einmal den vom großen Augustus eingesetzten Herodes an, weil er kein richtiger Jude ist, sondern aus Idumäa stammt; ein König der Juden müsse aber aus dem Hause Davids sein.

Zudem gibt es eine Reihe von Terroristengruppen, die plötzlich in die Städte eindringen, einen römischen Beamten, Soldaten oder einen Zöllner umbringen und wieder in den Bergen verschwinden; andere überfallen Nachschubtransporte für die 6. Legion bzw. deren Außenstationen.

Gestern kam ein junger Soldat von der Garnison in Jerusalem herein und erzählte mir, er hätte davon gehört, dass in Bethlehem oder Nazareth ein Kind geboren sei, das einige für den neuen König der Juden hielten; schließlich hätte über seiner Geburtsstätte ein Stern von besonderer Helligkeit gestanden. Ich halte das zwar für ein Gerücht, denn der Stern von besonderer Helligkeit ist schon seit ein paar Jahren nicht mehr zu sehen, mein Palastastrologe hat nämlich genau Buch geführt; aber gefährlich kann so etwas immer werden. König der Juden - neben dem offiziell eingesetzten König, wenn das nicht wieder Aufruhr gibt, zumal der junge Soldat meinte, Bethlehem verstanden zu haben; und aus Bethlehem stammen doch nun einmal die Nachfolger Davids und Könige Israels.

(Schülertext, Stufe 12)

b. Stern von Bethlehem leuchtete auch über China

Aufzeichnungen fernöstlicher Astronomen verlegen Christi Geburtsdatum um fünf Jahre vor.

Der Stern von Bethlehem war nach Auffassung britischer Astronomen eine „Nova“ oder neuer Stern, und nicht, wie die Wissenschaftler bisher angenommen hatten, das Licht der dicht beieinanderstehenden Planeten Jupiter und Saturn. Es handelte sich demnach um einen neuen Stern von 70 Tagen Dauer, der sogar von Astronomen des Fernen Ostens im Altertum registriert wurde. Als Zeitpunkt der Erscheinung wurde von chinesischen und koreanischen Astronomen das Jahr 5 vor unserer Zeitrechnung angegeben. Es bestehen gute Gründe dafür, anzunehmen, dass Christus etwa im Jahre 5 geboren wurde. Im Jahre 533 unserer Zeitrechnung legte der skythische Mönch Dionysius Exiguus den Kalender fest, ließ dabei jedoch irrtümlicherweise rund vier Jahre aus der Zeit des Kaiser Augustus aus. Die Evangelisten Matthäus und Lukas bestätigen, dass Jesus zur Zeit des Herodes geboren wurde. Herodes starb am 13. März des Jahres 4 vor unserer Zeitrechnung. Das Zusammenfallen von Jupiter und Saturn ereignete sich jedoch im Jahre 7. Die Jupiter-Saturn-Hypothese konnte demnach nicht zutreffen. In der Zeitschrift der Königlichen Astronomischen Gesellschaft in London betonten die Wissenschaftler der Universität von London und Newcastle, zur Zeit der Geburt Christi habe die Astronomie im Fernen Osten das wissenschaftliche Niveau in Europa und Nahost bei weitem überflügelt. Daher suchten die Forscher Aufzeichnungen insbesondere in China und Korea aus ungefähr dem Jahre 5 über außergewöhnliche Erscheinungen am Sternenhimmel.

In beiden Ländern fanden sie Beweise, dass ein heller neuer Stern gesichtet wurde - in China im Jahre 5, und in Korea im Jahre 4. Den chinesischen Aufzeichnungen zufolge konnte keine Bewegung des Himmelskörpers festgestellt werden. Diese Tatsache schließt die Möglichkeit aus, dass es sich um einen Kometen handelte. Sowohl die chinesischen als auch die koreanischen Astronomen verzeichneten, die Nova sei in der Nähe des Altair erschienen. Die Chinesen geben als Zeitraum für das Phänomen die Wochen vom 10. März bis 7. April an. Nach Berechnungen der britischen Wissenschaftler würde eine Nova Mitte März des Jahres 5 in der beschriebenen Position etwa viereinhalb Stunden vor Sonnenaufgang am östlichen Himmel erschienen sein. Von Tag zu Tag würde sich diese Zeitspanne verlängert haben.

Zur Zeit der Geburt Christi war das Interesse für Astronomie im Nahen Osten nur gering. Daher seien nur die aufsehenerregendsten Ereignisse registriert worden. Die britischen Wissenschaftler unterstreichen, dass nur einer der vier Evangelisten - Matthäus - den Stern überhaupt erwähnt. Eine Nova hätte damals wahrscheinlich Interesse erweckt, da ein derartiger neuer Stern sehr hell ist. Ob sein Erscheinen mit der Geburt Christi wirklich zusammenfiel, oder ob die beiden Ereignisse erst nachträglich in Zusammenhang gebracht wurden, bleibt den Forschern zufolge auch weiterhin ungeklärt. Matthäus war entweder ein besserer Beobachter als die anderen Zeitgenossen, oder er war ein besserer Psychologe.

Süddeutsche Zeitung vom 16. Februar 1977

c) Aus dem Koran: Sure 19,15-35

Und erwähne im Buch Maria. Als sie sich von ihrer Familie an einen östlichen Ort zurückzog und sich von ihr abschirmte, da sandten Wir Unseren Engel Gabriel, und er erschien ihr in der Gestalt eines vollkommenen Menschen; und sie sagte: „Ich nehme meine Zuflucht vor dir beim Allerbarmer, (Lass ab von mir) wenn du Gottesfurcht hast.“

Er sprach: „Ich bin der Bote deines Herrn. (Er hat mich zu dir geschickt) damit ich dir einen reinen Sohn beschere.“ Sie sagte: „Wie soll mir ein Sohn (geschenkt) werden, wo mich doch kein Mann (je) berührt hat und ich auch keine Hure bin?“ Er sprach: „So ist es; dein Herr aber spricht: ‚Es ist mir ein Leichtes, und wir machen ihn zu einem Zeichen für die Menschen und zu Unserer Barmherzigkeit, und dies ist eine beschlossene Sache‘.“

Und so empfing sie ihn (= ihren Sohn) und zog sich mit ihm an einen entlegenen Ort zurück. Und die Wehen der Geburt trieben sie zum Stamm einer Dattelpalme. Sie sagte: „O wäre ich doch zuvor gestorben und wäre ganz und gar vergessen!“ Da rief er (= der Baum) ihr von unten her zu: „Sei nicht traurig. Dein Herr hat dir ein Bächlein fließen lassen; und schütte den Stamm der Palme in deine Richtung, und sie wir frische reife Datteln auf dich fallen lassen. So iss und trink und sei frohen Mutes. Und wenn du einen Menschen siehst, dann sprich: ‚Ich habe dem Allerbarmer zu fasten gelobt, darum will ich heute mit keinem Menschen reden‘.“ Dann brachte sie ihn (= Jesus) auf dem Arm zu den Ihren. Sie sagten: „O Maria, du hast etwas Unerhörtes getan. O Schwester Aarons, dein Vater war kein Bösewicht und deine Mutter war keine Hure.“ Da zeigte sie (= Maria) auf ihn (= Jesus). Sie sagten: „Wie sollen wir zu einem reden, der noch ein Kind in der Wiege ist?“ Er (Jesus) sagte: „Ich bin ein Diener Gottes; Er hat mir das Buch gegeben und mich zu einem Propheten gemacht. Und Er gab mir seinen Segen, wo ich auch sein möge, und Er befahl mir Gebet und Zakah (= Sozialabgabe), solange ich lebe; und (Er befahl mir) ehrerbietig gegen meine Mutter (zu sein); Er hat mich nicht gewalttätig und unselig gemacht. Und Friede war über mir an dem Tage, als ich geboren wurde, und (Friede wird über mir sein) an dem Tage, wenn ich sterben werde, und an dem Tage, wenn ich wieder zum Leben erweckt werde.“

Dies ist Jesus, Sohn der Maria – (dies ist) eine Aussage der Wahrheit, über die, die uneins sind. Es geziemt Gott nicht, sich einen Sohn zu nehmen. Gepriesen sei Er! Wenn Er etwas beschließt, so spricht Er nur: „Sei!“ und es ist. „Wahrlich, Gott ist mein Herr und euer Herr. So dient ihm! Das ist ein gerader Weg.“

Nach der Übersetzung des Al-Qur'an Al-Karim und seine ungefähre Bedeutung in deutscher Sprache von A.M. Ibn Ahmad Ibn Rassoul. Köln: Islamische Bibliothek 1998, 15. verbesserte Aufl. (Bei der Bearbeitung wurde das Wort „Allah“ (= arabisch: Gott) durch „Gott“ ersetzt.

d) Aus der populär-wissenschaftlichen Zeitschrift: *Imago Universitatis*, 81. n. Chr.

11. Jahrgang 834 a.u.c. (= 81 n. Ch.), Antiochien, Papyrus 51

Der religionswissenschaftlichen Redaktion unserer Zeitschrift sind die gesammelten Berichte eines gewissen Lukas in griechischer Sprache zugegangen. Besondere Aufmerksamkeit fanden bei unserem aus Nordgaliläa stammenden Mitarbeiter Cäcilus Sceptio die Schilderungen der Geburt eines Weltenheilandes mit Namen Jesus. Nun war es vor ca. 80-90 Jahren keineswegs ungewöhnlich, dass die Menschheit auf die große Welterlösung wartete. Augustus hatte sein Weltreich abgesichert, Vergil schreibt von einem göttlichen Kinde und die Mythen der Ägypter sind voll von Erzählungen dieser Art und erfreuen sich auch heute noch bei einem großen Teil der Bevölkerung im gesamten Römischen Reich großer Beliebtheit.

Aufgrund der uns vorliegenden Texte (wir haben auch noch die Überlieferung eines nicht weiter bekannten Matthäus herangezogen, siehe Kasten) scheinen uns jedoch einige Aussagen sehr zweifelhaft.

Didaktische Anmerkung: Für die Arbeit mit SchülerInnen könnten bei der Ausarbeitung dieses Textes zum Schülermaterial die folgenden Textstellen hier ausgedruckt werden:

Gal 4,4-7: Als die Zeit erfüllet war ...

Luk 2,1-20: Es begab sich aber zu der Zeit ...

Mt 1,18-25: Die Geburt Jesu Christi geschah aber so ...

Als unstrittig hat sich allerdings aufgrund der eingesehenen Geburtsregister der Stadt Nazareth erwiesen, dass dieser Jesus zur Zeit des Augustus geboren wurde, und dass Quirinius zu jener Zeit Gouverneur der Provinz Syrien war. In Bethlehem konnte jedoch das städtische Steueramt keine Angaben über einen Jesus von Nazareth, bzw. dessen Eltern Maria und Josef machen. Hier muss wohl eine Verwechslung von Nazareth mit Bethlehem vorliegen, die allerdings wegen der Größe der Entfernung zwischen beiden Städten etwas ungewöhnlich ist. Unser schon erwähnter Mitarbeiter Cäcilius Sceptio, der selbst mehrfach in Nazareth war, hat jedoch glaubwürdige Zeugen gefunden, die ihm versicherten, in Nazareth hätte vor vielen Jahren ein Zimmermann Josef mit seiner Ehefrau Mirjam (= Maria) gelebt; sie hätten auch mehrere Kinder gehabt. Die Nachfahren leben zum Teil noch dort.

Als einen besonderen Erfolg unserer Nachforschungen werten wir es jedoch, dass die Schaf- und Ziegenherden in der Umgebung Bethlehems immer noch von denselben Familien gehütet werden, deren Vorfahren diese seltsamen Engel-Erscheinungen gehabt haben sollen, von denen Lukas berichtet. Cäcilius hat mit ihnen ausführliche Interviews gemacht und alle Unterlagen an das Psychologische Institut der Universität Damaskus geschickt.¹

Nach Auskunft von *Prof. Dr. Yussuf al-Hakim*² handelt es sich bei den Erlebnissen der Hirten eindeutig um Übermüdungserscheinungen aufgrund vieler Nachtwachen, die durch die wilden Tiere bedingt sind, die in jener Gegend eine ernsthafte Gefahr für die Kleinviehherden darstellen. Man muss das von den Hirten Berichtete deswegen als Vision mit halluzinatorischem Charakter ansehen.

Im Übrigen wird die Vermutung geäußert, dass die Einflüsse einiger Partisanengruppen und deren Friedensvorstellungen von den Hirten übernommen wurden und in ihre Visionen eingegangen sind. Zusammenfassend ist also zu sagen, dass Jesus zwar geboren wurde, es aber offensichtlich im Interesse bestimmter Kreise liegt, seine Geburt religiös und politisch aufzuwerten. Es handelt sich wahrscheinlich um die von Juden abgespaltene Gruppe der Christen, die auch behaupten, Jesus sei auferstanden.

1. Die Universität Jerusalem existiert seit der Zerstörung der Stadt im Jahre 823 a.u.c. (= 70 n. Chr.) durch Titus, den Feldherrn des Kaisers Vespasian nicht mehr. Faktisch liegt die Stadt nach 11 Jahren noch genauso in Trümmern. Dadurch sind vielleicht wertvolle Unterlagen des dortigen Psychologischen Instituts nicht mehr verfügbar.
2. al-Hakim (arabisch = Arzt, Gelehrter Weiser) war bis kurz vor der Zerstörung Jerusalems Dozent an der Jerusalemer Universität und wurde im Jahre 822 a.u.c. (= 69 n. Chr.) zum Professor für Psychologie und Parapsychologie an der Universität Damaskus ernannt.

e) Weder heilig, noch drei, noch Könige – aber richtig träumen

Exegetisches Weiterdenken nach Matthäus 2,1-12 in Verbindung mit Matthäus 2,13-14 und Lukas 1,26-38

1. Ein internationaler Kongress

Babylon gehört zu den berühmten Universitäten des Orients. Man pflegt die Wissenschaften ohne Ansehen der Person und der Religion, da kommen viele Traditionen zusammen.

Das Folgende liegt nun durchaus im Bereich der historischen Möglichkeiten: Wir begegnen der Creme der damaligen Wissenschaft und Weisheit auf einem internationalen Kongress zum Thema Kosmologie, an dem sich alle bedeutenden Wissenschaftszweige beteiligen: Medizin, Astronomie, Astrologie, Literaturwissenschaften, Technik und natürlich auch Philosophie und Theologie, zwar keine christliche Theologie, dafür aber multireligiös und international.

Bei diesem Kongress wird auch über eine Sternenerscheinung verhandelt, die chinesische und koreanische Wissenschaftler als „Nova“, neuen Stern, beschrieben und die in China im Jahre 5, in Korea im Jahre 4 vor der christlichen Zeitrechnung beobachtet wurde (vgl. Text b). Ein Astronom

der Universität Xian hielt über diese Himmelserscheinung eine stark beachtete Vorlesung. Der Astronom Johannes Kepler (1571-1630) meinte 1600 Jahre später, es handele sich um eine Jupiter-Saturn-Konjunktion im Tierkreiszeichen der Fische, die 7 v. Chr. stattgefunden habe.

2. Weder heilig noch drei noch Könige, aber ...

Aus dieser international angesehenen Expertenriege müssen diese Männer wohl stammen, die den Himmel nicht nur astronomisch, sondern auch theologisch zu deuten wussten, Männer aus dem Morgenland, vollgestopft mit international erworbenem Wissen. Die historisch-kritische Theologie hat's uns gelehrt: Diese Männer sind nicht drei an der Zahl, sondern einige; und sie sind nur wegen der Dreierheit ihrer Geschenke zu drei Männern geworden. Also sind es auch keine Könige, sondern Weise, Magier, Wissenschaftler, alles in einem und in besonderer Weise Astrologen, die sich ihrer astronomischen Fähigkeiten bedienen, um die Zeichen der Zeit am Himmel für Gegenwart und Zukunft auf Erden zu erkennen. Aber auch nicht schlecht, wie die kirchliche Tradition, aus den Weisen des Morgenlandes drei Könige gemacht hat, sehr beeindruckend, denn, indem man sie zu Königen umgestaltete, die die damals bekannten Erdteile Afrika, Asien und Europa repräsentierten, erhält diese Geschichte nicht nur eine kosmische, sondern gleichzeitig auch eine weltgeschichtliche Dimension.

In der kirchlichen Tradition haben die drei sogar Namen bekommen, – Kaspar, Melchior und Balthasar – und einer von ihnen ist ein Schwarzer. Ich bin allerdings der Meinung, dass es sich um mindestens sieben Weise gehandelt hat und dass es keineswegs alle Männer waren, auch wenn das so gut in das Bild einer patriarchalischen Gesellschaft passt. Meines „Wissens“ kommen die sieben aus folgenden Orten, auch wenn vielleicht noch ein paar weitere Städte Anspruch darauf hätten, zur Delegation nach Bethlehem zu gehören, wie z.B. Borubodur in Indonesien wegen seiner berühmten Tempelanlage. Beziehen wir uns also auf sieben Menschen, die fasziniert von den Erkenntnissen und Beobachtungen des Kongresses (z.B. auf der Sternwarte) den Eindruck haben: Kongress ganz gut und schön, besser noch: selbst hingehen.

Diese sieben Männer und Frauen stammen aus:

- **Xian** in China: Weil dort die Weisheit schon früh einen hohen Stellenwert hatte, wie man an Konfuzius und Laotse lernen kann. Das sollte man sich merken.
- **Delhi**, weil Indien als das klassische Goldland in der Antike galt: materiell und ideell.
- **Alexandria** - nicht nur wegen der weltberühmten Bibliothek, sondern auch wegen der medizinischen Kenntnisse im Blick auf den Umgang mit Lebenden und Toten, den Umgang mit der Myrrhe für Lebende und Tote gleichsam, um Leben zu symbolisieren. Übrigens auch die drei Frauen, die am Ostermorgen zum Grabe kamen, dürften Myrrhe bei ihrer Spezerei dabei gehabt haben, weil sie den toten Jesus salben wollten.
- **Addis Abeba** - nicht nur um dem schwarzen Kontinent die gebührende Ehre zu erweisen, sondern auch um daran zu erinnern, wie früh das Christentum dorthin kam und - weil auch Abessinien als Goldland galt, sozusagen das afrikanische Indien in etwas kleinerer Ausgabe.
- **Sanaa** oder war es doch **Hadramaut**, wo die Königin von Saba herkam, um dem großen Salomo einen Staatsbesuch zu machen? Wie dem auch sei, über die Weihrauchstrasse aus dem Jemen kam und kommt das begehrte und maßlos teure Harz des Weihrauchstrauches.
- Einer oder eine muss schließlich aus **Babylon** selbst stammen, nicht nur weil der Kongress dort stattfand, sondern weil seit gut 600 Jahren die dortige Universität weltweit von sich reden machte.
- Ja, und Europa wollen wir nicht vergessen: **Athen** wegen seiner berühmten Philosophenschule, da kommen auch einige hundert Jahre an gesammelter Weisheit zusammen. Man denke nur an Sokrates, Plato und Aristoteles.

Besonders aufregend jedoch ist, dass keiner religiös wirklich festgelegt ist und dass sie trotz ihres unterschiedlichen Herkommens und ihrer unterschiedlichen Forschungsrichtungen gemeinsam entdecken, was wichtig ist. In Babylon geht ihnen ein Licht auf, dessen Schein noch keineswegs vergangen ist. Denn als die sieben in Bethlehem ankommen, sind sie neben den Hirten (die sowieso als unrein galten) Menschen aus anderen Kulturen und Denkweisen. Wenn Gott ein Kind wird, wird jeder Stall multireligiös und multikulturell. Das scheint keinen zu stören, weder Gott, noch die heilige Familie und schon gar nicht das Jesuskind:

1. Rassen und unterschiedliche Religionen spielen vor der Krippe keine Rolle mehr: da zählt nur noch das Kind, der Heiland der Welt.
2. Wenn man Gottes Geist in der Nase hat, kommt man auch schon einmal mit den Sternen zum Ziel.

Eine schöne Geschichte: Die Mächtigen, die Repräsentanten der Politik, die Repräsentanten von Wissenschaft und Einfluss fallen nieder und beten an. Sie bringen Geschenke. Zu schön, um heute wahr zu sein?

Die Geschenke

Was schenken denn nun die drei Weisen? Sie schenken als erstes *Gold*. Gold als Symbol nicht nur der weltlichen Macht, sondern auch der unendlichen göttlichen Weisheit. Gold; das aus dem Land des Goldes, aus Indien, dem beinahe Fernen Osten kommt. Vielleicht kommt dieses Gold aber auch aus Kusch, was Äthiopien oder Sudan sein könnte. Das Teuerste in diesem unendlichen Sinne ist für den künftigen Friedensherrscher gerade gut genug. Es geht in dieser Geschichte nicht um den materiellen Wert des Goldes, sondern Gold ist ein Zeichen dafür, dass Jesus allein die Schätze dieser Welt gehören.

Man kann diesen Gedanken auch an einer ganz anderen Stelle finden, nämlich in der Religion der *Inkas*, die eine Fülle von Gold anhäufte, so viel Gold, dass die europäischen Eroberer in einen wahnwitzigen Goldrausch verfielen und eine ganze Kultur zerschlugen, und damit ihr Unverständnis für diese Indianerkultur auf brutalste Weise dokumentierten. Sie merkten nicht, dass die Inkas mit dem Medium des Goldes allein das Göttliche verehrten.

Nun zum zweiten Geschenk. Es ist der *Weihrauch*. Irgendwann in der Wüste haben vielleicht einmal ein paar Nomaden im Jemen am Lagerfeuer auch einige Äste dieses Weihrauchbusches verbrannt und dabei seinen wunderbaren Geruch wahrgenommen. Und sie haben entdeckt, dass dieser Geruch angenehm ist. Auf für uns nicht bekannte Weise ist dann aus diesem einmaligen Erlebnis eine ganze Exportindustrie geworden, die das Harz des Weihrauchbusches geerntet hat, um damit die Völker der Welt zu versorgen und mit diesem Weihrauch in den Tempeln die Gebete zu Gott zu versüßen. So wird der Weihrauch zum Symbol dafür, dass unser Leben, unser Atmen Gott gehört. Mit dem Weihrauch, im Sinne der aufsteigenden Gebete zu Gott, wird deutlich, dass wir nichts sind und Gott alles. Ihm gebührt der Dank und das Lob. Gleichzeitig drückt der Weihrauch den Duft der Hoffnung aus. Der Duft der Hoffnung, der aufsteigt, damit Gott gnädig sein möge und der Welt den Frieden schenke.

Und schließlich das dritte Geschenk, die *Myrrhe*. Die Myrrhe ist in der Geschichte des Parfüms ein ganz bedeutender und wichtiger Stoff, weil er auf der Grenze zwischen Leben und Tod steht. Er wurde benutzt, um die besten Parfüms für die Lebenden herzustellen und sie fein riechen zu lassen. Gleichzeitig dient die Myrrhe zur Einbalsamierung und Sicherung der sterblichen Hülle auch für das Jenseits: Myrrhe als Einbalsamierungsstoff für den Totenkult im alten Ägypten. In einer alten Schrift wird erzählt, dass der Myrrhenstrauch von den Rändern des Paradieses stammt. Ein bisschen Paradies schon, wenn die Düfte der Myrrhe zu riechen sind. Myrrhe, der Duft einer heilen Welt in den Ruinen eines kaputten Zeitalters, denn mit Jesus bricht eine neue Zeit an.

Dies alles bringen die Weisen aus dem Morgenlande dem göttlichen Kinde. Sie machen keine starken Worte, sie bringen nicht Friedensphrasen an Weihnachten, wie manche Politiker, sie drohen nicht mit Krieg und mit Ultimaten, um einen Staat endlich zur Einsicht zu zwingen. Nein, sie legen die Geschenke nieder, um damit zu dokumentieren, was wesentlich ist.

Wo sind die Geschenke geblieben?

Ich habe mich immer wieder gefragt, wo denn die Geschenke der Könige geblieben sind. Das ist sicher keine historische Frage, aber eine grundsätzliche. Immerhin hat Jesus ein Leben in der Armut und in der Unsicherheit gelebt. Die Antwort, wo die Geschenke geblieben sind, wäre als historische Frage eine komplizierte, als symbolische wirkt sie beunruhigend. Denn hat man nicht dem Kinde alles wieder weggenommen, hat man dem Kinde nicht das gönnen wollen, wozu es gekommen ist, nämlich, Heil zu bringen?

Das *Gold* ist schon längst wieder in den Wirtschaftskreislauf geflossen oder liegt in den Tresoren der großen Banken. Dass Jesus das Gold der Welt in den Händen hält, das möchte am Ende vielleicht doch mancher lieber nicht, dann würden die Besitzverhältnisse heute auf unserer Welt anders aussehen. Dann gäbe es keinen Nord-Südkonflikt, dann gäbe es keine Bedrohung mehr im in den Kriegsregionen der Erde – keine Golfkriege, keine Intifadas, keine Bürgerkriege mit Millionen von Toten und Verstümmelten.

Die *Myrrhe* kommt gegen die üblen Gerüche unserer Welt, die bis zum Himmel stinken, nicht mehr durch. Gegen den Gestank der Ungerechtigkeit und gegen den Gestank einer vergifteten Umwelt ist kein Duftkraut mehr gewachsen. So sieht es jedenfalls auf den ersten Blick aus. Und aus dem *Weihrauch* ist seltsamer Dunst geworden. Ich denke dabei nicht an den Weihrauch der katholischen Kirche, wie er dort an den Festtagen benutzt wird. Denn bei den Festmessen geschieht genau das, was die Könige taten. Aber außerhalb der Kirchen (manchmal sogar in ihnen!) räuchern wir kräftig vor den Altären unserer persönlichen Interessen und finanziellen Möglichkeiten. So müssen wir uns Christen immer wieder sagen lassen, dass wir manchem Duft nachlaufen und den wahren Duft des Heiles doch nicht in der Nase haben. Denn sind wir bereit, gegen die üblen Gerüche den Duft des

Friedens und der Freude von Weihnachten zu setzen? Sind wir bereit, nicht mehr uns selbst zu räuchern, sondern wirklich dem göttlichen Kind die Ehre zu geben?

Den richtigen „Riecher“ haben

Als die Weisen ihre Geschenke ausgepackt hatten, als sie alles dem Jesuskind gegeben hatten, den Reichtum, den Luxus, die wohlgesetzten wissenschaftlichen Gedanken und die Intuition des Unbewussten, da waren sie erleichtert, da waren sie ganz leer, da waren sie offen für Gott. Als Menschen dieser Welt, mit den Insignien von Macht, Weisheit und Reichtum geprägt, so kamen sie, und als die ersten Menschen von Gottes neuer Welt gingen sie: Verwandelt durch das Kind in der Krippe, durch den neuen Menschen Gottes, der da geboren war. Es steht nicht in der Bibel, dass sie Gott so priesen, wie die Hirten damals auf dem Feld von Bethlehem. Ich vermute es aber, denn sie waren so beeindruckt, dass sie dieses Kind dem König Herodes auf keinen Fall in die Hände spielen wollten.

Was würden uns wohl die Weisen erzählen, wenn wir Ihnen heute begegneten? Sie würden uns vielleicht erzählen, dass man erstens richtig zum Himmel sehen muss, um die Zeichen der Zeit zu erkennen, dass man zweitens den Duft des Heils in der Nase haben muss. Nur so werden unsere Weihnachtswünsche keine frommen Phrasen, nur so werden unsere Worte Taten und Segen. Den Stern, den die Weisen gesehen haben und den Duft, der im Stalle aufstieg, den sollten wir nie mehr aus unseren Sinnen lassen. Amen.

Nachtrag: Die Träume in den Weihnachtsgeschichten

Die erste Traumgeschichte ist die Ankündigung der Geburt Jesu durch den Engel. Maria sieht die himmlische Beziehung, die ihr Sohn haben wird.

Die zweite Geschichte, in der ein Traum eine große Rolle spielt, ist die der Heiligen Drei Könige, diesen Weisen aus der östlichen Ferne. Die Weisen aus dem Morgenland beschließen aufgrund einer Anregung im Traum, die ihnen der Engel gibt, nicht mehr auf dem Rückweg von Bethlehem den König Herodes in Jerusalem erneut zu besuchen, sondern einen anderen Weg nach Hause zu gehen.

Der dritte Traum ist wieder für Josef bedeutsam. Darin ermahnt ihn der Engel, mit Maria und dem Kinde nach Ägypten zu fliehen, um damit menschlichen Nachstellungen zu entgehen. Es ist der Traum, der das Asyl, den Aufenthalt in der Fremde vorbereitet.

Es ist immerhin auffällig, dass in der Weihnachtsgeschichte des Matthäus die Träume so eine große Rolle spielen, und dass diejenigen Menschen, die neben der klassischen Wissenschaft in unserem Sinne, durchaus auch manches Obskure, Okkulte betreiben, zu denjenigen gehören, die aufgrund ihrer Mischung von Rationalität, Kreativität und Sensibilität den Stall in Bethlehem und damit ihr Heil finden.

GOLD, WEIHRAUCH, MYRRHE

Gold Weihrauch und Myrrhe der Weisen sind Symbole transzendenter Kostbarkeit. Schon immer wurde dieses Edelmetall hoch geschätzt. Seit etwa 2000 Jahren vor Christus kannte man Gold in Mitteleuropa. Man fördert **Gold** heute noch in Südafrika und Zentralasien, daneben in Nordamerika, im Uralgebiet und in Australien. Weihrauch und Myrrhe stammen von Bäumen bzw. Sträuchern, deren Harz wegen seiner Kostbarkeit dem Gold gleichgesetzt wurde. Sie stammen besonders aus Äthiopien, Somalia und dem Jemen.

Bei dem **arabischen Weihrauchbaum** handelt es sich um 3- 6 m hohe baumartige Sträucher, die sich nahe über dem Erdboden verzweigen. Das Harz wird durch das Anritzen der Rinde zum Ausfließen gebracht. Die milchweiße Emulsion erhärtet in der Nähe der Wunde zu gelblichen, rötlichen oder bräunlichen, außen meist weiß bestäubten Körnern! Diese Körner sind fast geruchlos, und erst auf glühende Kohlen gestreut entwickeln sie den bekannten aromatischen Geruch und den weißlichen Rauch. Neben der Verwendung als Räuchermittel gebrauchten die alten Ägypter Weihrauch auch für die Salben und Wundauflagen.

In den bergigen Savannen mit dem entsprechend heißen Klima wachsen die Myrrhebäumchen. Das **Myrrheharz** wird vor allem in Somalia, im Südjemen und im südlichen Oman gewonnen. Es handelt sich um kleinwüchsige mit Dornen bewehrte Bäume. Das aus den Exkret-Gängen der Rinde angesammelte Harz wird zum Teil nach außen abgeschieden. Üblicherweise wird die Rinde jedoch künstlich angeschnitten und so die Harzmasse gewonnen. Wegen ihrer antiseptischen Eigenschaften gilt Myrrhe auch gegenwärtig als bewährtes Heilmittel bei Entzündungen der Mundschleimhaut. In den arabischen Ländern verwendet man sie als Gewürzzusatz für Süßigkeiten und Limonade. Daneben dient Myrrhe auch als Räuchermittel und Duftstoff bei der Parfümherstellung. Im alten Ägypten wurde Myrrhe auch zum Einbalsamieren verwendet.

Während in der Vergangenheit das Harz nur aus wild wachsenden Sträuchern gewonnen wurde, liefern heute auch Weihrauchfarmen dieses begehrte Produkt. Gemeint ist der "Staat Puntland", der nordöstliche Teil

Somalias, auf keiner politischen Karte verzeichnet und von keiner Regierung der Welt anerkannt, doch real existierend. Auf dem schroffen Küstenfelsen entlang des Golfs von Aden gedeiht hier Weihrauch auf künstlich angelegten Plantagen von allerbesten Qualität. Er ist so wertvoll und kostspielig, dass sich Europas Kirchengemeinden zumeist mit den billigsten Produkten aus anderen Ländern begnügen. Im Puntland ist auch erstmals der Versuch unternommen worden, das Strauchharz vor Ort weiterzuverarbeiten, um das gewonnene ätherische Öl weltweit direkt zu vermarkten und dadurch vom einfachen Rohstofflieferanten zum Produzenten begehrter Waren zu werden mit deutlich höheren Erlösen.

Der Transport von Weihrauch und Myrrhe und anderen Waren zu den Umschlagplätzen im Mittelmeergebiet vollzog sich seit über 3000 Jahren auf der so genannten und in der Antike berühmten Weihrauchstraße, der südliche Abzweig der nicht minder berühmten Weihrauchstrasse, die von den südarabischen Häfen über Mekka bis nach Palästina und über Damaskus hinaus führte.

Einen Anhaltspunkt über die Menge des damals erzeugten Harzes gibt uns ein Bericht, wonach der Perserkönig Darius (522 bis 486 vor Chr.) 25000 kg des aromatischen Harzes als Jahrestribut aus Arabien erhielt!

Verbindung zu einer anderen Tradition – ein Beispiel von den Philippinen:

Die Halle mit Licht erfüllen

Auf den Philippinen erzählen sich die Leute folgende Geschichte: Ein König hatte zwei Söhne. Als er alt wurde, da wollte er einen der beiden zu seinem Nachfolger bestellen. Er versammelte die Weisen seines Landes und rief seine beiden Söhne herbei. Er gab jedem der beiden fünf Silberlinge und sagte: „Ihr sollt für dieses Geld die Halle in unserem Schloss bis zum Abend füllen. Womit, das ist eure Sache.“ Die Weisen sagten: „Das ist eine gute Aufgabe.“

Der älteste Sohn ging davon und kam an einem Feld vorbei, wo die Arbeiter dabei waren, das Zuckerrohr zu ernten und in einer Mühle auszupressen. Das ausgepresste Zuckerrohr lag nutzlos umher. - Er sagte sich: „Das ist eine Gelegenheit, mit diesem nutzlosen Zeug die Halle meines Vaters zu füllen.“

Mit dem Aufseher der Arbeiter wurde er einig, und sie schafften bis zum späten Nachmittag das ausgedroschene Zuckerrohr in die Halle. Als sie gefüllt war, ging er zu seinem Vater und sagte: „Ich habe deinen Auftrag erfüllt. Auf meinen Bruder brauchst du nicht mehr zu warten. Mach mich zu deinem Nachfolger.“ - Der Vater antwortete: „Es ist noch nicht Abend. Ich werde warten.“

Bald darauf kam auch der jüngere Sohn. Er bat darum, das ausgedroschene Zuckerrohr wieder aus der Halle zu entfernen. So geschah es. Dann stellte er mitten in die Halle eine Kerze und zündete sie an. Ihr Schein füllte die Halle bis in die letzte Ecke hinein.

Der Vater sagte: „Du sollst mein Nachfolger werden. Dein Bruder hat fünf Silberstücke ausgegeben, um die Halle mit nutzlosen Zeug zu füllen. Du hast nicht einmal ein Silberstück gebraucht und hast sie mit Licht erfüllt. Du hast sie mit dem gefüllt, was die Menschen brauchen.“

Aus: Kindermissionswerk - Schule und Mission, Aachen, Heft 2, 1986/87

R.K.

♦ Sie dachten, es wäre ein Gespenst. Nachdenkliches zur Auferstehung Jesu von einem Zeitgenossen

Als wohlmeinender, wenn auch kritischer Zeitgenosse gerate ich von Zeit zu Zeit in einen Gottesdienst. Dort müssen wir fast die ganze Zeit sitzen. Doch dann mit einem Mal geht ein Ruck durch den zelebrierenden Pfarrer, der eine nahezu militärische Haltung einnimmt. Er hebt das Buch, aus dem er bisher vorlas, mit einem leichten Schwenk in die Höhe und gebietet uns allen: „Wir bekennen gemeinsam unseren christlichen Glauben!“ Dem wird auch Folge geleistet bis auf mich und einige wenige, die es vorziehen, nicht mitzusprechen. Dann heißt es in der kollektiven Sprachregelung: „... hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tage auferstanden von den Toten...“ Die Sache hat zugleich einen Haken; denn an manchen Tagen entfällt die ganze problematische Aussage, dafür hören wir in selbst entworfenen Glaubensbekenntnissen, die der Pfarrer entweder selbst vorliest oder wir von einem fotokopierten Blatt ab- bzw. mitlesen: „Jesus ist nach seinem Tode bei Gott.“ Wie nun? Ich fing an über die Sache nachzudenken. Da fiel mir eines Tages der Bericht von einer „Geistererscheinung“ oder „Apparition“ in die Hände mit der zweifelsohne spannenden Überschrift:

Ein toter deutscher Kampfflieger warnt seinen englischen Gegner

Nach dem Tode mancher Menschen erzählte man, sie seien Freunden oder Verwandten begegnet, hätten sich ihnen zu erkennen gegeben, wären dann aber auf eine eigenartige Weise wieder verschwunden. Meistens hätten sie diesen eine für sie wichtige Botschaft überbracht.

Ein Beispiel dieser Art ist der Fall des Engländers Howard B.:

Howard gehörte einer Rettungsmannschaft an, die im Oktober 1944 einen deutschen Piloten aus dem Wrack seiner Maschine holte. Der Pilot – beim Luftkampf über England abgeschossen – war zwar bei vollem Bewusstsein, jedoch schwer verletzt. Er wurde von Howard und seinen Kameraden in ein Londoner Militärhospital gebracht, wo er zehn Tage später starb. In diesen zehn Tagen besuchte Howard den Verletzten mehrmals. Der Fremde war ihm sympathisch. Er schrieb die letzten Grüße des Sterbenden an seine Familie und sorgte dafür, dass sie nach Deutschland weitergeleitet wurden.

Wochen darauf machte sich Howard eines Abends in seiner Stube im Militärlazarett zum Ausgehen fertig. Er wollte mit einigen Kameraden seine Stammkneipe aufsuchen, die in einem anderen Stadtteil lag. Er war allein im Zimmer, die Kameraden saßen nebenan und warteten auf ihn.

Plötzlich klopfte es an sein Fenster. Das kam ihm sonderbar vor; denn seine Kammer lag im vierten Stock unterm Dach. 'Vielleicht ein Vogel', dachte er und wollte gerade seinen Mantel anziehen, als es abermals klopfte. Howard zog die Jalousie hoch, die wegen der Verdunkelung der Stadt heruntergelassen war. Entsetzt fuhr er zurück. Denn vor dem Fenster schwebte eine milchigweiße Wolke, und in ihrem Zentrum ein Mann in deutscher Luftwaffenuniform. Howard sah deutlich die blutigen Verletzungen an Stirn, Mund und Schläfen, die über der Brust aufgerissene Uniformjacke und darunter das zerrissene blaue Hemd. Es war der Pilot, und er sah genauso aus, wie Howard ihn aus dem Flugzeugwrack geborgen hatte.

Der Pilot blickte Howard aus weit aufgerissenen Augen an, und seine Lippen formten lautlos immer wieder die gleichen Worte: 'Do not go out! – Do not go out!' (Geh nicht aus!) Dann verschwand die Erscheinung plötzlich. Denn in diesem Augenblick steckte einer seiner Kameraden den Kopf in die Tür und fragte: 'Kommst du endlich, Howard? He, bist du verrückt, dass du die Jalousie bei Licht hochziehst?'

Howard zog seinen Mantel aus. 'Tut mir leid, ich komme nicht mit. Vielleicht greifen die Deutschen heute nacht wieder an. Bleibt lieber da, wir können ja hier was trinken.'

Seine Kameraden ließen sich nicht zurückhalten. Zwei von ihnen starben in dieser Nacht bei dem Bombenangriff, der auch das Gasthaus zerstörte, in das sie ohne Howard B. gegangen waren. Die anderen wurden verletzt. Howard B. war durch die 'Geisterwarnung' am Leben geblieben." (Aus Dreecken/Schneider, Signale aus dem Jenseits. Bergisch Gladbach: Bastei-Lübbe 1979, S.197-199)

Die „Apparition“ des Jesus von Nazaret im Kreis seiner Jünger

Diese Erzählung beschäftigte mich mit Blick auf die „Apparition“ des Jesus von Nazaret im Kreis seiner Jünger. Diese wird uns zweimal erzählt, einmal im Lukas-Evangelium (Kap. 24, V.36–49) und im Johannes-Evangelium (Kap. 20, V.19-23). Dabei ist auffällig, dass der Eindruck einer „Geistererscheinung“ noch erkennbar ist, aber von den neutestamentlichen Schriftstellern durch Bearbeitung vertuscht wurde. Zum andern wird nicht mehr deutlich, was für eine Botschaft Jesus in seiner Apparition wirklich gesagt hatte. Dies ist wahrscheinlich die älteste Tradition, die sich in Lukas 24 und Johannes 20 erhalten hat:

*„Und als die Jünger bei verschlossenen Türen versammelt waren,
kam Jesus und trat in ihre Mitte.
Da gerieten sie in Bestürzung und Furcht und meinten einen Geist zu sehen.
Und er sprach zu ihnen: ‚Was seid ihr verwirrt?
Ich bin es selbst.'
Und während er dies sagte, zeigte er ihnen die Hände und die Füße.“*

Ist Jesus überhaupt am Kreuz gestorben?

Heute kommen Überlegungen wieder auf, die es aber schon in urchristlicher Zeit gegeben hat: Jesus sei gar nicht am Kreuz gestorben. Vielmehr hätten es Anhänger des Propheten aus Nazaret so eingerichtet, dass er am Kreuz mit einem Opiat, das ihm in einem Schwamm gereicht wurde, betäubt worden sei und so scheinot am Kreuz hing. Diese Täuschung wurde durch Josef von Arimathia, der zum Hohen Rat gehörte, arrangiert, der es auch bei Pontius Pilatus erreichte, der offenbar schon vorher in alles eingeweiht war, dass er den Leichnam abnehmen und in sein Privatgrab legen durfte. Durch Salben und andere Mittel wurden seine Wunden behandelt und die Wiederbelebung eingeleitet. Dabei spielten Essener, die Spezialisten in der Heilkunde waren, eine bedeutsame Rolle. Ihre Kleidung aus weißem Linnen machte sie als solche kenntlich. Sie konnten allerdings auch von den ahnungslosen Frauen, die das Grab besuchen wollten, für Engel gehalten werden, die man sich ähnlich gekleidet vorstellte. Jedenfalls erwachte Jesus aus seiner Todesstarre und konnte das Grab verlassen. Die chemische Zusammensetzung der Heilmittel hat in Verbindung mit dem Todesschweiß eine Art Fotografie Jesu auf dem Leichentuch hinterlassen, das man noch heute als Turiner Grabtuch besichtigen kann. Jesus habe sich noch einige Male mit seinen Jüngern getroffen, dann aber aus Palästina entfernt und sei als alter hochverehrter Heiliger in Kaschmir gestorben.

(Siehe dazu: Holger Kersten: Jesus lebte in Indien. Sein geheimes Leben vor und nach der Kreuzigung. Langen Müller Verlag 1993, erweiterte Neufassung der Erstauflage als Knaur Sachbuch, 1983/1984, München; Siegfried Obermeier: Starb Jesus in Kaschmir? Das Geheimnis seines Lebens und Wirkens in Indien. Düsseldorf und Wien: Econ 1983, als Goldmann-Taschenbuch 1991.)

Jedenfalls gab es schon in urchristlicher Zeit Kreise, die sich das so oder ähnlich erzählten. Eine dieser Überlieferungen ist aus der Gruppe der Judenchristen wie folgt an den Propheten Mohammed gelangt, der sie in einer Offenbarung dann neu durch den Engel Gabriel empfing:

„Und wegen ihrer (= der Juden) Rede: Wir haben ja den Messias, Jesus, Sohn der Maria, den Gesandten Gottes, ermordet, doch konnten sie ihn nicht töten, noch am Kreuz sterben lassen, sondern es erschien ihnen bloß so, und diejenigen, die das Gegenteil in dieser Sache behaupten, sind ja selber im Zweifel darüber; sie haben darüber keine Sicherheit, sondern folgen einer Vermutung, da sie ihn ja nicht für sicher getötet hatten.“

(Koran, Sure 4, Vers 157; Übersetzung: Sadr-du-din)

Gott hat Jesus nach dem Koran vor dem Kreuzestod gerettet und ihn später zu sich entrückt. (Sure 4, 157f.) Vorher aber fand er Zuflucht, wie der Koran sagt, auf einer Höhe, einem Ort der Sicherheit mit Wasser von fließenden Quellen (Sure 23,50).

Wenn es so gewesen ist, was ist dann mit den Geistererscheinungen? Was ist das überhaupt für ein Leib, der da als Leib eines Geistes erscheint? Es ist der feinstoffliche oder Geistleib, der im Tode den grobstofflichen oder physischen Leib verlässt. Dieser Geistleib kann aber auch unter bestimmten Umständen für eine bestimmte Zeit den noch lebenden grobstofflichen Leib verlassen. Solche Erlebnisse nennt man out-of-body-experiences. Sie ereignen sich bei Na(c)htod-Erlebnissen, bei Ertrinkenden, bei Drogengenuss. Nicht wenige buddhistische, christliche, muslimische Heilige, dazu Philosophen wie Pythagoras verfügten über die Fähigkeit, sich mit ihrem Geistleib Hilfe bringend zu manifestieren.

Solche paranormalen Phänomene sind die Bilokation, das Gehen auf dem Wasser, das Eintreten in verschlossene Räume, der Aufstieg in die himmlischen Sphären. So hat Jesus bei dem Gehen auf dem Wasser zugleich die ganze Zeit mit seinem physischen Leib auf dem Berg gesessen, wo er sich in eine tiefe Meditation versenkt hatte. Der Prophet Mohammed ist auf dem geistigen Pferd Buraq zum Himmel aufgestiegen und hat dabei verschiedene Himmelsebenen durchmessen. Ähnliches berichtet der Apostel Paulus von sich im 2. Korintherbrief 12,2-5. Es gibt einen katholischen Heiligen aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, der besaß die Fähigkeit, sich von hier nach dorthin schwebend zu bewegen, ein anderer war imstande, gleichzeitig an mehreren Orten zu sein, so dass er hier auf der Kanzel stand mit seinem Körper, dann ging er kurz zu anderen Leuten an einen anderen Ort, denen er etwas versprochen hatte, mit seinem geistigen Leib, und kehrte nach Einlösung des Versprechens wieder in seinen physischen Leib zurück und setzte seine Predigt fort. Solche Dinge werden auch von Pythagoras und anderen erzählt. Solche Erscheinungen können kaum von Geistererscheinungen unterschieden werden, wie auch aus den entsprechenden Jesusgeschichten hervorgeht (vgl. Lukas 24,37.39 mit Markus. 6,49par).

Jesus der Magier oder Guru

Kürzlich unterhielt ich mich mit einem Muslim über die oben besprochene Koranstelle. Der vertrat die Auffassung, dass man diesen Vers ganz anders übersetzen müsse. Es müsse heißen:

„Sie (= die Juden) ermordeten ihn nicht und kreuzigten ihn nicht, sondern einen ihm ähnlichen.“

Das heißt, die Juden hätten statt Jesus Judas gekreuzigt. Hier wirken sich ebenfalls urchristliche Vorstellungen aus, die man besonders in den Johannes-Akten studieren kann.

(Siehe dazu, Wilhelm Schneemelcher: Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung, 5. Aufl. II. Bd. Tübingen: Mohr 1989).

Es war danach sehr schwierig, Jesus von den anderen Jüngern zu unterscheiden. Jesus nahm ganz nach Belieben bald diese, bald jene Gestalt eines Jüngers an. So konnte er auch die des Judas annehmen, der infolgedessen mit Jesus verwechselt, aufgegriffen und gekreuzigt wurde. Es wird sogar erzählt, dass Jesus und die übrigen Jünger dabeistanden und Judas und ihre Feinde auslachten. Hier nimmt Jesus die ausgesprochene Gestalt eines Magiers an oder besser eines Gurus mit magischen Fähigkeiten, die Buddha die mit der magischen Kraft der Heiligkeit vollführten Wunder, die siddhi's, nennt. Dazu sagt der Buddha: „ In diesem Falle ist ein Bhikku (= Bettelmönch)

im Besitz der mannigfaltigen magischen Kräfte der Heiligkeit: aus der einen Person, die er ist, wandelt er sich zu einer Vielheit, und aus der Vielheit wieder zu einer einzigen Person, bald zeigt er sich den Blicken, bald verschwindet er, ungehemmt geht er durch Wände, Wälle, Berge, als wären sie Luft, er taucht in die Erde und wieder heraus, als wäre sie Wasser, ohne einzusinken wandelt er auf dem Wasser wie auf dem Erdboden, er schwebt auf gekreuzten Beinen sitzend durch die Luft wie der beschwingte Vogel, jene beiden so mächtigen und gewaltigen (Himmelskörper) Mond und Sonne fasst er mit der Hand und streichelt sie, und in körperlicher Gestalt vermag er bis in die Welt Brahmas zu gelangen.“ (Digha-Nikaya XI, 1-9, zit. nach Gustav Mensching: Buddhistische Geisteswelt. Darmstadt o.J., S. 42-44).

Zu diesen Siddhi's gehören noch die Speisungswunder (Mk. 6,30-44par. und 8,1-10par.), die Fernheilungen (Mk 7, 24-30par., Mt 8. 5-13 par.) und das Wissen um das Innere des andern (Joh 2,23).

Das Bild, das wir gewöhnlich uns von Jesus machen, müssen wir erheblich korrigieren. Dafür sprechen insbesondere die Siddhi's, die der Buddha ohne weiteres seinen Jüngern zutraut. Ebenso denkt Jesus über die Fähigkeiten seiner Jünger. Ja, er meint, sie würden noch Größere Werke als er vollbringen (Joh 14,12).

Die Entrückung in den göttlichen Bereich: Die Apotheose

Ich fing nun an, mich in anderen Religionen umzusehen, ob ich dort ähnliche oder parallele Vorstellungen antreffen würde. Und ich fand; mehr als ich zu Beginn meines Suchens erwartete. Unmöglich alle Beispiele hier aufzuführen. Doch will ich auf jeden Fall Tod und Auferstehung des Romulus, des Gründers der Stadt Rom, hier nach den Worten eines antiken Schriftstellers, Plutarch, mitteilen. Jeder mag sich durch den Vergleich mit der Jesusgeschichte darüber seine eigenen Gedanken machen. Plutarch schreibt:

„Nach der Meinung anderer ist Romulus weder im Tempel des Vulcanus noch bloß in Gegenwart der Ratsherren verschwunden. Wie sie erzählen, hielt Romulus eben außerhalb der Stadt bei dem sogenannten Ziegensumpfe eine Versammlung des Volkes, als plötzlich in der Luft die seltsamsten und unglaublichsten Veränderungen sich ereigneten. Die Sonne wurde ganz verdunkelt, und es brach eine schreckliche Finsternis herein, wobei der Donner und das Heulen der Sturmwinde alles in Furcht und Schrecken versetzte. Indessen zerstreute sich das Volk, die Vornehmen aber traten näher zusammen. Sobald das Unwetter nachgelassen hatte und der Himmel wieder heiter war, fanden sich auch die meisten wieder auf dem Versammlungsplatz ein und fragten sehnlichst, wo ihr König wäre. Da widersetzten sich nun die Ratsherren allen weiteren Nachforschern und ermahnten jedermann, von nun an den Romulus zu verehren und anzubeten, der zu den Göttern aufgefahren wäre und künftig anstatt eines guten Königs ihr gnädiger Gott sein werde. Die meisten glaubten dies, gingen freudig nach Hause und beteten mit froher Hoffnung zu Romulus. Doch fanden sich auch einige, welche die Sache mit hämischer Bitterkeit in Zweifel zogen und die Patrizier durch die Beschuldigung in Furcht setzten, dass sie wohl selbst den König umgebracht hätten und nun dem Volke solche einfältige Märchen aufbinden wollten.

In dieser Verwirrung begab sich, wie man sagt, Iulius Proculus, ein Patrizier vom vornehmsten Stande und von erprobter Redlichkeit, ein vertrauter Freund des Romulus selbst und einer von denen, die von Alba nach Rom gezogen waren, auf den Markt, und nachdem er auf die verehrtesten Heiligtümer einen Eid abgelegt hatte, erklärte er vor dem ganzen Volke, Romulus wäre ihm auf dem Rückwege nach Rom erschienen, aber viel Größer und schöner, als man ihn sonst gesehen, und mit glänzenden, feuerflammenden Waffen geschmückt. Über diesen Anblick erschrocken hätte er ihn also angeredet: ‚Was haben wir dir getan, o König, oder was hast du für Absichten, dass du uns in so ungerechten, bösen Verdacht und die verwaiste Stadt in die tiefste Trauer geraten lässt?‘ Darauf hätte Romulus ihm geantwortet: ‚Es ist der Wille der Götter, mein Proculus, dass wir, nachdem wir so lange unter den Menschen verweilt und eine Stadt, der der größte Ruhm und die höchste Herrschaft bestimmt ist, erbaut haben, in den Himmel, unsere eigentliche Heimat, zurückkehren sollen. So lebe denn wohl, und sage den Römern, dass sie durch Tapferkeit und Mäßigkeit die höchste Stufe menschlicher Macht erreichen werden. Ich will künftig euer huldreicher Gott Quirinus sein.‘ Der Charakter und der Eid des Erzählers bewogen die Römer, dies für wahr anzunehmen. Alle schienen auf einmal wie von einer göttlichen Begeisterung ergriffen zu sein. Keiner wagte es zu widersprechen; man legte sogleich allen Verdacht und Argwohn ab, betete zu Quirinus und verehrte ihn als einen Gott.“

(aus: Plutarch, Lebensbeschreibungen, Romulus, c. 27 u. 28 Plutarch führt übrigens noch zwei Parallelen aus den Überlieferungen der Griechen an).

Ähnliche Apotheosen berichtete man auch von dem Dichter Homer, von großen Herrschergestalten wie Cäsar und Augustus, von berühmten Heroen wie Herakles, von großen Weisheitskündern wie Empedokles, Pythagoras oder Apollonius von Tyana. Auch der biblische Mose wird durch eine entsprechende Erzählung verehrt:

Moses trug dem Volk vor seinem Tode noch einmal das Gesetz Gottes vor und ermahnte sie, es niemals zu brechen. Es beruhe ja nicht auf einem menschlichen Gesetzgeber, sondern es sei von Gott gegeben.

„Als Mose am Ende seines Lebens so gesprochen und jedem Stamme unter Segenswünschen sein künftiges Schicksal vorhergesagt hatte, brach das Volk in Tränen aus. Die Frauen schlugen an ihre Brust im Schmerze über seinen bevorstehenden Tod, und sogar die Kinder, welche um so mehr jammerten, je schwächer sie in der Unterdrückung ihres Kummers waren, zeigten, dass sie seine Tugenden und die Größe seiner Taten besser erkannten, als ihr Alter hätte erwarten lassen sollen. Die einen beklagten die Zukunft, da sie wohl wussten, welchen Führer und Vorsteher sie an Mose verloren; die anderen trauerten um ihn, weil er scheiden müsse, noch ehe sie seine Tüchtigkeit recht erkannt hätten. Die Größe der Trauer und des Jammers des Volkes lässt sich am besten daraus entnehmen, was dem Gesetzgeber selbst begegnete. Obgleich er nämlich in seinem ganzen Leben überzeugt gewesen war, man dürfe sich wegen seines bevorstehenden Todes nicht abhärten, da man ihn nach dem Willen Gottes und den Gesetzen der Natur erleiden müsse, so presste ihm doch das Wehklagen des Volkes Tränen aus.

Als er sich nun wegbegab nach dem Orte, wo er dem Anblick entrückt werden sollte, folgten ihm alle weinend nach. Mose aber winkte den weiter Entfernten mit der Hand, dass sie ruhig stehen bleiben sollten. Die ihm näher Stehenden ermahnte er, sie sollten ihm nicht dadurch, dass sie ihm folgten, den Abschied noch mehr erschweren. Hierin glaubten sie ihm willfahren zu müssen und hielten sich deshalb weinend zurück, damit er nach seinem Willen aus dem Leben scheiden könne, und nur die Ältesten, der Hohepriester Eleazar und der Heerführer Josua begleiteten ihn. Als er nun auf dem Berge Abar angekommen war (dieser Berg ragt in der Gegend von Jericho empor, und man hat von ihm einen herrlichen und weiten Ausblick auf das Land Kanaan), entließ er die Ältesten. Darauf umarmte er den Eleazar und den Josua, und während er noch mit ihnen sprach, ließ sich plötzlich eine Wolke auf ihn herab, und er entschwand in ein Tal. In den heiligen Büchern aber hat er geschrieben, er sei gestorben, aus Furcht, man möchte sagen, er sei wegen seiner hervorragenden Tugenden zu Gott hinübergegangen“ (Josephus: Jüdische Altertümer, 4. Buch, 8. Kapitel, Absatz 48).

Das heißt doch, Mose will gar nicht bestreiten, dass er zu Gott hinübergegangen ist, er will nur verhindern, dass das Volk ihn als einen Gott verehrt (wie die Römer den Romulus).

Der Dichter Friedrich Schiller hat seinem Gedicht „Das Ideal und das Leben“ am Beispiel des Herakles (= Alcid) zwei Wirklichkeiten unterschieden, die im Kampf mit des Lebens Widerständen sich von einander scheiden. Schiller wählt nur andere Begriffe, als wir es bisher getan haben.

Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene, Gattin des Königs von Tiryns, Amphitryon, nach seinem Großvater Alceus auch Alcides (Alcid) genannt, musste infolge der Eifersucht der Zeusgattin Hera äußerst gefährliche Arbeiten (Abenteuer) für Eurystheus, seinen feigen Verwandten, bestehen, der statt seiner König von Mykene war. In diesen Kämpfen befreite er die Natur von Ungeheuern, z.B. der Hydra, eine neunköpfige Schlange von gewaltiger Größe, die Land und Herden verwüstete, den mit Waffen unverwundbaren nemeischen Löwen, ja er wagte es, lebend in die Unterwelt auf dem Totenschiff des Charon einzugehen, um seine Freunde Theseus und Peirithoos zu befreien. Sein Heldenleben endete im irdischen Bereich auf eine tragische Weise; seine Körperkräfte wurden durch ein vergiftetes Hemd verzehrt, das ihm seine Frau ahnungslos zugeschickt hatte. Er selbst ließ den Scheiterhaufen herrichten, dessen Flammen seinen Leib verzehrten. Wunderbar schildert Schiller den Übergang des Geistleibes in den göttlichen Bereich (Äther), den Bereich der Verklärung und der Urbilder, statt der schweren Traumbilder des Erdenlebens, den Olymp, wo ihn sein Vater Zeus (Kronion) empfängt. Selbst Hera ehrte ihn, indem sie ihm Hebe, die Göttin der ewigen Jugend zur Gemahlin gab.

„Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhassten,
Bis sein Lauf geendigt ist –

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt,
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Die Kämpfe des Herakles werden eindrücklich durch die Nacherzählung in Gustav Schwabs „Sagen des klassischen Altertums“ dargestellt.

Die Auferstehung ist schon geschehen

Wir hatten bisher den Ausdruck *Geistleib* für den feinstofflichen Leib benutzt. Eine andere Bezeichnung dafür ist Ätherleib, eine Ausdrucksweise, auf die Schiller hindeutete. Mit diesem Geist- oder Ätherleib gehören wir bereits der göttlichen Sphäre an. Schiller nennt ihn daher den Gott. Wir tragen den „Gott“, der wir werden sollen, schon jetzt in uns. Schiller will uns in dieses geheime Wissen einweihen. Wenn wir geheimnisvoller Weise, also mystisch, mit dem Gott in uns, der unser wahres Selbst darstellt, in Verbindung treten, sind wir schon auferstanden. Daher nennen viele

auch diesen „Gott in uns“: das Selbst. Auferstehung ist somit ein Symbol für Selbstwahrnehmung und Einbeziehung des Selbst in unser Ich. Das Selbst ist viel umfassender als unser Ich. In der christlichen Religion ist Christus das Urbild des Selbst, des „Gottes in uns“, das in uns erweckt wird und aufersteht. Schon jetzt! Der Christus der Evangelien ist lediglich der Erwecker. Darum konnten Christen der Frühzeit des Christentums sagen: „Die Auferstehung ist schon geschehen“ (2. Tim 2,18). Diese Auffassung geht konform mit der geheimnisvollen Erkenntnis (Gnosis) Jesu im Johannes-Evangelium: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt (11,25), „Wer glaubt, ist vom Tode ins Leben hinübergegangen“ (5,24). Mit Blick auf den gnostischen „Brief an Reginus“ über die Auferstehung urteilt Konrad Dietzfelbinger:

„Was aufersteht, ist das Ewige im Menschen. Auferstehung des Ewigen im Menschen bedeutet: Bewusstwerdung dieses Ewigen und, in der Folge, Wirksamwerden des Ewigen“ (K. Dietzfelbinger <Hg.>: Apokryphe Evangelien aus Nag Hammadi. Edition Argo, Dingfelder Verlag 1988, S. 143)

Was nun?

Der wohlmeinende, wenn auch kritische Zeitgenosse, als der ich mich vorgestellt habe, hat alles, so weit es ihm möglich war, überprüft. Er hat alle Quellen angegeben, die ihn zu seinen Mutmaßungen geführt haben. Auch Sie, meine verehrten Leser, haben jetzt die Möglichkeit, diesen Zusammenhängen nachzugehen. Aber da ist ja noch ein Haken. Ich meine das mit der Esoterik. Der Geist- oder Ätherleib ist ein recht komplexes Gebilde. Wenn ich die Esoteriker höre, steckt darin noch ein dritter Leib oder Astralleib. Schließlich ist das Ich noch eine eigene Wesenheit. Und das Selbst, von dem zuletzt die Rede war, übersteigt noch das Ich. Die Inder haben das schon seit Jahrhunderten vor dem Auftreten des Jesus von Nazaret gewusst. Sie hatten dafür auch bestimmte Fachausdrücke wie *sthula sharira* für den physischen, grobstofflichen Leib, *linga sharira* für den feinstofflichen Äther-Leib, *shukshma sharira* für den Astralleib, *aham-kara* für den Ich-Bereich und *atman* für das Selbst, das sie mit dem Göttlichen, dem *brahman*, identifizierten. Wir finden ähnliche Vorstellungen auch in anderen Religionen. Nur gut und schön, das sind alles Worte für Dinge, die sich unserer gewöhnlichen Wahrnehmung entziehen, die man mit physischen Augen nicht sehen kann. Dazu bedarf es spiritueller Augen, besonderer Übungen wie Yoga oder anderer Meditationen, bis man dazu imstande ist. Das auch noch? Offenbar war Jesus in diese Praktiken eingeweiht. Aber wir. In der Kirche gab oder gibt es das auch. Bei Einsiedlern, Mönchen oder in charismatischen Kreisen, die dergleichen pflegen. Aber wem soll ich mich da anschließen? Ist es da nicht ratsamer bei dem schlichten Glauben auf dem fotokopierten Bekenntnis zu bleiben? „Jesus ist bei Gott.“ Und ich werde auch nach meinem Tode bei Gott sein. Das ist auch außerordentlich bequem, statt etwa stundenlang in Yogastellung auf den vier Buchstaben zu sitzen. Ich muss mir das doch noch sehr überlegen. Und wie geht es Ihnen, mein verehrter Leser?

Didaktische Anmerkung

Der „Zeitgenosse“ repräsentiert die didaktischen Fragestellungen sowohl nach der wissenschaftlichen wie nach der existenziellen Seite. Damit trifft er Vorkenntnisse, wie weit sie immer gehen (z.B. aus Zeitungsberichten), oder Lebensfragen, deren Lösung heute in vielfältiger Weise von esoterischen Kreisen angeboten wird. In der Kirche hört man von alledem meist nichts, und wenn überhaupt, dann in Form von Verdächtigungen und apologetischen Warnungen. Das ändert aber gar nichts an der Tatsache, dass die von dem „Zeitgenossen“ ausgehenden Fragen zeitgenössisch sind, die u.U. sogar das historisch Zutreffende treffen. Außerdem zeigen die Beispiele, auf die der „Zeitgenosse“ hinweist, dass die judenchristlich-orientalische Überlieferung, wie sie sich in klassischer Form im Koran verdichtet hat, nicht mehr mit Begriffen wie Legendenbildung abgetan werden können. Der „Zeitgenosse“ kann zu einer Wertschätzung des Korans, der Esoterik, der christlichen Hagiographie beitragen und uns aus einer biblizistischen Engführung herausholen.

Einer hat schon vor Jahrzehnten dafür die richtige Perspektive gehabt: der große Theologe und Religionswissenschaftler *Rudolf Otto*. An seinem Buch „Reich Gottes und Menschensohn“, (München 3. Aufl. 1954, 1. Aufl. 1933) stört mich, dass er Wunder in den Bereich der Magie rückt, bei den Wundern Jesu jedoch den magischen Vorwurf wieder zurücknimmt. Trotz dieser theologischen Bedenken halte ich sein Buch für empfehlenswert. Immerhin spricht Otto dort von einer „fantomartigen apparitio“, z.B. im Blick auf das Seewandeln Jesu (S. 301).

Er fragt dann schließlich im Blick auf die Auferstehung: „Sind so vielleicht auch die *apparitiones* des Erhöhten zu deuten – als reale Selbst-Bezeugungen, die den Empfangenden zu visuellen ‚Erscheinungen‘ werden?“ (S. 305). Vom esoterischen Standpunkt aus ließe sich noch „objektiver“ über die „fantomartigen apparitiones“ reden.

P.S.

◆ Heilung jenseits der Grenzen

Erinnerungen an die Speisung der 5000 (Mk 6,30-44), die Erscheinung auf dem Wasser (Mk. 6, 45-52), sowie die unvergesslichen Begegnungen bei Tyrus (Mk 7,24-30) und in Samarien (Johannes 4,1-41), aber auch die Aussage Jesu in Johannes 14,2: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen ...“

Er war es leid, er war es wirklich leid. Die Wunder hatten ihn nicht nur körperlich, sondern auch seelisch geschafft. Dabei wollte er gar keine Wunder tun. Aber er hatte es nicht mit ansehen können, wie Tausende seiner Predigt begeistert gefolgt waren und nun hungrig und ermattet im Grase lagen. Da hatte er seine Jünger aufgefordert von dem bisschen, was sie hatten, der Menge zu geben. Und das Unvorstellbare geschah, Tausende wurden satt und ließen noch übrig. Da wollten die Leute ihn zum König machen, weil er so tolle Dinge tun konnte. Aber das hatte ihm gerade noch gefehlt. So war es Abend geworden, und die Leute wollten denn doch nach Hause. Dazu mussten sie über den See fahren.

Die Jünger organisierten den Abtransport. Dann war es endlich ruhig. Es wurde auch still in ihm. Er betete. Als er aber seine Blicke über den See schweifen ließ, sah er, wie seine Jünger mit tückischem Gegenwind zu kämpfen hatten, der ihr kleines Boot fast zum Kentern brachte. Das war so ungewöhnlich nicht für den See Genezareth. Aber musste das nun ausgerechnet heute Abend sein? Immerhin waren seine Jünger von diesem langen Tag auch ganz schön kaputt, und sie schienen keinen Zentimeter voranzukommen. Die Stunden vergingen, und dieser Sturm hörte nicht auf.

Gegen Morgen hielt es ihn nicht länger in der Einsamkeit. Er wollte vor seinen Jüngern am andern Ufer ankommen und sie empfangen. Da passierte es wieder - das Wunder. Sie sollten es gar nicht merken. Wie ein Geist huschte er über das Wasser. Als die Jünger jedoch diese Erscheinung sahen, gerieten sie in Panik. Was sollte er tun? Er redete ihnen gut zu und kam ins Boot. Mit einem Mal hörte der Sturm auf.

Es verschlug ihnen die Sprache. Das blanke Entsetzen stand noch in ihren Gesichtern. Und trotz der Speisung von Tausenden und dieser Begegnung auf dem Wasser - sie hatten noch immer nichts kapiert.

Die einen – besoffen von Wundergläubigkeit, die anderen verängstigt, wenn Ungewöhnliches geschieht. Er hatte vorläufig genug von seinen Glaubensfreunden.

Er brauchte einfach einmal andere Leute. Die eigenen Frommen können einem ganz schön auf den Geist gehen.

So ging er – wie schon so oft – ins Heidenland. „Heidenland“, das war ein beliebter Ausdruck der Frommen, wenn sie sich den ganzen Götzenkult und Aberglauben in der Nachbarschaft vor Augen hielten. Dorthin konnte er unerkannt gehen. Soweit hatten sich wohl seine Wunder noch nicht herumgesprochen. Es ist schon eine Last, ein Promi zu sein.

Aber da, in dieser Ecke vor Tyrus im Süden des Libanon, da konnte er für sich sein. Doch er hatte sich gründlich getäuscht. Es dauerte gar nicht lange, da kam eine Frau zu ihm. Er machte sich zuerst keine Sorgen, erkannte er doch an ihrer Kleidung, dass sie keine Jüdin war. Aber sie hielt ihn an und erzählte ihm von ihrer kranken Tochter. Ein Dämon hatte sich in dem Kind eingenistet und drohte ihm, das Leben zu rauben. Es sprudelte nur so aus dieser gequälten Frau heraus, dann fiel sie auch noch vor seinen Füßen nieder, so dass er nicht weitergehen konnte. Sie flehte ihn an, den bösen Geist aus ihrer Tochter auszutreiben. Sie schaffte es einfach nicht mehr als Mutter.

Aber der sonst so milde Jesus hatte seinen schlechten Tag. Er schlug ihr gewissermaßen die Antwort um die Ohren: „Zuerst müssen die Kinder satt werden. Es ist nicht in Ordnung, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen.“ Mit dem Bild von den Hunden setzte er noch eins oben drauf, denn Hunde galten in Israel als unrein. Und jetzt verglich er diese arme Frau und ihr krankes Kind mit Hunden. Jeder kann sich die Reaktion auf so eine Beleidigung ausmalen, muss sie doch wie ein Ausdruck tiefster Menschenverachtung wirken.

Aber die Frau reagierte ganz anders, als es sich der Mann aus Nazareth erwartet hatte: „Gewiss, Herr, wandte sie ein, „aber die Hündchen bekommen doch wenigstens die Brotkrumen, die die Kinder unter den Tisch fallen lassen.“

Hündchen, hatte sie gesagt, wo er doch aussätziger Köter gemeint hatte. Vor seinem inneren Auge blitzte eine andere Geschichte auf, die er kürzlich in Samarien, dem sog. Ketzerland erlebt hatte. Bei wesentlich besserer Stimmung hatte er eine Frau am berühmten Jakobsbrunnen um Wasser gebeten. Damals hatte er alle frommen Vorurteile abgelegt: Zuerst hatte er als Mann eine Frau

angesprochen, was eigentlich verboten war, und dann hatte er diese Frau angesprochen, die wahrhaftig einen liederlichen Lebenswandel führte und es auf sieben Männer in kurzer Zeit gebracht hatte, geschweige denn Ehemänner. Das sah man ihr auch an. Dazu musste man noch nicht einmal Prophet sein. Damals hatte er nicht den traditionsbesessenen Juden herausgekehrt. und wie wunderbar war diese Geschichte ausgegangen. Siedend heiß schoss ihm dieses Erlebnis durch den Kopf, und wie mit einem Windstoss, war seine ganze miese Stimmung und Aggression verfliegen.

„Das ist ein Wort“, sagte er zu der Frau. Und er dachte: „Ich mit meinen Wundern bin doch eine Null gegen eine solche Frau, das ist doch Glaube und nicht das, was ich mache, und wenn es noch so wunderbar ist.“

Da spürte er trotz aller Müdigkeit und Abgeschlagenheit wieder diese innere Kraft in sich. Heiter und mild beugte er sich herunter zu der Frau und flüsterte ihr ins Ohr: „Du bist die Meisterin und ich der Jünger, geh nach Hause, deine Tochter leidet keine Qualen mehr.“

Die Frau ging nach Hause. Sie war noch ganz benommen. Als sie ins Zimmer kam, lag ihr Kind auf dem Bett und lächelte die Mutter an. Zum ersten Mal seit langem.

Der Mann aus Nazareth jedoch nahm sich vor, nie mehr einen Menschen wegen seines anderen Glaubens zu verachten. Er fing an, sich richtig wohl zu fühlen – im Heidenland.

Didaktische Anmerkungen

Nur am Rande sei erwähnt, dass es im *Buddhismus* eine Parallelgeschichte zur Speisung der 5000 gibt. Im Neuen Testament steht etwas anderes im Vordergrund. Durch die Neuerzählung wird zum einen interreligiöses Lernen möglich, wenn man/frau sich darauf einlässt, dass Jesus sowohl geografisch wie geistig das Territorium der jüdischen Religion verlässt. Die Einbindung mehrerer Geschichten in diesen Erzählzusammenhang ermöglicht zum anderen, den Auftrag Jesu unter verschiedenen Gesichtspunkten teilweise etwas abseits der üblichen exegetischen Auslegungen zu sehen:

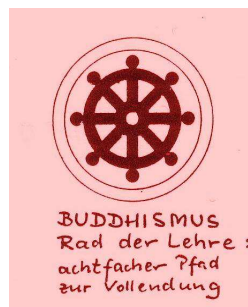
- Jesus widersetzt sich den klassischen Messiasvorstellungen, in denen der Messias ein irdisches Reich aufrichten wird.
- Jesus wird bewusst mit seinen menschlichen Schwächen gezeichnet. Der dogmatische Topos der Sündlosigkeit wird um der menschlichen Glaubwürdigkeit und Authentizität Jesu aufgegeben.
- Mit dem messianischen Zeitalter sind Wunder der verschiedensten Art verbunden, auf die die Adressaten entweder gar nicht oder in ganz anderer Weise gefasst sind. Das Aufregende an der syrophönizischen Frau ist, dass Jesus auf sie nicht gefasst ist und im Grunde ähnliches an sich selbst erlebt wie seine Jünger bei dem Sturm auf dem See.
- Die zusammengestellten Geschichten eignen sich besonders gut, um Grenzüberschreitungen ins Licht zu rücken und deutlich zu machen, dass auch anders Glaubende gleichwertig dem eigenen Glauben und der eigenen religiösen Tradition sind. Auch Jesus gehört hier zu den Lernenden, er lernt aber erstaunlich gut und vorbildhaft für seine Nachfolger/innen.
- Dabei wird nicht die Schwierigkeit von Grenzüberschreitungen verschwiegen. Gerade unbewusste Denkvoraussetzungen und Vorurteile sollen so überwunden werden. So wird ein interreligiöser Dialog möglich, in dem nicht die Furcht regiert, man dürfe das Andersartige und Fremde der anderen Religion nicht ansprechen.
- Wer aber riskiert, die Begegnung mit anderen Glaubenstraditionen zu suchen, wird vielleicht verblüfft feststellen, dass in anderem Glauben oft eine tiefere Erkenntnis (vielleicht sogar die einem selbst verborgene Wahrheit) steckt, als im eigenen bisherigen Glaubensleben.
- Letztlich wird mit diesen Geschichten eine Verbindung zu den Höhenheiligümern des Salomo geschlagen und eine ähnliche Tendenz sichtbar, nämlich in der Vielfalt sich auf das eine Göttliche, die letzte Wirklichkeit einzulassen.
- Eine Vor(ver)urteilung und Negativ-Bewertung einer anderen Religion ist von daher nicht mehr möglich, allerdings brauchen im Dialog die Schwächen und Fehlentwicklungen in den einzelnen Religionen nicht verschwiegen werden. Sie können vielmehr helfen, ohne dass sich die überhebliche Vorstellung einschleicht: „Ich bin stolz, ein Christ zu sein“ (als religiöse Variante zu: „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein“).

R.K.

II.2. Aus dem Buddhismus

♦ Durchbruchserlebnisse: Vom Prinz zum Erwachten, zum Buddha

Einführung in die Geschichte und Lehre
Siddhartha Gautamas
durch interpretierendes Erzählen



1. Vorbemerkung

Die hier folgenden Erzählabschnitte sind so aufgebaut, dass sie sich zu Arbeitsblättern umgestalten lassen. Der Lehrer oder die Lehrerin können natürlich mit den in den Schulbüchern oder in anderen Modellen und Medien präsentierten Materialien die hier vorgestellte erzählerische Linie anreichern oder methodisch anders präsentieren (z.B. durch Nachspielen einiger Geschichten oder durch Zeichnungen, etwa auch im Comic-Stil). Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, dass in Indien die alten Sagen und Geschichten (besonders auch aus dem ehrwürdigen Epos „Mahabharata“) in den unterschiedlichsten Comic-Fassungen und mit vielen Fortsetzungsheften auf dem Markt sind.

Mit den einführenden Bemerkungen zu allen drei Unterrichtsvorhaben sind im übrigen auch einige einführende Informationsmaterialien mit eingearbeitet, die die Unterrichtsvorbereitung aufgrund ihrer sachlichen Präzision erleichtern können.

2. Die Erzählung

König Shuddhodana¹

Über 500 Jahre vor der Geburt Jesu regierte im Himalaya König Shuddhodana aus dem Kriegergeschlecht der Shakyas. Er hatte oft gegen seine Feinde kämpfen müssen und große Siege davongetragen. Er vergrößerte seine Hauptstadt Kapilavastu und ließ sie mit breiten Erdwällen, Wassergräben und Palisaden zum Schutz vor den Feinden befestigen. Seine Baumeister errichteten ihm einen neuen prächtigen Palast mit einer geräumigen Versammlungshalle. Sie schmückten die Wände und Bogen mit Gold und schönen Bildern. Im Garten des Palastes legten sie Teiche an, in denen blaue, weiße und rote Lotusblumen blühten. Außerhalb der Stadt besaß der König weite Parkanlagen mit herrlichen, von Blüten bedeckten Bäumen.

Wenn der König mit seiner Gattin, der Königin Maya, den Park aufsuchte, dann begleitete sie ein großes Gefolge mit Pferden, Elefanten, Wagen und Sänften, alle mit Schmuck überladen. Eine Schutztruppe von Kriegern aus dem Shakyageschlecht geleitete sie. Ihnen folgten prächtig geschmückte Musikantinnen, die mit ihren Gesängen und Melodien den Ruhm des Königs verkündeten.

Wenn der König ausfuhr, säumten viele Menschen die Strassen. Sie winkten ihm zu und riefen:

„Ein glücklicher Herrscher ist König Shuddhodana, seine Feinde müssen ihn fürchten. Shri, die Glücksgöttin, ist auf seiner Seite. Stark wie der Götterkönig ist König Shuddhodana. Schön wie Shri ist Königin Maya.“

Die Geburt des Prinzen Siddhartha¹

König Shuddhodanas Glück schien vollkommen zu sein, als ihm die Diener die Geburt seines ersten Sohnes meldeten. Voller Freude ging er zur Königin Maya und betrachtete das Kind. „Nun wird mein Reich dauern“, sagte er. „Mein Sohn wird die Feinde besiegen und ein mächtiger König werden.“

Das sagten auch die weisen Männer, die Brahmanen, die der König sogleich herbeirufen ließ. Es waren zeichenkundige Brahmanen, die die Wahrsagekunst studiert hatten. Sie sagten: „Ein großer Mann wird der Prinz werden, ein Welt beherrschender König, in dessen Reich Gerechtigkeit wohnt. Er wird der Welt ein neues Gesetz geben, ein besseres Gesetz. Er wird ein Friedensreich errichten bis zur Weltmeergrenze, alle Völker werden unter seiner Herrschaft glücklich sein.“

Als die Brahmanen so geweissagt hatten, betrat der alte ehrwürdige Seher Asita den Palast. Alle Blicke richteten sich auf ihn. Der nahm das Kind in seine Arme und sprach:

„Ein Buddha wird er sein, ein Erleuchteter. Er wird das Rad des Gesetzes drehen, das Rad der Lehre. Eine neue Lehre wird er in Umlauf bringen. Das Reich der Wahrheit wird er begründen, den Menschen zu Heil und

Freude." „Ich freue mich", fuhr Asita dann fort, „dass ich den Knaben noch sehen durfte, der ein Höchster unter den Menschen sein wird. Doch nun bin ich traurig und Schmerz betroffen; denn ich werde die Lehre des Buddha nicht mehr hören. Nur ein kurzer Rest ist übrig von meinem Leben. Ich muss sterben, ehe sich meine Weissagung erfüllt."²

Als der König diese Weissagungen gehört hatte, gab er dem Kind den Namen Siddhartha. Namen waren damals Wünsche, die die Eltern ihren Kindern mitgaben. Siddhartha bedeutet: Er wird sein Ziel erreichen und Vollkommenheit gewinnen. König Shuddhodana dachte dabei daran, dass Siddhartha der vollkommene Weltkaiser werden möchte, der über die ganze Welt in Frieden und Gerechtigkeit herrscht.

Tod der Königin Maya

Am siebten Tag nach Siddharthas Geburt starb Königin Maya. Sie soll einen großen Glanz gesehen haben, als Siddhartha geboren wurde. Dieses wunderbare Licht umgab sie auch in der Todesstunde. König Shuddhodana konnte das Licht nicht vergessen, das auf ihrem Gesicht leuchtete, ehe sie für immer von ihm ging.³

Der König trauerte um sie. Immer aber dachte er an die Weissagung des Sehers Asita. Er hoffte, dass dieser falsch geweissagt haben möchte, und dass die zeichenkundigen Brahmanen Recht behielten. Ein Kaiser sollte sein Sohn werden, kein Buddha. Er sollte vollenden, was er, der König, begonnen hatte.

König Shuddhodana wusste aus alten Erzählungen, dass der Buddha und der Friedenskaiser zusammengehören. Beide werden ‚Raddreher‘ genannt. Einst wird der Kaiser, so hieß es in den Erzählungen, ein helles Licht am Himmel schauen, er wird dem Licht folgen und in dem Zeichen siegen. Dieses Licht aber ist Sinnbild für die Lehre des Buddha. Der Buddha wird eine neue Lehre in Umlauf bringen, der Kaiser ein neues Gesetz. Nur so entsteht das Reich der Gerechtigkeit. Weiter hieß es:

„Der Buddha wird die Wahrheit erkennen, weil er das Leiden in der Welt erkennt. Ohne Erkenntnis des Leidens gibt es kein Mit-Leiden mit anderen, ohne Mit-Leiden keine Gemeinschaft der Menschen, kein Reich der Gerechtigkeit, keinen Frieden."

Wie im Märchen

Der König befahl, dass der Prinz nichts Trauriges, Hässliches oder sonst Unangenehmes sehen sollte. Viele Pflegerinnen mussten täglich um ihn sein und ihm alle Wünsche von den Augen ablesen. Nur im Palast oder in den anmutigen Parkanlagen durften sie sich mit dem Knaben aufhalten. Er sollte die Hütten der Armen nicht sehen, keinen Kranken oder von Körpergebrechen entstellten Menschen. Stets mussten die Pflegerinnen einen seidenen Schirm über ihn halten. „Dass nur nicht Kälte oder Hitze Staub oder Tau ihn schädige!" trug ihnen der König auf.⁴

So sollte der Prinz wie in einem Märchenland aufwachsen, in dem es kein Leiden gab.

Der Streit um „Mein und Dein"

Einmal stritten sich zwei seiner Pflegerinnen um Mein und Dein. „*Mir* hat der König diesen Fächer geschenkt", rief die eine. „Du darfst ihn nicht nehmen. Nimm deinen eigenen!" Darüber gerieten sie in bösen Zank; es fehlte nicht viel, dass sie sich gegenseitig durchs Gesicht kratzten.

Siddhartha – er war damals etwa zehn Jahre alt – saß ruhig und heiter da. Fast unmerklich hob er seine Hand. Dann sprach er: „Ich will euch erzählen, was ich gestern gesehen habe, als ich mit meinen Vettern im Park spielte. Meine Vettern bauten Sandburgen, jeder verteidigte seine Burg und rief: ‚Diese Burg ist meine, sie gehört nur mir. Keiner darf dort spielen, wo ich meine Burg baue!' Als alle Burgen fertig waren, stieß Vasudeva, ein kleiner, dicklicher Junge, die Burg seines Veters Karna um und zertrat sie. Es machte ihm Spaß, sie mit seinen nackten Füßen zu zertrampeln. Da geriet Karna in helle Wut. Er zog Vasudeva bei den Haaren, riss ihn auf die Erde und schlug mit den Fäusten auf ihn ein. Auch die anderen Vettern liefen herbei, einige mit Stöcken, und schlugen Vasudeva. Als sich ihr Zorn gelegt hatte, spielten sie weiter mit ihren Sandburgen. Jeder sagte nun erst recht: ‚Das ist meine Burg, das ist meine Burg. Niemand darf sie anrühren!' Dann wurde es Abend, und sie dachten daran, nach Hause zu gehen. Keiner scherte sich mehr um seine Burg. Einer zertrat sie sogar, ein anderer stieß sie mit beiden Händen um, ein dritter zerstörte sie mit Steinwürfen. Alle wollten nach Hause. Keiner schaute mehr nach den Burgen zurück."⁵

Siddhartha sagte das ohne Befehl und Vorwurf. Siddhartha tadelte niemals andere Menschen. Niemals befahl er Menschen etwas. Er war hell, er war heiter, er durchschaute alles, er machte froh. Die Pflegerinnen schauten sich an und umarmten sich, entzückt von dem Prinzen, der so schön und

natürlich sprach. „Nimm meinen Fächer, so oft du willst!“ sagte die Besitzerin des Fächers. „Siddhartha hat uns gelöst von unserem Neid und Besitzstolz.“

Der Freundschaftsvertrag

Einige Zeit danach stattete König Bhagadatta aus dem Nachbarreich der Hauptstadt einen Staatsbesuch ab. König Shuddhodana empfing ihn mit hohen Ehren. Eine ganze Woche dauerten die Feste, die er für seinen Gast gab. Zuletzt schlossen beide Könige einen Freundschaftsvertrag miteinander. Ewiger Friede sollte zwischen ihnen herrschen. Wenige Wochen darauf überfiel König Shuddhodana das Land seines Gastfreundes Bhagadatta mit einem großen Heer.

Narada

Bhagadatta hatte sich durch den Freundschaftsvertrag täuschen lassen. Er war auf den Krieg nicht vorbereitet. Sein Heer unterlag, seine Hauptstadt ging in Flammen auf. Er selbst musste sich seinem ehemaligen Freund unterwerfen und Tribut zahlen.

Narada, der mächtige Staatsmann aus dem Brahmanengeschlecht, hatte dem König den Plan eingegeben, Bhagadatta zu täuschen und zu überfallen. Er hatte dem König gesagt:

„Hast du nie gehört, was unsere weisen Vorfahren über die Lebensweise der Könige gelehrt haben? Durchaus verschieden ist sie von der des gemeinen Volks. Das Volk will in Frieden leben, aber der Krieg macht die Könige groß. Dem König ist das Glück seines Volkes unerträglich, solange er noch das Glück eines anderen Herrschers sehen muss. Politik, sagen unsere Lehrer, ist der Brauch der Fische. Die großen Fische fressen die kleinen auf. Wie die Schlange Frösche und andere Tiere verschlingt, so werden die friedliebenden Könige von ihren Feinden gefressen. König Bhagadatta ist ein friedliebender und gerechter König. Unwürdig bist du, König Shuddhodana, kein rechter Krieger aus dem Shakya-Geschlecht, wenn dich das Glück Bhagadattas nicht mit schlafloser Eifersucht erfüllt! Es ist das Gesetz des Kriegergeschlechts, dem du angehörst, das Glück und die Ehre des Krieges höher zu achten als das Glück des Volkes. Es ist das Gesetz der Brahmanen, zu denen ich gehöre, die Könige an ihre Pflichten zu erinnern.“

Der König hatte angeordnet, dass niemand dem Prinzen etwas von seinem Treuebruch erzählen sollte. Siddhartha sollte nicht einmal wissen, dass Krieg war. Aber Siddhartha erfuhr es doch. Er sah das Glühen in den Augen der Menschen, wenn sie sich vom gegenseitigen Töten der Soldaten erzählten, vom Brennen der Felder und Häuser, von den Misshandlungen an der Bevölkerung. Er merkte es daran, dass sie ihre Gespräche abbrachen, wenn er in ihre Nähe kam. Seine Spielgefährten und Pflegerinnen verplapperten sich. So kam alles heraus.

Noch vor dem König kehrte der mächtige Minister aus dem Krieg zurück. Er wollte in der Hauptstadt den Triumphzug und das große Opferfest vorbereiten. Als Narada durch den Palast ging, traf er auf Siddhartha. Siddhartha stellte sich ihm in den Weg. „Warum hat mein Vater das getan?“ fragte er ihn. „Du hast ihm doch den Rat eingegeben!“

Narada begriff schnell, dass der Prinz trotz des Befehls des Königs Bescheid wusste. „Wir wollen darüber sprechen“, sagte er. Im angrenzenden Zimmer setzten sie sich zueinander. Narada war ein großer Minister, der nur den Staat im Sinn hatte, nur das, was dem Staat Nutzen brachte.

„Die Schuld hat doch Bhagadatta“, begann er sogleich das Gespräch, „nicht wir. Oder hat man dir nie die Geschichte von Maus und Katze erzählt?“ „Ich kenne sie nicht“, sagte Siddhartha, „erzähle sie nur!“ „Gern“, sagte der Minister, „eines Tages wirst du auch Herrscher sein. Darum höre gut zu, was ich dir von der Maus und der Katze erzählen will!“

Da Siddhartha ruhig und heiter dreinschaute, gewann der Minister Mut, mit größter Liebenswürdigkeit diese Geschichte zu erzählen:

Die Geschichte von der Maus und der Katze⁶

„Maus und Katze lebten einmal in einem riesigen Dschungelbaum. Die Maus hatte ihr Loch bei den Wurzeln, die Katze wohnte oben in den Ästen, wo sie sich von Vogeleiern und jungen, im Fliegen noch unerfahrenen Vögeln nährte. Die Katze fraß auch die Mäuse; doch war unsere Maus erfolgreich genug, sich nicht von den Krallen ihrer Feindin fangen zu lassen.“

Ein Jäger stellte den Katzen nach. Er legte ein Netz mit Köder unter dem Baum aus. Die Katze verfang sich in den Maschen. Die Maus freute sich; denn die Katze konnte ihr jetzt nichts mehr tun. Und während die Katze in den Maschen steckte, fraß die Maus von dem Köder, soviel ihre kleinen scharfen Mausezähne nagen konnten.

Da sah sie auf einmal eine Eule im Laubdickicht des Baumes. Die Augen der Eule funkelten. Jeden Augenblick konnte sie herabstoßen und die kleine Maus auffressen. >Nimm mich an deine Brust, liebe Katze<, rief die listige Maus, >schütze mich vor der bösen Eule, dann will ich dir auch die

Maschen durchnagen, und du bist frei!< Die Katze war damit einverstanden, und die Maus schlüpfte ins Netz.

Nun erwartete die Katze, die Maus würde sogleich damit anfangen, das Netz durchzunagen. Aber die Maus dachte nicht daran. Sie wusste nur zu gut, solange die Katze im Netz liegt, wird sie mir nichts tun. >Ich will erst ein Nickerchen halten<, sagte die Maus und schlief ein. Erst wenn der Fallensteller käme, wollte sie ihre Bundesgenossin befreien. Die Katze mochte schimpfen, so viel sie wollte. Die Maus hielt ihren Schlaf, die Katze musste warten. Sie war auf die Maus angewiesen. Die große Katze konnte der kleinen Maus nichts tun. Die Maus schlief ganz ruhig in den Tatzen ihrer Feindin. Als dann der Jäger kam, um nach der Falle zu sehen, da zernagte die Maus schnell das Netz, schlüpfte in ihr Loch, während die Katze sich mit verzweifelterm Sprung in die Zweige rettete.

Am meisten ärgerte sich der Jäger. Enttäuscht sah er das zerrissene Netz. Anschließend stieg die Katze vom Baum herunter und sprach zur Maus: „Komm heraus aus deinem Loch! Wir wollen einen ewigen Friedensbund schließen. Wenn Katze und Maus fest zusammenhalten, dann sind wir stärker als alle Feinde!“

Aber die Maus war schlauer: >Geh weg, Katze<, rief sie aus ihrem Versteck, >in der Politik gibt es keine ewige Freundschaft!<“

Das Gesetz der Politik⁷

„König Bhagadatta war dümmer als die kleine Maus“, fuhr Narada fort. „Höre mich an, Prinz Siddhartha, was unsere Lehrer über das Benehmen der Könige sagen: >Trag deinen Feind auf deiner Schulter, bis du von ihm das hast, was du willst. Dann wirf ihn ab – wirf ihn ab und zerschmettere ihn wie einen irdenen Krug an einem Felsen!<

>Wer zu seinem eigenen Vorteil jemanden vernichten will, der sollte vorsichtig und bedächtig zu Werke gehen. Während er die Hand hebt, um seinen Feind zu schlagen, sollte er ihn freundlich ansprechen. Noch liebenswürdiger sollte er reden, während er den tödlichen Schlag versetzt. Und wenn er seinem Feind den Kopf abgeschlagen hat, dann sollte er ihn beklagen und beweinen.<

Narada hielt inne. Dass König Shuddhodana Bhagadatta leben ließ und sich mit einem hohen Tribut begnügt hat, ist ganz falsch. Er sollte ihm den Kopf abschlagen lassen und ihn dann feierlich bestatten. Unsere Lehrer haben erkannt: ‚Ein überlebender Rest der Feinde ist wie der Rest eines schwelenden Feuers oder einer unbezahlten Schuld; alle drei wachsen mit der Zeit unaufhaltsam an.‘ ‚Ein König sollte immer eine erhobene Zuchtrute in der Hand halten.‘ ‚Beide Arten der Weisheit, die gerade und die krumme, sollten dem König zu Gebote stehen. Wenn du nicht bereit bist, grausam zu sein und Menschen zu töten, wie der Fischer Fische tötet, lass alle Hoffnung auf große Erfolge fahren!“

So erzählte der Minister Narada. Narada war ehrlich. Prinz Siddhartha hörte ihn an. Er tadelte Narada nicht. Siddhartha dachte: „Das ist – sagt Narada – das Gesetz der Politik. So war es immer. ‚So war es immer‘, denkt nicht nur Narada.“

Das Radschasuya-Opfer⁸

Siddhartha lief zu seinem Lehrer Kschantideva. Er erzählte ihm das Gespräch mit dem Minister Narada. „Darf nie aufhören, was die alten Gesetzeslehrer über die Pflichten der Herrscher gesagt haben?“

Kschantideva kannte mehr alte Überlieferungen als Narada. „Narada ist gekommen“, sagte er, „um das große Fest der Königsweihe, das Radschasuya-Opfer, vorzubereiten. Dann werden alle Könige und Fürsten aus den Nachbarreichen kommen und König Shuddhodana huldigen. König Shuddhodana wird auf einem prächtigen Thron sitzen. Ein Tigerfell wird den Thron bekleiden. Dann werden ihn die Priester salben. Alle, die an dem Opfer teilnehmen, sollen König Shuddhodana als ihren Oberherrn anerkennen. Dem Land soll es gut gehen, das König Shuddhodana gehorcht.“

„Und wenn ein König sich weigert, am Radschasuya-Opfer teilzunehmen?“ fragte Siddhartha. „Seinem Land wird es schlecht gehen. König Shuddhodana wird mit seinem Heer und mit dem Heer der Verbündeten, die am Opfer teilgenommen haben, das Land überfallen und in Besitz nehmen.“ „Du sprichst wie Narada“, entgegnete Siddhartha. „Einmal muss das doch aufhören!“

König Mahavidschita⁹

„Hör zu“, begann Kschantideva aufs neue. „Vor langer Zeit lebten einmal ein König mit Namen Mahavidschita. Mahavidschita war reich, er herrschte über ein großes Land, seine Schatzkammern waren überreichlich mit Gold und Silber gefüllt. Da dachte der König: ‚Sollte ich jetzt nicht das große Radschasuya-Opfer bringen lassen? Das würde meine Herrschaft über lange Zeit sicherstellen.‘

Dann rief er seinen Minister, einen weisen Brahmanen: ‚Ich möchte das große Opfer darbringen. Unterweise mich, Brahmane!‘ Da antwortete der weise Minister: ‚Reich bist du, König, du herrschst über ein großes Land, deine Schatzkammern sind überreichlich mit Gold und Silber gefüllt. Aber in deinem Reich herrscht Not und Bedrückung. Das Geld in deinen Schatzkammern ist das Geld der Armen. Wenn du nun das große Opfer darbringen willst, dann wird auch dein Geld nicht ausreichen. Denn du musst an Pracht alle Könige übertreffen. Du musst ihnen außerdem reiche Geschenke mitgeben, damit sie dich anerkennen. Du musst das Volk durch noch höhere Steuern bedrücken. Aber sieh doch, wie es im Lande wirklich aussieht! Man trifft geplünderte Dörfer, man trifft geplünderte Städte, man trifft Wegelagerer. Wenn du in diesem notleidenden und bedrückten Land Steuern erheben wolltest, so würdest du unrecht handeln. Nun könntest du denken: Ich will diese Unwesen durch Hinrichtung, durch Gefängnis, durch Geldstrafen, durch Ehrverlust, durch Verbannung ausrotten! Aber nicht so ist die Ausrottung dieses Unwesens in der richtigen Weise möglich. Diejenigen, die bei den Hinrichtungen verschont geblieben sind, die werden sich nun erst recht zusammenrotten und deinem Land Schaden bringen. Da du durch hohe Steuern das Land bedrückst, werden die Armen, die nicht satt werden, zu den Wegelagerern gehen, ihre Zahl wird wachsen. Sie werden lieber Räuber sein wollen als verhungern.‘

Der König hörte nachdenklich zu. ‚Du hast recht‘, sagte er, ‚fahre nur fort!‘ ‚Wenn man aber folgende Einrichtung trafe‘, schlug der Brahmane vor, so würde die Ausrottung dieses Unwesens möglich sein: Den Landbauern und Viehhaltern im Reich, die es benötigen, sollst du Samen und Futter geben; den Kaufleuten, die es benötigen, sollst du Geld geben. Den Beamten im Reich, die es benötigen, sollst du Kost und Sold anweisen. Dann werden sie alle ihren Berufen nachgehen, des Königs Land nicht schädigen, frei von Not und Bedrückung werden die Menschen milde werden und, froh im Herzen, werden sie sich an den Spielen ihrer Kinder freuen und in unverschlossenen Häusern leben.‘

Der König stellte daraufhin das Radschasuya-Opfer zurück. Er befolgte den Rat seines Ministers. Nach wenigen Jahren war Friede, Wohlstand und Güte bei allen Menschen in seinem Reich eingekehrt. Frei von Not und Bedrückung, waren die Menschen milde geworden, sie freuten sich an den Spielen ihrer Kinder und lebten in unverschlossenen Häusern.

Da rief der König den weisen Minister wieder zu sich. ‚Nun wünsche ich, Brahmane, das große Opfer zu bringen. Das wird meine Herrschaft für lange Zeit sicherstellen.‘ Der Brahmane antwortete ihm: ‚Wenn du das große Opfer darbringen willst, dann wirst du ein großes Schlachten anrichten. 700 Stiere, 700 Ochsen, 700 Kühe, 700 Ziegen, 700 Widder wirst du töten müssen, so befiehlt es das Gesetz. Du wirst sie den Bauern nehmen, die von den Tieren leben. Du wirst die Arbeiter von den Feldern holen, dass sie die Bäume fällen für die Opferpfosten und das prunkvolle Opferstadion. Du wirst Aufseher über sie einsetzen. Dann hört man nur Stockschläge, Schreie und rohe Gewalt. Neue Steuern musst du deinem Land auferlegen.‘

Da feierte der König auf den Rat des Brahmanen ein anderes Opfer. Nur Blumen brachte er dar. Und er nannte die Blumen, die er den Göttern opferte: Güte, Gerechtigkeit, Wohlstand des Landes, Frieden.“¹⁰

Unterricht

Mehrere Jahre musste Siddhartha bei seinem Lehrer, dem weisen Brahmanen Kschantideva, Unterricht nehmen. Seine Kindheit war zu Ende. Zum Zeichen für den neuen Lebensabschnitt wurde er schon bei seinem 11. Geburtstag feierlich mit der heiligen Schnur umgürtet.

Die Brahmanen sagten: „Das Tier wird nur einmal geboren. Die Natur gibt ihm alles, was es braucht, um leben zu können. Der Mensch muss zweimal geboren werden: einmal aus dem Schoß seiner Mutter als Kind, das andere Mal als Sohn seines Lehrers durch Erziehung und Lehre. Ehe das Kind geboren wird, empfängt es durch die Nabelschnur alle natürliche Nahrung von seiner Mutter. Ehe der Mensch zum zweiten Mal geboren wird, empfängt er alle geistige Nahrung von seinem Lehrer.

Darum trägt der Schüler als Zeichen der Verbundenheit mit dem Lehrer die heilige Schnur wie eine neue Nabelschnur. Er empfängt vom Lehrer das Wissen unserer Vorfäter. Durch diese zweite Geburt ist er erst ganz zur Welt gekommen, ganz als Mensch geboren. Er gehört nun zu den ‚Edlen‘, den ‚Zweimalgeborenen‘, die berechtigt sind, in der Welt zu herrschen.“¹¹

Viererei Menschen

Einmal fragte Siddhartha seinen Lehrer: „Warum heiraten Krieger nur Frauen aus dem Kriegergeschlecht? Auch die Brahmanen dürfen nur Töchter von Brahmanen zur Frau nehmen. Ebenso verhält es sich bei Kaufleuten und Bauern.“ Kschantideva antwortete: „So verlangt es unser Gesetz. Unser Gesetz unterscheidet vier Menschengruppen oder Kasten. Wir nennen sie Brahmanen,

Kschatriyas, Vaishyas und Shudras. Die Brahmanen sind die Priester und Lehrer. Die Kschatriyas sind die Herrscher und Krieger. Die Vaishyas sind die Kaufleute und Bauern. Die Shudras sind die Diener und Arbeiter.

„Jede Kaste ist für eine bestimmte Aufgabe da. Die oberste ist die Kaste der Brahmanen. Sie kennen die Gesetze der Vorväter und die heiligen Schriften. Seit Anfang der Weltschöpfung gibt es die Brahmanen. Der höchste Gott, Brahman, lehrte sie das Gesetz. Das Gesetz ist der Herrscher und König. Auch die Könige müssen Diener des Gesetzes sein. Die Brahmanen sind die Lehrer, Ratgeber und Minister der Herrscher. Die Pflichten eines Brahmanen sind so groß, dass er von klein auf bei seinen Eltern und Lehrern lernen muss. Erwächst damit auf. Darum ist es gut, dass die Angehörigen der Brahmanenkaste nur unter sich heiraten dürfen.“

„Auch die Angehörigen der Kriegerkaste“, fuhr Kschantediva fort, „müssen von klein auf ihre Aufgaben kennenlernen. Die Krieger sollen das Land schützen. Die Herrscher sollen es regieren. Zum Krieger und Herrscher muss man geboren sein. Die Krieger haben von Geburt einen adeligen Sinn. Das Herrschen fällt ihnen leicht, weil sie es von klein auf gelernt haben. Sie kleben nicht am Boden wie die Bauern. Sie machen sich keine Sorgen um Geld wie die Kaufleute. Sie sind großzügig und lieben das Schenken. Sie leben wie in einem Traum. Man errichtet ihnen Paläste mit schönen Gärten. Man lässt sie Feste feiern, eins prächtiger als das andere. Wettkämpfe führen sie auf. Sie nehmen an den Kriegen der Könige teil, als wäre es ein Spiel. Jeden Tag muss der Krieger bereit sein, ruhmvoll zu kämpfen und zu sterben. Nur an den Ruhm darf er denken. Er muss leicht leben und sterben können.“

Das schönere Leben

Kschantideva blickte auf Siddhartha, den Königssohn: „Ich habe dir die Lebensweise erklärt, die das Gesetz dir vorgeschrieben hat. Das Gesetz meint es gut mit allen Menschen. Darum präge dir meine Worte ein! Das Volk, über das du einmal herrschen sollst, wird dich lieben, wenn du ein großherziger König wirst, der gerne schenkt und die Pracht liebt. Das Volk nimmt in seinen Träumen am schönen Leben der Könige teil. Selbst die Ärmsten vergessen darüber manches Mal ihre Not. Sie träumen über ihr Leben hinaus. Sie träumen vom schöneren Leben, das vielleicht auch einmal zu ihnen kommt. 'Es war einmal ein König', 'Es war einmal ein Prinz', 'Es war einmal eine Königstochter', manchmal auch: 'Es war einmal ein Bauernjunge, der aber ein ausgesetztes Königskind war', so und ähnlich beginnen die Geschichten, die sie sich abends beim Herdfeuer erzählen.“

Kschantideva schwieg einen Augenblick, als wollte er prüfen, ob Siddhartha noch zuhören konnte. „Wir verehren ja, wie du weißt, Agni, das Feuer, als Erzähler-Gott. Wenn es knistert, hoch auflodert und zusammensinkt, Licht und Schatten wirft und wir still in die Glut schauen, in den glühenden Feuerkern, dann hören wir die Geschichten, als wären wir selbst dabei, als würde uns unser eigenes Leben erzählt. Darum lauschen wir so gebannt. Darum knistert es voller Spannung, wenn wir die Geschichten hören und nie genug davon bekommen können. Glaub mir, Siddhartha, alles was in den Geschichten steht, das bist du. Darum hältst du den Atem an. Darum willst du, dass man immer weiter erzählt. Hungrig bist du auf Geschichten. Du freust dich mit, leidest mit, du hoffst und wünschst, bist traurig und glücklich. Unser Leben muss uns erzählt werden. Die Welt muss uns erzählt werden. Seit Menschen da sind, sind Erzählungen da, sitzen wir um Agni, das Feuer, den Erzähler-Gott. Von Anfang an wird uns unser Leben erzählt. Darum sagen unsere weisen Vorväter: „Im Anfang war das Wort! Allen Menschen zeigt es das Leben.“¹²

Die Shudras

Brahmanen, Krieger, Kaufleute und Bauern trugen die heilige Schnur. Doch kein Diener und Arbeiter durfte sie tragen. Siddhartha fragte deswegen seinen Lehrer. Kschantideva erklärte: „Die unterste Kaste, die Shudras, sollen die Diener und Arbeiter für die drei ersten Kasten sein. Die Shudras gehören nicht zu den Zweimalgeborenen. Sie dürfen die heiligen Schriften nicht lernen. Sie dürfen keine Opferfeiern halten und an keinem Opferfest teilnehmen. Die heiligen Lieder sollen sie nicht einmal hören.“¹³ Wissen und Macht der Götter erklingen in den Opferliedern nur für die, die zum Herrschen bestimmt sind. Kein Shudra wird darum mit der heiligen Schnur umgürtet. Sie werden nur einmal geboren. Sie bringen Kinder hervor und ziehen sie groß, damit immer genug Diener und Arbeiter da sind für die Zweimalgeborenen, die die heilige Schnur tragen.“¹⁴

Siddhartha erschrak: „Dann ist der Shudra ja kein richtiger Mensch!“ Kschantideva sagte: „Er ist es nur durch seinen Herrn. Nur, wenn er seinem Herrn gehorcht und alle ihm aufgetragenen Pflichten gewissenhaft und ohne Murren ausführt, ist er ein wertvoller Mensch. Auf dem Gehorsam der Shudras ruht das Leben im Staat, wie der menschliche Körper von den Füßen getragen wird.“

„Jeder Mensch ist ein Diener“, fuhr Kschantideva nach einer Pause fort. „Jeder Mensch dient dem Gesetz in seiner Kaste. Wer seine Kastenpflicht nicht ausüben will, der bringt Unordnung in die Welt. Nur wer die Pflichten übernimmt die das Gesetz ihm vorschreibt, ist ein Mensch und hat das Recht, unter Menschen zu leben.“

Nirvana

Siddhartha setzte sich unter den großen, von Blüten überdeckten Baum im Garten des Palastes. Von dort konnte er über den Teich mit den Lotosblumen schauen, während in der Ferne die Gipfel des Himalaya wie riesige Wolkentürme ragten. Der Abend sank schon herein. Siddhartha sann vor sich hin. Man hatte ihm erzählt, dass seine Mutter, die Königin Maya, sich gern unter diesem Baum ausgeruht hatte.¹⁵ Der Gedanke an seine Mutter tat ihm gut. Traurig war er diesmal von seinem Lehrer weggegangen. Wie ein Träumer war er ihm heute vorgekommen, der weise Brahmane. Er träumte sich die Welt zurecht, wie sie ihm gefiel. „Und so wie der Brahmane“, dachte Siddhartha, „träumen auch die Krieger und Könige meiner Kaste. Traumschlösser bauen sie, bauen auf die Glücksgöttin Shri.¹⁶ Sie denken an Ruhm und Ehre, sie haben kein Auge und Ohr für das Elend des Krieges, für die Schreie der getöteten Soldaten, der misshandelten Bauern, der unterdrückten Shudras. Eingebildet¹⁷ sind die Brahmanen von Weisheits-Macht, die Krieger von Ruhmes-Macht, die Kaufleute von Gold-Macht. Die Bauern träumen vom Reichtum ihrer Felder. Sogar die Shudras träumen, wenn sie ums Feuer sitzen und sich Geschichten von Märchenprinzen und goldenen Schlössern erzählen. Alle vier Kasten träumen. Sie träumen über das hinweg, was nicht schön ist im Leben. Sie träumen über dieses Leben hinaus. Sie träumen und sind voller Gier. Sie drängeln sich im Lebenskampf nach Wissen, nach Macht, nach Ansehen, nach Besitz, nach Reichtum. Sie drängeln, schuffen, unterdrücken und morden. Sie wissen nicht, was sie tun. Wird das nie aufhören? Werden die Menschen nie aufwachen und Frieden finden?“

Der Prinz dachte wieder an seine Mutter. Man hatte ihm von dem Glanz erzählt, der bei seiner Geburt und in ihrer Todesstunde auf dem Gesicht der Mutter lag. „Als du starbst“, sann Siddhartha vor sich hin, als spräche er mit der Mutter, „war keine Unruhe in dir, sondern ein anderes Glück, ein stiller Abschied und letzter freundlicher Blick.“

Ein stiller Friede erfüllte Siddhartha. Eine unbeschreibliche Ruhe lag zugleich über den Gipfeln der Berge. Aufgehört hatte das Rauschen der Baumkrone und das hastige Spielen des Windes in den Wellen des Teiches. Er spürte das Aufhören der Unruhe in seinem Innern. „Nirvana“, sprach Siddhartha still vor sich hin, „keine Gier mehr.“

Wer ist kastenlos?¹⁸

Siddhartha sah einmal, wie sein Lehrer Kschantideva Opferspeise in einen Korb legte und damit hinausgehen sollte: „Wohin gehst du damit?“

„Das bringe ich nach draußen und werfe es auf die Erde für die Hunde, die Krähen und die Kastenlosen.“

„Die Kastenlosen? Wer ist kastenlos?“

„Das sind Menschen, die nicht einmal zu den Shudras gehören. Es sind unreine und ehrlose Leute, mit denen wir nicht in Berührung kommen dürfen. Sie müssen außerhalb der Städte und Dörfer wohnen. Wenn sie einen Brahmanen schon von weitem sehen, müssen sie sofort vor ihm fliehen. Sie dürfen keinen Menschen aus den vier Kasten anblicken, weil sie einen bösen Blick haben. Wenn ein Krieger mit ihnen spricht, halten sie die Hand vor den Mund, weil ihr Atem unrein macht. Um ihre Brunnen errichten sie Zäune aus Tierknochen, damit kein Zweimalgeborener und kein Shudra daraus versehentlich etwas trinkt. Wenn sie in Lebensgefahr sind, braucht man sie nicht zu retten.“

„Wodurch sind sie den ehrlos geworden?“

„Durch ihre eigene Schuld. Sie haben in einem früheren Leben ein schweres Verbrechen begangen. Dafür müssen sie jetzt büßen. Darum kamen sie als Kastenlose auf die Welt.“

„Du sagtest doch, Kschantideva, dass alle vier Kasten einen besonderen Dienst für alle Menschen ausüben! Wenn aber der Brahmane hinterlistige Pläne aussinnt und den König zu bösem Tun verleitet, ist der nicht kastenlos? Wenn der Herrscher das Volk nicht schützt, sondern Bauern und Shudras unterdrückt, um Kriege zu führen und prächtige Paläste zu bauen, ist der nicht kastenlos? Wenn der Kaufmann durch Wucherzins die Bauern um ihr Land bringt, ist der nicht kastenlos? Leute, die so etwas tun, nenne ich ‚kastenlos‘. Nicht nur durch die Geburt ist einer ein Kastenloser, sondern durch seine Taten.“

***Der künftige Herrscher*¹⁹**

In all den Jahren, in denen Siddhartha Unterricht erhielt, musste Kschantideva immer wieder dem König Bericht über die Erziehung des Prinzen erstatten. Vieles, was der Brahmane dem König berichtete, gefiel diesem nicht. Er dachte an die Weißsagungen des Sehers Asita und hoffte, dass sie nicht in Erfüllung gehen möchte. Daher war Shuddhodana froh, als die Schülerzeit Siddharthas zu Ende ging. Er beschloss, den Prinzen an allen Aufgaben eines künftigen Herrschers teilnehmen zu lassen. Bei allen Staatsangelegenheiten musste Siddhartha nun dabei sein. Wenn der König zur Entscheidung einer Sache eine Audienz gab, ließ er den Prinzen an seiner Seite niedersitzen und übertrug ihm den Fall. Siddhartha untersuchte alles ganz genau. Dann sprach er das Urteil. Immer entschied der Prinz in der richtigen Weise. Seine Urteile waren klug und gerecht. Nie gab es eine Unstimmigkeit über die Urteile, die Siddhartha fällte.

König Shuddhodana freute sich über seinen Sohn: „Mein Sohn wird ein großer Herrscher werden, wie es die zeichenkundigen Brahmanen bei seiner Geburt vorausgesagt haben.“ Der König wollte ganz sicher gehen. Siddhartha sollte alle Annehmlichkeiten eines künftigen Herrschers kennenlernen. Darum ließ er für den Prinzen drei Paläste bauen: einen für die Regenzeit, einen anderen für den Winter und einen dritten für die heisse Zeit des Sommers. Jede Jahreszeit sollte ihm das Leben nur von der angenehmsten Seite zeigen. Er sollte nicht unter der Hitze, der Kälte oder den endlosen Regenfällen leiden müssen. Musikantinnen und Tänzerinnen vertrieben ihm die Zeit. Die herrlichsten Wagen und Pferde standen für Ausfahrten zu den Gärten bereit, die der König eigens für den Prinzen hatte anlegen lassen.

***Die Ausfahrten*²⁰**

Da sagte eines Tages Siddhartha zu seinem Wagenlenker: „Lass die schönsten Wagen instand setzen. Wir wollen hinaus in die Gärten fahren, um die Gegend zu besehen!“

Als sie nun auf dem Weg zu den Gärten waren, da begegnete ihnen ein Mann, vornübergebeugt wie der Giebel eines Daches, zitternd an allen Gliedern, auf einen Stab gestützt. Seine Haare waren weiß, Runzeln überdeckten sein Gesicht, seine Zähne zeigten Lücken. Aus seiner Kehle kamen nur krächzende Laute, als Siddhartha ihn grüsste.

„Was ist mit diesem Menschen?“ redete Siddhartha seinen Wagenlenker an. „Alles ist anders bei ihm als bei anderen.“

„Das ist, Herr, ein Greis, den das Alter überwältigt hat. Verachtet von seinen Verwandten, ohne jemanden, der ihn schützt, ließ man ihn im Wald bei den Gärten zurück, wie wenn man ein wertloses Stück Holz wegwirft.“

Siddhartha hatte wohl von Altern und Tod gehört, aber noch nie hatte er einen hilflosen Greis mit seinen eigenen Augen gesehen. Erschrocken befahl er dem Wagenlenker, zum Palast zurückzufahren. An die schönen Gärten mochte er nicht mehr denken. Er musste daran denken, dass allen Menschen das Alter bevorsteht.

„So werden wir einmal alle aus dieser Welt hinauswanken wie dieser Greis, falls der Tod uns nicht vorher trifft“, sagte Siddhartha zum Wagenlenker. „Und da sind die Menschen vom Übermut trunken, als gäbe es das Alter nicht. Sie kämpfen um ihre Macht, ihren Besitz, ihr Ansehen als würden sie niemals hilflose Greise werden. Sie wissen nicht, was sie tun. Sie kennen sich selber nicht. So will ich nicht sein.“

Nach einiger Zeit fuhr Siddhartha wieder zu den Gärten hinaus. Da sah er am Wege einen Mann liegen, der von Krankheiten befallen war. Von Schmerzen gepeinigt, lag er ohne Hilfe da. Kein Freund war bei ihm, der ihm half. Nur mit Mühe konnte er noch atmen, dem Tode nahe.

Noch nie hatte Siddhartha einen todkranken Menschen gesehen. Erschrocken befahl er dem Wagenlenker zurückzufahren: „Und da sind die Menschen vom Übermut trunken, als gäbe es die Krankheit nicht. So will ich nicht sein.“

Als Siddhartha zum dritten Mal ausfuhr, begegnete ihm beim Stadttor ein Leichenzug. Auf einem Tragebett trug man einen Toten zur Stadt hinaus. Viele Verwandte gaben ihm das letzte Geleit. Mit aufgelösten Haaren, das Haupt mit Staub bedeckt, zogen sie hinterher, weinten und klagten.

Noch nie hatte Siddhartha einen Toten gesehen. Erschrocken befahl er dem Wagenlenker zurückzufahren: „Und da sind die Menschen von Übermut trunken, als gäbe es den Tod nicht. So will ich nicht sein.“

Die Wildgans²¹

Einige Zeit danach gab Siddhartha noch einmal seinem Wagenlenker den Befehl, die schönsten Wagen für eine Ausfahrt zu den Gärten instand zu setzen. Es war noch Unruhe in ihm und Neugier, wer ihm auf dieser Ausfahrt begegnen möchte. Kaum hatten sie die Stadt verlassen, da sah Siddhartha zum ersten Mal in seinem Leben einen wandernden Bettelmönch. Mit geschorenem Haupt und Bart, mit dem fahlgelben Gewand bekleidet, schritt der Bettler ruhig und selbstbeherrscht dahin. In edler Haltung trug er sein Gewand und die Schale. Keine Ungeduld, keine Einbildung und kein Hochmut schienen in ihm zu sein. Ausgeglichen und leicht ging er seinen Weg.

Da ließ Siddhartha seinen Wagen anhalten. Er stieg zu dem Bettler hinunter und redete ihn an. „Warum bist du anders als andere Menschen? Dein Haupt ist nicht wie bei anderen, und dein Gewand ist nicht wie bei anderen.“ „Ich habe mein Haus verlassen“, antwortete der Bettler, „und bin in die Hauslosigkeit gegangen. Ich gehe mit bloßem Haupt unter dem weiten Himmel, ich trage das fahlgelbe Kleid der Ausgestoßenen und Kastenlosen.“

Als der weise Bettler das gesagt hatte, flog ein Schwarm von Wildgänsen über sie hin. „Wir wandernden Bettler“, fuhr er fort, „sind wie die Wildgänse, die heimatlos den Raum durchfliegen, die überall und nirgends zu Hause sind. Die Wildgans schwimmt auf der Oberfläche des Wassers, ist aber nicht an das Leben auf dem See gefesselt. Sie fliegen bald nach Norden, bald nach Süden. Sie durchschweifen die Höhen des Himmels und lassen sich nieder auf dem See, ganz wie sie wollen, bald hier, bald dort. So sind auch wir heimatlose, freie Wanderer. Kein Gesetz der Kaste bindet uns mehr. Die Träume und Ängste der Menschen in ihren Häusern, die an Macht, Besitz und Ansehen kleben, sind für uns für immer vergangen.“

Die Inder nennen die Wildgans in ihrer Sprache *hamsa*. Die beiden Silben des Wortes klingen wie Ausatmen und Einatmen. Die Wildgans ist für die Inder ein großes Symbol. „Wir leben den Atem der Welt“, ergriff der Bettler noch einmal das Wort. „Ausatmen und Einatmen, daraus besteht jede Sekunde des Lebens. Das Ausatmen löst und befreit, das Einatmen bedrängt und presst. Die Menschen denken meist nur an ihre Kastenpflichten, Kastenrechte und Kastenträume. Das drückt und presst sie im Leben. Sie sind aufgeregt und voller Sorgen. Sie verstehen die Botschaft der Wildgänse nicht, die als Gleichnis Gottes unter dem Himmel sind. Gott ist bei allen Menschen und doch frei. Ihnen fehlt Gelöstheit und Freiheit. Wir aber gehen als Gleichnis Gottes gelöst und frei durch die Welt. Wir sorgen uns nicht. Wir empfangen in der Bettelschale, was wir nötig haben. Wenig genügt uns. Dann setzen wir unsere Schritte nach Norden oder Süden, immer unter dem Himmel. Wir leben, was die Menschen so leicht vergessen: Was Menschen besitzen, behalten sie nicht. Wir empfangen nur, um es wieder loszugeben. Bettler sind wir, darum frei.“²²

Der Entschluss²³

Die Worte des Bettlers ließen Siddhartha nicht mehr los. Er fand keinen Schlaf in der Nacht. Dann stand sein Entschluss fest. Noch ehe die Sonne aufging, weckte er seinen treuen Wagenlenker. „Wenn du mich lieb hast, dann zäume mein Pferd, bringe es mir schnell! Noch heute will ich aus dem Haus meines Vaters in die Hauslosigkeit gehen. Hole mir auch, du wirst es schon finden, ein fahlgelbes Kleid, das ich von nun an tragen will!“ Dem Wagenlenker durchschnitt es das Herz, weil er Siddhartha liebte. Er tat, was Siddhartha ihm befahl. Siddhartha ergriff, während der Wagenlenker Pferd und Kleid holte, zum letzten Mal sein fürstliches Schwert. Nie hielt er es so fest in der Hand. Er trennte mit dem Schwert sein langes schönes Haar ab. Dann kam der Wagenlenker zurück. Siddhartha kleidete sich in das neue Gewand. Eilig bestieg er das Pferd. Der Wagenlenker begleitete ihn bis vor die Stadt, bis sie an den Grenzfluss des Königreiches kamen. Mit einem mächtigen Satz, so erzählte man sich, soll das Pferd Siddhartha ans andere Ufer getragen haben. Nun war er aus dem Haus in die Hauslosigkeit mit mächtigem Sprung gelangt. Siddhartha gab dem Pferd das Zeichen, zum Wagenlenker durch den Fluss zurückzuschwimmen.

Nachfolger²⁴

Als am Tage die Nachricht von Siddharthas Auszug wie ein Lauffeuer durch den Palast eilte und so auch zu König Shuddhodana gelangte, war dieser nicht aufgebracht, wie man hätte fürchten müssen. Er bestrafte auch den Wagenlenker nicht, weil er Siddhartha geholfen hatte. Der König weinte. Alle im Palast und in der Stadt trauerten mit dem König.

Doch nicht nur Trauer herrschte in Kapilavastu. Viele Menschen, einige hundert, Menschen aus allen Kasten, sprachen miteinander: „Wenn Prinz Siddhartha aus dem Haus in die Hauslosigkeit gegangen ist, dann wollen wir mit ihm aus dem Haus in die Hauslosigkeit gehen!“ Über hundert Menschen aus Kapilavastu legten ihren Haarschmuck ab und das fahlgelbe Kleid an. Sie gingen Siddhartha in die Hauslosigkeit nach. Nach vielen Tagen der Wanderung sahen sie ihn. Siddhartha

wandte sich nicht um. In achtungsvoller Scheu gingen sie hinter ihm her. Sie kamen an einen Fluss. Schweigend bauten sie sich Fährboote aus Reisig und Schilf. Fährboote bringen ans andere Ufer. In einem sass Siddhartha. Ein heiterer Waldgrund war da, wo sie anlangten bei dem hell strömenden Fluss, dazu Wiesen und Felder in der Nähe. Unter einem Baum nahm Siddhartha Platz. Die Menschen, die ihm nachgefolgt waren, lagerten sich auf dem Waldgrund um ihn herum. Keiner sprach. Eine tiefe Ruhe und Heiterkeit der Seele erfüllte alle. Abend wurde es, Nacht und wieder Morgen.

Der Bodhi-Baum

Als die Sonne aufging, hob Siddhartha, der Buddha, seine Hand. Ein Buddha war er in der Nacht geworden, ein Erwachter. Er wollte jetzt die Erkenntnis verkünden, die er unter dem Baum gewann. Seitdem nennt man den Baum, unter dem Siddhartha, der Buddha, damals saß, den Bodhi-Baum, den Erkenntnis-Baum. Buddha hob die Hand und sagte:



„Wir wollen der Welt ein Zeichen geben.
Aufhören soll die Gier nach Macht,
Ruhm und Gold.
Aufhören soll das Nicht-Wissen.
Wissen soll der Mensch, was er tut.
Seid niemandem feind!
Seid euch selber nicht feind!
Lasst eure Träume hinter euch zurück.
Wacht auf!
Ans andere Ufer hat uns das Fährboot gebracht.
Der Fluss hat zwei Ufer.
Wer nur an sich, seinen Besitz und seine Kaste,
nur an seinen Ruhm und seinen Erfolg denkt,
der sieht das andere Ufer nicht:
den anderen Menschen,
die Armut, das Misslingen,
den Verlust und den Tod.“

Ashoka²⁵

Über 200 Jahre nach dem Tode Buddhas herrschte in Indien der mächtige König Ashoka. Der besiegte alle seine Feinde und wurde Kaiser über ganz Indien. Gegen den König des Nachbarlandes führte er die letzte Schlacht. Da starben hunderttausend Feinde. Fünftausend Gefangene wurden abgeführt. Menschen ohne Zahl gingen an Hunger und Seuche zugrunde.

Da bereute der große Kaiser seinen Sieg. Er wollte nun nur noch der Weltkaiser sein, der dem Licht der Lehre des Buddha folgt.

„Nie wieder soll die Kriegs-Trommel dröhnen“, verkündete er als Gesetz, das er bis zu seinem Tode befolgte. „Nur noch die Trommel der Lehre Buddhas soll im Lande gehört werden. Wetteifern sollen die Menschen miteinander im Dienst für den Frieden der Welt. Die Reichen sollen den Armen beistehen. Darum nehme ich hohe Steuern von den Reichen, damit die Armen nicht hungern müssen. Niemand soll ohne Hilfe bleiben, wenn er krank und alt wird. Ich gebe Geld den Ärzten, damit auch die Ärmsten und die Tiere sorgfältig behandelt werden. Meine Kornkammern bleiben gefüllt für die Zeiten der Not. Großherzigkeit soll herrschen, die Sanftmütigen sollen herrschen. Statt der Jagdvergnügen, die mich bisher erfreuten, vergnügen mich nun die Fahrten zum Bodhi- Baum. Als Weltkaiser trage ich fortan das fahlgelbe Gewand der Bettler.“

Alles befolgte der Kaiser, wie er es befohlen hatte. „Das Fährboot“ nannte man Buddhas Lehre. Darum glich Kaiser Ashoka, Frieden stiftend, die Gegensätze im Lande aus. Als Friedensstifter wird er neben Buddha „Raddreher“ genannt.

Anmerkungen zur Erzählung

1. Vgl. zu den Quellentexten für die Nacherzählung. Mahapadan-Suttanta (Dahlke S. 61ff), Lalitavistara (Mensching S. 182ff) und Sutta Nipata (ebd. S. 186f).
2. (17) Parallele zu Lukas 2, 25-35.
3. Vgl. Mahapadana-Suttanta (Dahlke, S. 69ff).
4. Vgl. ebd. (Dahlke 71)
5. Vgl. Takakusu XV, 211 (Conze, S. 226).
6. Nach Mahabharata XII, 138 (Nacherzählungen in: H. Zimmer: Philosophie S. 89ff; Glasenapp II, S. 304f).
7. Aussprüche aus dem Mahabharata nach H. Zimmer: Philosophie S. 109ff, 119, 121f.

8. Vgl. Kutadanta-Sutta (Dahlke, S. 258ff), zum Radschasuya-Opfer s. Oldenberg, S. 469f.
9. siehe Anm. 23.
10. Statt eines Opfers „eben nur mit geklärter Butter, mit Sesam und Öl, mit frischer Butter, mit geronnener Milch, mit Honig, mit Zuckersaft“ habe ich ein Blumen-Opfer eingesetzt, dessen Symbolik unmittelbarer für uns den gemeinten Sinnzusammenhang ausspricht.
11. Der Name dvīdśha = Zweimalgeborener ist Selbstbezeichnung der Arier, dann der drei obersten Kasten.
12. Agni, urverwandt mit lateinisch ignis (= Feuer). Agni wird bei allen Opferfeiern der altindischen Zeit zuerst angerufen (vgl. Rigveda I, 1). Agni ist das Opferfeuer und das Opferwort. Alle spätere indische Philosophie ist ein Nachsinnen über die Welt als Opfer Gottes und Wort Gottes (das Urwort om, darin alle Worte gründen). Die indische Religion ist in einem umfassenden und tiefen Sinn eine Religion des Wortes. Man missversteht den Hinduismus, wenn man ihn vorschnell, wozu auch moderne hinduistische Denker neigen, mit spekulativen Philosophien (deutscher Idealismus, Philosophie A. Schopenhauers) vergleicht. Der Hinduismus ist zuallererst eine Erzählgemeinschaft. Die eigenständige, durch kein anderes Instrument geistiger Vermittlung ersetzbare Macht der Religion gründet in ihrem ursprünglichen Erzählen (Mythos) von Existenz-Entwürfen. Erzählen ist Grundform aller religiösen Überlieferung. Wir werden unter fasziniertem Beteiligtsein hinein erzählt in eine Überfülle von Existenz-Angeboten, die unser individuelles und gesellschaftliches Leben mit Anfang, Ziel und Fülle der Welt verbinden.
13. „Wir erfahren aus den frühen Dharmasastras, dass ein Shudra, wenn er zufällig die Rezitation einer vedischen Hymne mitangehört hatte, damit gestraft wurde, dass man ihm flüssiges Blei in die Ohren goss“ (H. Zimmer: Philosophie S. 65).
14. Die Bezeichnung „Proletariat“ stammt sinnentsprechend vom lateinischen Wort proles = (bloße) Nachkommenschaft.
15. Vgl. Lalitavistara (Mensing, S. 80ff).
16. Zu Shri vgl. Zimmer: Philosophie, S. 102ff.
17. „Eingebildet“: Anspielung auf die Weltgestaltungskraft *maya*, die Eingebildetheit im subjektiven Sinne, Illusion im Erkenntnisinne und Ein-bildung im schaffenden Sinne bedeutet.
18. Vgl. Vasala-Sutta (Dahlke, S. 321ff).
19. Vgl. Mahapadana Suttanta (Dahlke, S. 72).
20. Vgl. ebd. (Dahlke, S. 72ff), Lalitavistara (Mensing, S. 193ff).
21. Vgl. H. Zimmer: Mythen, S. 56ff.
22. Vgl. Matthäus 6, 26; 8, 20; 19, 29.
23. Vgl. Lalitavistara (Mensing, S. 196f), Mahapadana-Suttanta (Dahlke, S. 78ff), Zimmer: Mythen, S. 178ff.
24. Vgl. Mahapadana Suttanta (Dahlke, S. 78ff), Lalitavistara (Mensing, S. 198).
25. Vgl. H. Zimmer: Philosophie, S. 442-449

3. Interpretationshinweise¹

Die auch für den Unterricht in der Sekundarstufe I verfasste Buddha-Erzählung soll in die Geschichte und Lehre Siddhartha Gautama Buddhas einführen.² Sie ist so aufgebaut, dass sie alle zum Verständnis nötigen Informationen enthält. Durch interpretierendes Erzählen werden schrittweise die religiösen, politischen, gesellschaftlichen Voraussetzungen dargelegt, aus denen die Lebenswende und zentrale Erkenntnis des Buddha verständlich werden.

Das scheint im Falle Buddhas besonders nötig zu sein, da er vom westlichen Denken oft nur als passivischer, von Weltschmerz zerrissener Asket vorgestellt wird. Indem man allzu eifertig Buddhas östliche Weltentsagung abendländischer Weltgestaltung, Buddhas Mitleid christlich-tätiger Nächstenliebe gegenüberstellt, bedenkt man nicht genug den Schaden, der durch solche „Abgrenzungen“ gerade auch für die eigene Überlieferung entstehen kann.

Die leitende Auffassung und die didaktische Zielrichtung, die der Erzählung zugrunde liegen, sollen dadurch gleich zu Anfang unterstrichen werden. Die Erzählung interpretiert sich selbst. Sie enthält sicher genug Impulse für das Unterrichtsgespräch, etwa im Blick auf Analogien zu individuellen, sozialen und religiösen Fragestellungen der Schüler. Sie führt in die elementaren geschichtlichen Erfahrungen einer „Fremdreligion“ ein. Sie lässt zugleich Errungenschaften dieser Geschichte in ihrer Bedeutung für unsere eigene Überlieferung durchblicken.

Die Buddha-Erzählung wurde in Richtung auf diese Zielsetzung aus vielen Einzelzügen indischer Überlieferung zusammengesetzt. Ich nenne hier nur die wichtigsten Quellen.³ Den Rahmen konnte ich verschiedenen Fassungen der Buddha-Legende entnehmen. Für die Ausgestaltung der Lehrgespräche standen mehrere Abschnitte aus dem großen indischen Epos, dem Mahabharata, zur Verfügung, das oft auch Einzelzüge zur Zeichnung des kulturellen Kolorits hergab. Manches wurde den Reden Buddhas und buddhistischen Gleichnissen entnommen. Wichtige Hinweise für ein interpretierendes Erzählen fand ich in *Heinrich Zimmers* großartigen Deutungen indischer Mythologie und Philosophie. Bei der Benutzung der Quellen habe ich stellenweise den Wortlaut direkt übernehmen können. In vielen Fällen aber „übersetzte“ ich sehr frei in Richtung auf den

zugrunde liegenden Sinn. Es kam mir in erster Linie nicht darauf an, Einzeltexte vorzulegen und zu interpretieren, sondern einen bedeutsamen Zweig der menschlichen Überlieferung für uns zum Sprechen zu bringen.

Es ist ein Unterschied, ob wir die ausformulierten Lehrgebäude christlicher Dogmatik und buddhistischer Lehre miteinander vergleichen oder ob wir nach den lebendigen Ursprüngen einer Überlieferung zurückfragen. Wir nähern uns den ursprünglichen Einsichten einer Religion - der eigenen und der fremden -, wenn wir ihre wesentlichen Metaphern meditieren.⁴ Unter Metaphern verstehe ich hier übertragene Redewendungen, zumeist Bildworte, die der alltäglichen Erfahrung entnommen sind. Sie übertragen elementare Gegebenheiten des Daseins auf das Ganze der Wirklichkeit und erschließen so dem Menschen den Weltsinn seiner alltäglichen Existenz.

Der Sanskrit-Name für Buddhismus heißt *yana*.⁵ Leider wird das Wort meist mit „Fahrzeug“ übersetzt.⁶ Diese Übersetzung ist möglich. Aber damit verbaut man sich den Zugang zum metaphorischen Sinn der Bezeichnung. *Yana* ist die Fährte bzw. das Fährboot. In einem von gewaltigen Strömen durchzogenen Land wie Indien, in dem es kaum Brücken gibt, spielt das Fährboot, das sich jeder u.U. schnell aus Schilf und Reisig errichten muss, eine lebenswichtige Rolle. Die Flüsse zerklüften das Land, das Fährboot verbindet. Oft wird es nur für eine einzige Überfahrt gebaut und am Ufer zurückgelassen.

Indien war zur Zeit Buddhas (ca. 560–480 v.Chr.) ein in jeder Hinsicht zerklüftetes Land.⁷ Aus den ursprünglichen Stammeshäuptlingen (*radschas*) waren längst despotische Monarchen geworden, die ihr Territorium mit Hilfe gebildeter Brahmanen und im Bündnis mit dem reichen kaufmännischen Patriziat in den Städten (Aufkommen der Geldwirtschaft) in einen zentralistisch verwalteten Beamten- und Militärstaat verwandelten. Die alten Kriegerideale der indo-arabischen Feudalzeit traten in den Dienst eines äußerst aggressiven Militarismus.

Vorbild für diese Entwicklung war der persische Militärdespotismus, der unter *Kyros* (559 - 528) nach der Weltherrschaft griff. Doch konnte sich in Indien keine wirkliche Zentralgewalt durchsetzen. Die kaiserliche Alleinherrschaft blieb ein Persien abgeschautes Ideal, das zu endlosen Kriegen zwischen den vielen, oft winzigen Fürstentümern, freien Städten und Königreichen auf dem Subkontinent führte.

H. Zimmer hat diesen Zustand treffend mit den Verhältnissen in Italien und Deutschland um 1500 verglichen.⁸ An den Höfen herrschten Intrige, Gift, Dolch, Geheimpolizei und ein ausgebildetes Spitzelsystem. Machiavellis „Fürst“ verblasst vor den politischen Theorien, wie sie von den Brahmanen für ihre Fürsten entwickelt wurden. Politik ist *Matsya-nyaya*, „Brauch der Fische“, die großen Fische fressen die kleinen. Gleichzeitig erlebt Indien – auch das entspricht dem Vergleich mit dem Renaissance-Zeitalter – eine Hochblüte der Kultur, sein Goldenes Zeitalter. Mit der Kulturhöhe geht zugleich eine unerhörte Ausbeutung und Unterdrückung der unteren Gesellschaftsschichten zusammen. Erst jetzt erstarrt die alte Kastenordnung zu einem Ständesystem, das im Zusammenspiel der Interessen von Despotismus, Geldwirtschaft und brahmanischem Beamten- und Bildungsprivileg mit äußerster Einseitigkeit die obersten Kasten begünstigt. Die Religion tritt in den Dienst einer unabänderlichen Legitimierung der Verhältnisse. Die Sozialordnung wird mit der kosmischen Ordnung, dem Welt-Gesetz oder *dharmā*, in eins gesetzt.

Diese geschichtlichen Hinweise unterstreichen lediglich die in der Erzählung gegebenen Informationen. Sie wollen zugleich den Blick darauf lenken, dass sich im Indien der Zeit Buddhas das Bewusstsein des Unheils und die Sehnsucht nach Befreiung aus den unheilvollen gesamtgesellschaftlichen Strukturen zur seelischen Hochflut aufstauen mussten.⁹ Das indische Wort für Erlösung, *mokscha*, das nun eine zentrale Bedeutung gewinnt, darf nicht vorschnell auf ein nur metaphysisches Jenseits projiziert werden. Es meint immer auch ein „Jenseits“ des Verhaltens gegenüber dem „Diesseits“ der bestehenden Ordnung und ihrer Zwänge. *Mokscha* bedeutet ursprünglich ein sich Losmachen und Befreien aus Knechtschaft, das Verlassen knechtender Bedingungen (nach dem Grundsinn der Wortwurzel *mutsch*). Man würde *Mokscha* nicht unzutreffend mit Exodus, Herausgehen, übersetzen.

Von den geschilderten Verhältnissen her wird es aber auch verständlich, wenn nun das indische Wort für Haus, *griha*, das nahezu alle gegebenen sozialen, ökonomischen und politischen Zuständigkeiten und Ordnungen bezeichnen kann, eine Bedeutungsverschlechterung erfährt, hingegen der Weg aus Unheil in Heil, aus Knechtschaft in Freiheit durch die Metapher „Gehen in die Hauslosigkeit“ benannt wird.

Diese Metapher ist im Indischen sehr unmittelbar. Sie knüpft an die Sozialordnung an, dass der Hausvater (*grihaspati*) im Alter aus seiner Familie und den ökonomisch-sozialen Verpflichtungen sich in den Wald zurückzog, um als *bhikschu* (= *bhikku*, die Übersetzung erfordert eigentlich ein

Wort, das sowohl Bettler und Pensionär bedeutet) und *yati* (= Wanderer) frei zu sein von allen Zwängen der Gesellschaft für die Meditation und innere Selbstfindung, für die ihm die indische Überlieferung eine Überfülle tiefenpsychologisch bedeutsamer Symbole zur Verfügung stellte.

Buddha wurde, wie schon viele vor ihm, im frühen Mannesalter durch freie Entscheidung zum *bhikschu*. Er vollzog dadurch den metaphorischen Sinn einer fast schon abgestumpften Sozialeinrichtung. Auch hier zeigt sich die Schwierigkeit, dass Übersetzungen in unsere kulturkreisbedingte Sprache diesen Sinn nicht unmittelbar treffen können. Die zu Anfang ausgesprochen jugendlichen *bhikschu*-Bewegungen jener Zeit werden nur ungenau beschrieben, wenn wir von „Bettlern“, „Bettelmönchen“, „Bettelorden“ oder „Wanderasketen“ sprechen.

Die Hoffnung auf Erlösung aus den unheilvollen politischen und gesellschaftlichen Strukturen führte in Indien zu der Vorstellung von *Tschakravartin* oder „Raddreher“.¹⁰ Das Wort wird etwa im Sinne unserer Redewendung „das Rad der Entwicklung weiterdrehen“, benutzt. Es meint in einem tieferen Sinne die „Umdrehung“ oder „Revolution“ der Gestirne und ihrer irdischen Aspekte. Es hängt zusammen mit dem Rad als Sonnensymbol, das die Erde belebend und erneuernd umkreist. Auch in Europa leitet sich das Wort „Revolution“ heliozentrisch von den Gestirnen, von den „Umdrehungen der Himmelskörper“ (*De revolutionibus orbium coelestium*) ab, wie des Kopernikus revolutionäre Schrift von 1543 lautet. Indien erwartete das Zusammentreffen eines politischen und religiösen „Raddrehers“. Die Weltkaiser-Idee in Verbindung mit der Buddha-Idee fand im Kaiser Ashoka (272–231 v. Chr.) eine erstaunliche Erfüllung. Die Parallele dazu bildet die Bekehrung Kaiser Konstantins im Römischen Reich.

Die Sehnsucht nach Befreiung (*mokscha*), die der *bhikschu* (*bhikku*) lebt, hat ihren harten Hintergrund an den unerhörten Zwängen einer Gesellschaft und Kultur, die, wie Eugen Rosenstock-Huussy treffend darstellt (für die Einzelheiten steht unsere Erzählung ein), „auf eine merkwürdige Art von der äußeren Front besessen war; das ging so weit, dass die Natur in die Gesellschaft eingedrungen war; das Kastenwesen war nur noch ein Schritt vom Kannibalismus und dem Grauen des Dschungels entfernt, es machte gesellschaftliche Entscheidungen beinahe so tief und fatal wie die tierischen. Die Hindus hatten in ihren Mythen die kosmischen Kämpfe ausgedrückt, später noch gründlicher in der aus den Vedas hervorgehenden Philosophie. Diese Philosophie sah die Natur als einen Bereich der Illusion oder Erscheinung an, was sie Maya nannte. Maya war aus vielen Welten zusammengesetzt, Haufen von Welten, die sich unaufhörlich ablösten; es erkannte überhaupt keine Einheit in Raum und Zeit. Maya schloss auch alle sozialen Verbindungen und Gruppierungen ein. Die Einheit war nur dadurch zu erreichen, dass man durch das Maya 'hindurchsah', bis es ganz und gar verschwand, und der Verstand des segensreichen Wissens des Brahmans, des letzten Wesens, teilhaftig wurde.“

„Buddha war von der bloßen Beschreibung der Natur als Illusion nicht befriedigt; er fing an, ihren Streit zu heilen. In dieser Absicht hat er das Maya in schwärzeren Farben als zuvor gemalt; Verwirrung und Leid regieren überall; alles drängelt, giert, schwitzt, mordet; der Mensch selber befindet sich im Kampf, leidend und Leiden bringend; nur der Mord ermöglicht das Leben. Vor dem unbeirraren Blick des Buddha zeigt alles menschliche Tun dieselbe Erbarmungslosigkeit. Was man nie zuvor in diesem Licht gesehen hatte, Essen und Trinken, werden als gewalttätig gestempelt. Aber durch die zwei im Mittelpunkt seines Lebens stehenden Erlebnisse, der großen Entsagung und der großen Erleuchtung, zeigt Buddha den Weg, den allumfassenden Kampf zu beschwichtigen. Er lehrte, dass der Mensch seiner eigenen Teilnahme an diesem kosmischen Wirrwarr dadurch entsagen könne, dass er seinen Augen seine ganze Existenz, seine Erleuchtung, seine geistige Aufmerksamkeit auf den Punkt richten könne, an dem alles Begehren erlischt. So schlägt Buddha alle diejenigen, die nur zu gerne für die äußere Front im Leben ein Monopol errichten, indem er nämlich in das letzte Extrem gerade ihrer Haltung geht. Diese Haltung besteht, wie wir sehen, darin, Dinge oder Menschen als Objekte, d.h. als außerhalb und unserem eigenen Lebenssystem entgegengesetzt, zu behandeln; sie sind bloß da, um zerpfückt, gehandhabt und ausgebeutet zu werden, wie es uns gerade gefällt. Aber wenn wir uns, wie Buddha lehrt, *völlig* in das Objekt entleeren, das wir aufnehmen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit in absoluter Objektivität ausrichten, bleibt nichts übrig von den gierigen, vitalen Trieben, die uns zum Ausbeuten treiben. Mit Schopenhauers Wort: wir sind ganz Auge geworden. Wenn sich der westliche Mensch dem Chaos, wie es die jüngste Wissenschaft zeigt, gegenüber sieht und von ihren zerstörerischen Auswirkungen bestürzt ist, kann er nicht umhin, einige der Einsichten Buddhas anzunehmen. Wenn die zukünftigen Wissenschaftler wie ein riesiger Buddha ausgebildet würden, würde die Wissenschaft dazu gebracht werden, den Streit in der Welt eher zu verringern als zu vergrößern. Wenn sich ein Mensch aus dem Streit zurückzieht, beseitigt er einen Eckstein, auf dem das ganze Gebäude gegenseitiger Angriffslust ruht. Die Selbstherauslösung eines Teils des grässlichen Willens zum Leben beschwichtigt den Druck zwischen allen. Die meisten von uns haben schon gemerkt, dass ein gewisses Maß an Zurückhaltung und Askese ein Weg ist, um das Leben weniger schrecklich zu machen. Aktionen erzeugen Reaktionen. Reagiere nicht, und du verringerst den Zwiespalt, löschst den Streit.“

Ein paar Hinweise seien an dieser Stelle noch zu den zentralen indischen Metaphern *samsara* und *nirvana* eingefügt. Man sollte bei *samsara* nicht sogleich an den Kreislauf der Wiedergeburt (Seelenwanderung) und die ewige Wiederkehr großer Weltperioden (zyklisches Weltbild) denken. *Samsara* meint zunächst etwas sehr Elementares. Das Wort stammt aus dem Verb *sri* bzw. *sar*, das „fließen“, „rennen“, „eilen“, „wandern“ bedeutet. Es weist auf die Unruhe, Hast und Gier des

Lebens, das solange unruhig bleibt und unter „Wiederholungszwängen“ steht, solange seine Wünsche und Ängste nicht abgegolten, durchschaut und zur Ruhe gebracht sind. *Hermann Hesse* hat den metaphorischen Sinn von *samsara* sehr anschaulich beschrieben. *Samsara* wird oft als Fluss vorgestellt. Der Fluss scheint immer der gleiche zu sein und doch sind es stets neue Wellen, die in ihm zusammenfließen. Hesse schreibt:

„Und alles zusammen, alle Stimmen, alle Ziele, alles Sehnen, alle Leiden, alle Lust, alles Gute und Böse, alles zusammen war die Welt. Alles zusammen war der Fluss des Geschehens, war die Musik des Lebens.“

Das *sam* in *samsara* ist ursprachlich verwandt mit dem lateinischen *cum*, in der Bedeutung „samt“ (= zusammen mit). Der Buddhismus ist u.a. eine tief sinnige Vorwegnahme der großartigen Einsichten der Psychoanalyse. Jeder Mensch wiederholt zwanghaft in stets neuen Situationen sein nicht erkanntes, verdrängtes Unbewusstes. In diesem Unbewusstsein (die Inder nennen es das *karman*, das schicksalhafte Bündel des vor jedem Einzeldasein Gewirkten aus Gencode und gesellschaftlichen Bedingungsfaktoren, wie wir sagen würden) wirken wie frühere Leben (Eltern, gesellschaftliche Normen und Ideale) fort. Die alten Ängste und Wünsche reproduzieren sich in jeder neuen Generation, sie fließen immer neu zum bleibenden „Fluss des Lebens“ zusammen. Gegen diese fatalistische Konstellation vom *samsara* wendet sich die ergänzende und heilende Metapher *nirvana*.

Man darf *nirvana* auf keinen Fall mit „nichts“ übersetzen, wie es immer noch außerhalb einer genauen religionswissenschaftlichen Erörterung geschieht. Buddha war weder Nihilist noch Pessimist. Diese westlichen Etiketten treffen den Umstand nicht, dass Buddha eine Befreiungs- und Glückslehre vorgetragen hat. *Nirvana* bedeutet „Aufhören des Wehens“ (von *nir* = nicht und *va* = wehen; beide Wortwurzeln sind mit dem Deutschen urverwandt). Goethes Gedicht „Über allen Gipfeln ist Ruh“ spricht sehr genau die „Gestimmtheit“ von *nirvana* aus. *Nirvana* ist aber bei Buddha stets von Erkenntnis begleitet. Buddha (von *budh* = erwachen, erkennen, wissen) heißt ja der „Erwachte“, der „Erkennende“. Es ist die Einsicht in das Entfremdende des Lebensdrangs. „Es soll Ich werden“, würde die Psychoanalyse sagen, „die unter- und überpersönlichen Ängste und Wünsche sollen durchschaut und so zur Ruhe gebracht werden.“ Um mit H. Hesse zu sprechen:

„War es nicht eine Komödie, eine seltsame und dumme Sache, diese Wiederholung, dieses Laufen in einem verhängnisvollen Kreise? Ja, so war es, es kam alles wieder, was nicht bis zur Erde gelitten und gelöst ward.“¹³

Samsara und *nirvana* gehören zusammen. Nach buddhistischer Lehre heißt das: Kein *samsara* - kein *Nirvana*. *Samsara* ist der Fluss, Buddhas Lehre das Fährboot, *nirvana* das andere Ufer. Am anderen Ufer geht man weiter und lässt das Fährboot liegen. Was das ist, diese Dimension der Befreiung, die neue Wirklichkeit, darüber spricht Buddha nicht. Er verweigert darüber mit der ihm eigenen großen Gelöstheit jede Antwort. Nur eine Hilfe - eine Therapie würden wir sagen - will Buddha, will der ursprüngliche Buddhismus geben. „Es geht nicht um Buddha“, ist die ausdrückliche Selbstbescheidung des Siddhartha Gautama. „Es gibt keinen Buddhismus“, ist das große Paradox einer Weltreligion, die sich als Fährboot betrachtet, das man zur Erkenntnis und Heilung benutzt, aber nicht ewig mit sich schleppt.¹⁴

Eugen Rosenstock-Huussy hat dem Bildwort vom Fährboot für Buddhas Lehre, ohne dass er die Metapher selbst erwähnt, eine beachtenswerte Deutung gegeben:

„Ganz sicherlich war Buddhas Haltung unlogisch; er musste ein langes Leben leben, um die Verneinung des Lebens zu verkünden. Aber der Kern liegt darin, dass er wirklich im Leben die Kraft verkörperte, die den allgemeinen Kampf dieses Lebens verneinte. Absolute Verneinung um ihrer selbst willen bedeutet nichts, ebenso wie der absolute Nullpunkt sinnlos ist ohne Beziehung zur Wärme oder absolutes Schwarz ohne Beziehung zu Farben. Aber wie die Mathematik für ihre Rechenoperation durch die Behandlung der Null als Zahl eine weite neue Freiheit erreichte, so verdoppelte die von Buddha geschaffene Null-Situation die Möglichkeit des Menschen, zwischen der Selbstentsagung und der Selbstbehauptung hin und her zu schwingen. Wir müssen uns weiterhin auf dem nach außen dringenden Stamm des Kreuzes der Wirklichkeit der Soldaten, Arbeiter, Ausbeuter der Natur bewegen, aber wir müssen auch unsere Freiheit von diesem Zug gewinnen; der Mensch, der Kämpfer muss auch das Nichtkämpfen, den Nichtwiderstand, das *Nirwana* entdecken.“¹⁵

Die Lehre Buddhas ist ein Gegengift gegen die altindische Herrschaftsreligion wie gegen unser westliches Herrschaftswissen, das sich gerne seiner Abkunft aus christlicher Überlieferung rühmt (1. Mose 1,28: „Machtet euch das Erdreich untertan!“). Die ursprüngliche Lehre Buddhas, auf die es hier allein ankommt, ist sicher nicht in allem identisch mit der Botschaft Jesu. Die vielen Parallelen in der Jesus- und Buddha-Geschichte, die die vorgelegte Erzählung mit Nachdruck zur Sprache bringt, können aber eine Verstärkerwirkung für die Elemente in unserer eigenen Überlieferung ausüben, auf die das ausführliche Rosenstock-Zitat zielt.



Anmerkungen zu den Interpretationshinweisen

1. Bei der Schreibung indischer Worte und Namen bin ich von der wissenschaftlichen Transkription abgegangen. Abweichend von der deutschen Rechtschreibung ist v wie w, y wie j, sh wie sch auszusprechen.

2. Der Name Siddhartha und der Ehrentitel Buddha werden in der Erzählung erläutert. Der Name Gotama bzw. Gautama hängt damit zusammen, dass sich Siddharthas Sippe auf den heiligen Sänger der Urzeit Gotama zurückführte, dessen Götterhymnen Rigveda I, 74-93 überliefert werden.
3. Siehe Literaturverzeichnis und die Quellenhinweise zu den Erzählabschnitten (Fussnoten).
4. Vgl. H. Zimmer, Philosophie, S. 424.
5. Ebd. S. 423ff.
6. Die drei Hauptrichtungen des Buddhismus, Hinayana, Mahayana, Vajrayana (Vajjarana). werden mit „Großes Fahrzeug“, „Kleines Fahrzeug“ und „Diamant-Fahrzeug“ übersetzt.
7. Vgl. H. Goetz, S. 33f., H. Zimmer: Philosophie, S. 94ff.
8. Vgl. H. Zimmer: Philosophie, S. 96.
9. Der Buddhismus gehört zu den vielfältigen antibrahmanischen Reformbewegungen um 500 v. Chr.
10. Vgl. H. Zimmer: Philosophie, S. 124ff.
11. E. Rosenstock-Huussy, S. 212f.
12. Im Kapitel „Om“ des Romans „Siddhartha“.
13. ebd.
14. Vgl. H. Zimmer: Philosophie, S. 430.
15. E. Rosenstock-Huussy, S. 213f.

4. Literatur

- CONZE, E. (Hg. und Einleitung): Im Zeichen Buddhas. Buddhistische Texte. Frankfurt/M. / Hamburg: Fischer TB 1441, 1957 - (zitiert: Conze)
- DAHLKE, P. (Auswahl und Übertragung): Buddha. Die Lehre des Erhabenen. Aus dem Palikanon München: Goldmanns Taschenbücher 622-623, 1950 (zit. Dahlke)
- GLASENAPP von, H.: Indische Geisteswelt. Bd. I u. II, Baden-Baden (Sonderausgabe) 1958
- GOETZ, H.: Geschichte Indiens. Stuttgart 1952, Urban Bücher 59
- MENSCHING, O. (Auswahl und Erklärung): Leben und Legende der Religionsstifter. München: Goldmanns Taschenbücher 820-830, 1962
- OLDENBERG, H.: Die Religion des Veda. Stuttgart/Berlin 1917 (Darmstadt 1970)
- ROSENSTOCK-HUESSY, E.: Des Christen Zukunft. München/Hamburg 1965, Siebenstern-Taschenbuch 57/58
- ROY, Biren (Übers. und Zusammenfassung): Das Mahabharata. Ein altindisches Epos. Düsseldorf/Köln 1961
- ZIMMER, H.: Indische Mythen und Symbole. Düsseldorf/Köln 1972
- ZIMMER, H.: Philosophie und Religion Indiens. Zürich 1961

Dieser Beitrag ist in einer etwas anderen Fassung zuerst erschienen in: ZRP 29/1974 (Heft 4), S. 209-230

P.S.



◆ Das Gleichnis vom verlorenen Sohn (im Buddhismus)

Er war ein Luftikus, Sohn eines anständigen und ehrenwerten Vaters, der seine moralischen Prinzipien und entsprechende Vorstellungen hatte, wie man sein Leben zu gestalten sollte. Täglicher Streit war darum im Hause vorprogrammiert. Eines Tages hielt der Sohn die Vorwürfe und Moralpredigten seines Vaters nicht länger aus, warf die Haustür hinter sich zu und ging weit weg - ins Ausland. Er hatte viele Ideen. Er hoffte sie, in bares Geld, Erfolg und Karriere umsetzen zu können. Aber eine Unternehmung nach der anderen erwies sich als Fehlschlag. Seine Ersparnisse waren aufgebraucht, und er musste täglich betteln.

Der Vater dagegen hatte eine Glückssträhne nach der anderen und war inzwischen zu großem Reichtum gelangt. Er machte sich Sorgen um seinen Sohn und hatte ihn mehrfach suchen lassen. Hierin hatte er allerdings überhaupt keinen Erfolg. Der Sohn blieb verschollen.

Eines Tages klopfte ein Bettler an seine Tür. Der war sehr heruntergekommen und flehte um Nahrung. Trotz seines heruntergekommen Äußeren erkannte der Vater den Sohn sofort, ließ sich aber nichts anmerken. Der Sohn dagegen hatte nicht bemerkt, dass es sein eigenes Vaterhaus war, bei dem er angeklopft hatte. Sein Vater und die Stadt, aus der er Jahre zuvor eilig verschwunden war, hatten sich gewaltig verändert.

Der Vater bot seinem Sohn Arbeit in seinem großen Hause an, und der Sohn willigte sofort ein. Dort musste er die Mülleimer leeren, Schmutz beiseite schaffen, aufräumen und die schwersten Reinigungsdienste machen. Er blieb aber gern, weil er eine gute Bezahlung erhielt und ihm die Atmosphäre in diesem Hause gut tat.

Der Vater wollte auf diese Weise ein neues Vertrauensverhältnis zwischen ihnen beiden schaffen. So unterhielt er sich oft mit diesem Arbeiter, seinem Sohn, der noch immer nichts merkte. Der Vater beobachtete ihn dabei, um zu sehen, ob sich sein Sohn wirklich verändert hatte. Das hatte dieser tatsächlich: Er genoss geradezu das aufgeräumte Haus im Gegensatz zu dem Chaos, in dem er noch bis vor kurzem gelebt hatte. Er war auferstanden, er war zwar immer noch der alte Sohn, doch inzwischen ein neuer Mensch geworden.

Der Vater spürte, dass auf seinen Sohn nun Verlass war. Er gab sich ihm eines Tages zu erkennen. Ungläubiges Staunen verwandelte sich bald in unaussprechliche Freude. Aber der Vater beließ es nicht dabei. Weil er zu Reichtum und Ansehen gekommen war, organisierte er einen großartigen Empfang, bei dem sogar der König anwesend war. Der ganzen Stadt und den Bauern des Umlandes sowie seinen Arbeitern und Arbeiterinnen stellte er seinen Sohn vor: „Das ist mein Sohn, den ich verlor, der tot war und nun aus seiner Todeshöhle hervorgekommen ist, zu neuem Leben.“

Anregungen zur Weiterarbeit

Im Christentum gibt es eine ähnliche Geschichte, darum folgen hier einige Vergleichsvorschläge:

- ⇒ Vergleich mit dem Gleichnis vom verlorenen Sohn in Lukas 15,11-32: Wie drückt sich jeweils die Liebe des Vaters aus? Was ist in beiden Geschichten das Überraschungsmoment?
- ⇒ Im Judentum und Christentum wird Gott auch mit einem guten Vater verglichen, manchmal sogar mit einer Mutter: Vgl. Psalm 103,13.17-18; Psalm 68,6; 89,27; Jeremia 3,19, Matthäus 5,16.45-48; 6,4-9.14.26; Jesaja 49,15; 66,13; Johannes 15,8 und 16,3 u.v.a.m.

R.K.





II.3. Aus dem Hinduismus

◆ Krishnas blaue Haut

Krishnas Hautfarbe ist blau, und er trägt immer gelbe Gewänder. Die blaue Farbe wird immer in Zusammenhang mit der Ewigkeit oder Unendlichkeit (z.B. Himmel oder Ozean) gebracht. Und die gelbe Farbe ist die Erde. Wenn Sand mit einer farblosen Flamme in Berührung kommt, wird die Flamme gelb. Die blaue Gestalt Krishnas, der in Gelb gekleidet ist, symbolisiert die ewige Wirklichkeit, die in ein sterbliches Dasein eingezwängt ist. Die Inkarnation Krishnas stellt das Herabsteigen Gottes auf die Erde dar. Der Gedanke, dass diese grenzenlose, formlose Wirklichkeit zu einem Menschenleben beschränkt wird, deutet auch seine Geburt in einem Gefängnis an. Das göttliche Kind konnte aber in einem Gefängnis nicht eingesperrt werden, denn sobald es auf die Welt kam, öffneten sich wie durch ein Wunder die Gefängnistore. Nicht einmal die Wächter konnten Krishnas Vater, der mit ihm durch die Tore spazierte, aufhalten.

Diese Episode soll vermitteln, dass das Göttliche und Ewige nicht durch menschliche Gestalt eingeschränkt oder behindert werden kann. Das Göttliche ist immer frei, die Seele oder Atman (= Atem) grenzenlos. Nur der Körper, Gedankengut und Intellekt sind begrenzt, eingeschränkt und sterblich. Die Materie hat einen Anfang und ein Ende. Die Seele oder Atman nicht, sie ist ewig, unendlich. Krishna stellt diesen Atman dar.

Nach: PARTHSARATHY, A.: The Symbolism of Hindu Gods and Rituals. Bombay: Vedanta Life Institute 1983³

◆ Die wiedergefundene Sita (aus dem Ramayana)

Das Epos Ramayana ist eine Geschichte über Pflicht und Verantwortung. Diese Geschichte wird jedem Hindu-Kind erzählt, damit es in jungen Jahren sein Pflichtbewusstsein und seine Opferbereitschaft entwickeln kann.

Einst herrschte ein Dämonenkönig namens Ravana auf Sri Lanka. Er war sehr mächtig und drohte die Menschheit zu vernichten. Aus Angst vor ihm suchten die Menschen Hilfe bei Gott. Der Rat der Götter im Himmel beschloss, Vishnu – den Bewahrer der Welt – in Menschengestalt auf die Erde zu schicken, denn es war schon seit jeher die Aufgabe der Götter, Recht und Ordnung auf der Erde zu bewahren, die Guten zu unterstützen und das Böse zu vernichten.

So wurde Vishnu ein Arierkönig. Er hatte drei Frauen, die gleichzeitig als Königinnen regierten. Ihr erster Sohn, der geboren wurde, hieß Rama.

Einen Tag vor Ramas Krönung verlangte eine seiner Stiefmütter von ihrem Gemahl, dem König, ihr die zwei Wünsche zu erfüllen, die er ihr vor langer Zeit versprochen hatte. Sie wünschte sich, dass ihr leiblicher Sohn Bharata statt Rama die Krone bekäme; und damit Rama kein Ärgernis für ihn wäre, sollte er vierzehn Jahre in die Wälder verbannt werden.

Der König war entsetzt und bat seine Frau, sich etwas anderes zu wünschen, aber sie beharrte darauf. Als Rama davon hörte, gab er die Krone freiwillig ab.

Hier kamen der verantwortungsvolle Gehorsam und die Pflicht, das einmal gegebene Wort zu halten, zusammen. Zwar hatte nicht er das Versprechen gegeben, aber das Versprechen des Vaters war auch sein Versprechen. Und vor allem, die Mutter hatte es verlangt, und er musste gehorchen.

Ramas Frau Sita, die ihm die Treue geschworen hatte, ging mit ihm – das war die Pflicht des Lebenspartners, in guten und schlechten Zeiten zusammenzuhalten. Und auch sein jüngerer Bruder Laxman wollte nicht ohne ihn im Königreich bleiben. Ihn rief die Pflicht, dem Älteren zu dienen.

So verließen Rama, Sita und Laxman ihr Königreich, um in den Wäldern zu leben. Kurze Zeit darauf starb der alte König in Trauer um seine Kinder. Als Bharata, der die ganze Zeit über bei seinem Onkel war, erfuhr, was während seiner Abwesenheit geschehen war, war er völlig verzweifelt. Er

missbilligte das Verhalten seiner Mutter und lehnte die Krone ab. Er eilte hinter seinem geliebten Bruder Rama her, fand ihn in den Wäldern und bat ihn, zurückzukommen und das Land zu regieren.

Rama überzeugte seinen Bruder, dass er das Versprechen seines Vaters erfüllen müsse, dass Bharata zu seinem Königreich zurückkehren solle und dass ein Königreich ohne einen König von Feinden besiegt werden könne. Er versprach ihm aber, am Ende der Verbannung zurückzukommen und das Königreich zu übernehmen, um ihn von der Last der Regierung zu befreien.

Bharata versprach Rama, dass er ebenso wie sein Bruder ein Leben als Asket führen würde. Er ging zurück und trug dabei die Schuhe seines Bruders. Er legte diese auf den Thron und regierte im Namen seines Bruders. Er verzichtete auf ein Leben im Palast, zog in eine Hütte und lebte von Beeren und Waldfrüchten wie seine Brüder und seine Schwägerin.

Dreizehn Jahre vergingen. Während dieser Zeit durchwanderten Rama, seine Frau und sein Bruder die Wälder und töteten viele Dämonen, die die Menschen und Asketen dort belästigten.

Eines Tages erfuhr der Dämonenkönig Ravana von der Schönheit Sitas, Ramas Frau. Er begehrte sie und hegte einen Plan aus, sie zu entführen. Sein Onkel versuchte, ihn davon abzubringen. Aber Ravana drohte ihm mit dem Tode, wenn er ihn nicht unterstützen würde. Es blieb dem Onkel also nichts anderes übrig als der Tod – denn eins wusste er: entweder würde er durch den Dämonenkönig getötet, wenn er ihm nicht half, oder Rama tötete ihn als Bestrafung wegen der Hilfeleistung bei der Entführung. Er zog es vor, durch Gottes Hand zu sterben und half seinem Neffen.

Sita wurde durch die Luft von Ravana entführt, als ihr Gemahl und sein Bruder auf der Jagd waren. Unterwegs hörte der König der Vögel ihre Hilfeschreie und flog ihr zu Hilfe, wurde aber durch Ravana tödlich verletzt. Als er zu Boden fiel, fanden ihn Rama und Laxman. In seinen letzten Atemzügen erzählte der Vogelkönig von der Entführung und von der Himmelsrichtung, in der Ravana entkommen war. Nun zogen beide Brüder los, um Sita zu suchen.

In der Zwischenzeit – in Sri Lanka angekommen – zwang Ravana Sita, ihn zu heiraten. Sie weigerte sich und drohte ihm mit einem Fluch, falls er sie anrühren würde. Da man keine Frau ohne ihre Einwilligung anfassen sollte, konnte er sie zwar nicht heiraten, hielt sie aber gefangen in der Hoffnung, dass sie ihre Meinung änderte.

Rama und Laxman suchten verzweifelt nach Sita. Unterwegs schlossen sie Freundschaft mit der Tierwelt und zwar genauer gesagt: mit den Menschenaffen und den Bären. Trotz seiner eigenen Probleme half Rama dem Affenkönig eine familiäre Krise zu lösen - das war die Pflicht eines Freundes. Der Affenkönig wiederum versprach Rama, ihm bei der Suche nach seiner Frau zu helfen.

Er schickte seine Affensoldaten in alle Himmelsrichtungen, um den Weg zu erkunden. Nach monatelanger Suche kam endlich Hanuman, der Affengott, mit dem Hinweis, dass Sita in Sri Lanka gefangen gehalten wird, weit hinter der Landesgrenze.

Rama ging mit seinem Bruder und seinem Freund, dem Affenkönig, sowie dessen Affenarmee zur Südküste Indiens. Sie fanden keinen Weg über das weite Meer. Es vergingen Wochen. Rama erinnerte sich an sein Versprechen, das er seinem Bruder gegeben hatte: Nach vierzehn Jahren wollte er zurückkehren und keinen Tag länger bleiben. Bald wären die vierzehn Jahre um, und er hatte noch keinen Weg zu seiner Frau gefunden. Er fing an zu beten, und der Wassergott erhörte seine Gebete. Die Affenarmee durfte eine steinerne Brücke über das Wasser bauen, um nach Sri Lanka zu gelangen. Alle gingen darüber.

Die Pfeiler dieser Brücke kann man heute noch sehen, die Felsinseln, die die Südküste Indiens mit der Nordküste Sri Lankas verbinden.

In Sri Lanka angekommen, forderte Rama Ravana zum Krieg auf. Die Dämonen waren zahlreich und mächtig, und der Krieg dauerte mehrere Tage. Ravana war unbesiegbar, denn jedes Mal, wenn man seinen Kopf abschnitt, wuchs ein neuer an seiner Stelle. Rama und seine Armee waren verzweifelt. Der Krieg dauerte an, und es war kein Ende abzusehen. Die meisten der Dämonenfamilie waren gefallen, aber Ravana war immer noch bei Kräften. Endlich kam die Erlösung für Rama. Ein Überläufer der Dämonenfamilie, der an Gott glaubte und nicht an den Teufel, verriet Rama das Geheimnis Ravanas.

Am Tage darauf zielte Rama mit seinem Pfeil und Bogen auf Ravanas Bauchnabel – sein Kundalini. Ravana fiel zu Boden. So siegte endlich das Gute über das Böse.

Rama nahm Sita und Laxman und flog mit seinen Freunden nach Hause zu seinem Bruder Bharata. Es war der letzte Tag der vierzehnjährigen Verbannung. Er musste sein Versprechen einhalten.

Es war die dunkelste Nacht des Jahres. Als er heranflog, sah er von weitem schon viele Lichter in seinem Königreich. Das Volk hatte überall Lichter brennen lassen, damit er seinen Weg fand. Als Rama ankam, fiel ihm sein Bruder zu Füßen und gab ihm das Königreich zurück. Alle feierten die Rückkehr Ramas.

So wird auch jedes Jahr das Fest der Lichter bei den Hindus gefeiert. Es heißt *Diwali* oder *Deepawali* - Deep bedeutet Licht oder Lampe. Es wird jedes Jahr in der dunkelsten Nacht des Jahres gefeiert und fällt zwischen Ende Oktober und Anfang November. Dies ist ein Fest wie Weihnachten. Es ist zwar nicht die Geburt Gottes, aber der Sieg des Guten über das Böse. Es soll den Hindus auch ein Gefühl des Pflichtbewusstseins und der Opferbereitschaft vermitteln.

Vorlage: Ramayana. Die Geschichte vom Prinzen Rama, der schönen Sita und dem Großen Affen Hanuman. DG 45. Köln: Diederichs 1983, nacherzählt von *Renu Varandani*.

♦ Wie die Kuh der Mutter gleichgestellt wurde

Seit jeher weiß jeder, dass die Kuh, ebenso wie eine Frau, eine Tragzeit von neun Monaten bzw. 280 Tagen hat. Genau wie die Mutter ernährt auch die Kuh ihr Nachkommen mit Milch. Die Mutter kann nur ihr eigenes Kind ernähren, die Kuh dafür aber ein ganzes Dorf. Ihre Milch ist genauso leicht und verdaulich für den empfindlichen Menschenmagen, wie die von einer Mutter.

Eines Tages war die Endbindungszeit für eine werdende Mutter gekommen. Sie hatte unerträgliche Schmerzen und die Geburt war sehr schwer. Es war eine Kuh in der Nähe, und sie half der werdenden Mutter, indem sie ihren Huf in das hintere Kleinbecken der Frau presste. Daher sagt man, kommt auch das Dreieck mit den drei Punkten über den Pobacken des Menschen. Heute weiß der Geburtshelfer, wo er das Betäubungsmittel zu spritzen hat, nämlich an die gleichen Stelle, wo einst die Kuh ihren Huf gesetzt hatte.

So half die Kuh der Frau zu ihrem Kind. Die Kuh bat die Frau, auch ihr zu helfen, wenn es bei ihr so weit wäre. Und als die Zeit zum Kalben gekommen war, eilte die Mutter ihr zu Hilfe.

Mündlich überliefert und erzählt von *Renu Varandani*

Didaktische Anmerkungen und Anregungen für die Weiterarbeit

Die Geschichten haben mehrere Ebenen, von der einfachen Erzählfreude angefangen bis hin zur Symbolik, die entscheidende menschliche Daseinsfragen betreffen. Die aus verschiedenen Erzählblöcken stammenden Geschichten sind teilweise von erheblicher epischer Breite, ermöglichen aber auf diese Weise, dass die Zuhörerinnen durch das Erzählen gewissermaßen in die „Daseinstiefe“ hineingenommen werden. Gleichzeitig erhält so jedes Fest die dazu „passende“ Festlegende.

- Welche Absichten stecken jeweils hinter diesen drei Erzählungen?
- Warum geht es in diesen Geschichten teilweise so konfliktreich zu?
- Manchmal dauert es bis zur Lösung in einer Geschichte sehr lange, manchmal stellt sich die Lösung unvermittelt ein. Welches sind die Hintergründe?
- Es ist sinnvoll, alle Fragen an den Geschichten einzeln und im Vergleich aller drei Geschichten miteinander zu vertiefen und so einer Beantwortung näher zu bringen.

R.K.



II.4. Heilige Geburt und göttliches Kind

◆ Krishna, Buddha, Abraham, Jesus ...

Die Geburt Krishnas (Hinduismus)

Die Menschwerdung Krishnas begab sich zu der Zeit, als die Erde von Dämonen erfüllt war, die als Könige auftraten, die Götter entthronten und das Gleichgewicht der Kräfte aufhoben. Die Mutter Erde konnte diese übermäßige Last nicht länger tragen. Sie nahm die Gestalt einer Kuh an, bestieg den Meruberg, Mitte und Achse der Welt, und flehte Brahma um Hilfe an. Dieser brachte sie an das Ufer des Milch-Ozeans, um ihre Bitten an Vishnu zu richten, der auf einer Insel in göttlicher Ekstase lag. Vishnu ließ Brahma in der Trance wissen, dass er selbst auf Erden erscheinen werde, um diese von der Last der Dämonen zu befreien.

Damals regierte König Ugrasena über ein friedliches Volk von Hirten und Bauern in der Stadt Mathura im Norden Indiens. Da trat der Königin Pavanarekha, als sie allein in einem Wald war, ein Dämon in den Weg. Er vergewaltigte sie und gab ihr die Botschaft, dass sie einen Sohn gebären werde, der die ganze Erde erobern, dann aber von einem gottgleichen Helden getötet würde. König Ugrasena erlitt von seinem vermeintlichen Sohn Kansa großes Leid. Schließlich setzte Kansa seinen Vater ab, übernahm die Königsmacht und unterdrückte die Verehrung Vishnus. In Kansa war der Widergott, den Vishnu einst erschlagen hatte, wieder erschienen. Daher seine tiefe Feindschaft gegen Gott und eine gerechte Ordnung in der Welt. Er dehnte sein Reich unermesslich aus. Grausam brach er Gesetz und Recht. An ihre Stelle trat die Willkür des Tyrannen, der von mächtigen Dämonenfürsten unterstützt wurde.

Immer aber, wenn Verbrechen sich erhebt und Frömmigkeit zu wanken droht, erschafft Gott Vishnu sich erneut und geht durch seine Wunderkraft Maya in einen Mutterschoß ein. Er erwählte Vasudeva und Devaki aus dem Yadava-Geschlecht und riss sich ein schwarzes und weißes Haar aus. Aus dem weißen Haar sollte Devakis siebter Sohn Balarama, aus dem schwarzen hingegen ihr achter Sohn Krishna geboren werden.

Durch den weisen Narada, der Nachrichten aus dem Rat der Götter an irdische Fürsten weitergibt, erfuhr Kansa, dass das achte Kind Devakis ihn töten werde. Kansa setzte daraufhin Vasudeva und Devaki gefangen und ließ jedes Kind, das sie gebär, umbringen. Als sie aber das siebte Kind zur Welt bringen sollte, ließ Vishnu dieses durch seine Mayakraft in den Schoß der Rohini, einer anderen Gemahlin Vasudevas, übertragen, die in einem Hirtendorf bei Nanda, einem Freunde Vasudevas, wohnte. Kansa meldete man eine Fehlgeburt der Devaki. Als dann aber Devaki ihr achtetes Kind erwartete, traf Kansa die härtesten Vorkehrungen. Er ließ Vasudeva und Devaki aneinanderfesseln, das Gefängnis überdies von Wächtern, Elefanten, Löwen und Hunden bewachen.

„Als nun die glückverheißende Zeit für das Erscheinen des Herrn gekommen war, durchdrangen alle Eigenschaften der Tugend, Schönheit und des Friedens das gesamte Universum. Die Sternkonstellation Rohini bildete sich, und Sterne wie Ashvini erschienen. Die Sonne, der Mond und die anderen Sterne und Planeten waren sehr friedvoll. Alle Himmelsrichtungen wirkten äußerst Freude spendend, und die schönen Sterne funkelten am wolkenlosen Himmel. Die mit Städten, Dörfern, Bodenschätzen und Weidegründen geschmückte Erde sah in jeder Hinsicht glückverheißend aus. Die Flüsse strömten mit klarem Wasser dahin, und die mit Lilien und Lotosblumen übersäten Seen und die großen Gewässer waren außerordentlich schön. In den Bäumen und grünen Pflanzen, die voller Blüten und Blätter waren und die Augen erfreuten, begannen Vögel wie Kuckucke den Halbgöttern zuliebe mit lieblichen Stimmen zu singen, und Bienenschwärme summten. Ein reiner, leichter Wind, der sehr angenehm war und den Duft von Blumen mit sich trug, wehte, und als die Brahmanen, die mit rituellen Zeremonien beschäftigt waren, ihre Feuer gemäß den vedischen Prinzipien entzündeten, brannten diese gleichmäßig, ohne vom Wind gestört zu werden.“

So waren die Heiligen und Brahmanen, die ständig von Dämonen wie Kansa und seinen Männern belästigt worden waren, zu der Zeit, als der ungeborene Vishnu erscheinen sollte, im Innern ihres Herzens voller Frieden, und gleichzeitig ertönten vom oberen Planetensystem die Klänge von Kesselpauken. Die Kinnaras und Gandharvas sangen Glück verheißende Lieder, die Siddhas und Tsharanas brachten Glück verheißende Gebete dar, und die Vidyadharis begannen zusammen mit den Apsaras voller Jubel zu tanzen. Die Halbgötter und die großen Heiligen streuten in einer freudigen Stimmung Blumen herab, und am Himmel zogen Wolken auf und ließen ein sehr sanftes Donnern ertönen, das sich wie die Brandung des Ozeans anhörte. Dann - in der tiefen Dunkelheit der Nacht - erschien die höchste Persönlichkeit Gottes, Vishnu, der sich im Innersten des Herzens eines jeden befindet, aus dem Herzen Devakis wie der Vollmond, der am östlichen Horizont aufgeht. Hierauf betrachtete Vasudeva das neugeborene Kind, das wundervolle, lotosgleiche Augen hatte und in seinen vier Händen die vier Waffen Muschel, Rad, Keule und Lotos trug. Auf seiner Brust befand sich das Shrivatsa-Zeichen und an seinem Hals der dunkelnde Kaustubha-Juwel. Das Kind war in gelbe Gewänder

gekleidet, sein Körper war schwärzlich wie eine dichte Wolke, er besaß langes, wallendes Haar, und sein Helm und seine Ohrringe glitzerten ungewöhnlich, denn sie waren mit wertvollen Vaidurya-Juwelen besetzt. Mit seinen Schmuckstücken, unter denen sich ein funkelnder Gürtel, Armbänder und Armreifen befanden, sah das Kind sehr bezaubernd aus. Als Vasudeva seinen außergewöhnlichen Sohn sah, weiteten sich seine Augen vor Erstaunen. Von Jubel erfüllt, holte er in Gedanken zehntausend Kühe herbei und verschenkte sie in einem großen Fest an die Brahmanen."

Krishna erschien seinen irdischen Eltern zunächst mit seinen göttlichen Symbolen, damit sie ihn als den eigentlichen Gott erkennen. Dann aber nahm er die Gestalte eines gewöhnlichen Kindes an. In der Nacht der Geburt geschah noch ein weiteres Wunder. Die Wachen fielen in tiefen Schlaf. Vasudeva war imstande, das Kind an diesen vorbei zu seinem Freund Nanda in Sicherheit zu bringen. Dessen Frau Yashoda hatte zur gleichen Zeit ein Mädchen geboren. Vasudeva vertauschte es mit Krishna und kehrte mit dem Mädchen ins Gefängnis zurück. Kansa in seinem Zorn wollte das Kind gegen einen Felsen schmettern. Doch verwandelte sich dieses noch in der Luft in die Göttin Devi, die ihm die Rettung seines Widersachers verkündete. Da ließ Kansa alle neugeborenen Knaben in der Umgebung, deren er habhaft werden konnte, töten. Krishna aber blieb in der Hütte des Nanda vor Nachstellungen verschont. Yashoda hielt den Knaben für ihr eigenes Kind. Sein Name Krishna, der Dunkle, deutet darauf hin, dass sein Leib dunkel war wie die blaue Lotosblume. Mit den Hirten und ihren Frauen feierte Nanda ein großes Fest zu Krishnas Ehren.

Nacherzählung in Anlehnung an *Roland Beer* in: Surdas Krishnayana. Leipzig und Weimar 1978. Schilderung der Geburt aus Srimad Bhagavatam, Zehnter Canto, übersetzt von A.C. Bhaktivedanta Swami Prabhupada. Vaduz 1982

Die heilige Nacht (apokryphes Christentum)

„Ich aber, Joseph, ging umher und ging doch nicht umher, und blickte hinauf in die Luft und sah die Luft erstarrt. Und ich blickte hinauf zum Himmelsgewölbe, und ich sah es stillstehen und die Vögel des Himmels unbeweglich bleiben. Und ich blickte auf die Erde, und ich sah eine Schüssel stehen und Arbeiter darum gelagert, und ihre Hände in der Schüssel. Aber die Kauenden kauten nicht, und die etwas aufhoben, hoben nichts auf, und die etwas zum Munde führten, führten nichts zum Munde, sondern alle hatten das Angesicht nach oben gerichtet. Und siehe, Schafe wurden umhergetrieben und kamen doch nicht vorwärts, sondern standen still; und der Hirte erhob die Hand, sie mit dem Stecken zu schlagen, aber seine Hand blieb oben stehen. Und ich blickte auf den Lauf des Flusses, und ich sah die Mäuler der Böcke darüberliegen und nicht trinken. Dann aber ging alles auf einmal wieder seinen Gang.“

Aus dem *Protevangeliem des Jakobus 18,2*, in: Hennecke-Schneemelcher: Neutestamentliche Apokryphen. I. Evangelien. Tübingen: Mohr 1959

Baumgeburt: Die Geburt des Bodhisattva (Buddhismus)

„Und nach Verlauf der kalten Jahreszeit kam im Gefolge des Gestirns Vishakha der Monat Mai heran. Es war Frühling, die schönste der Jahreszeiten. Die Bäume standen in reichem Blätterschmuck, die herrlichsten Blüten zierten sie in Überfülle. Kälte, Hitze, Dunkelheit und Staub waren vergangen. Junger, weicher Rasen bedeckte den Boden. Da ließ sich der Herr der drei Welten, der von allen Wesen verehrte Bodhisattva, nach genauer Prüfung zur richtigen Zeit aus dem Tushitahimmel herab. Es war im fünfzehnten Tage des Monats, und der Vollmond stand in Konjunktion mit dem Sternbild Pushya. Klar und bei vollem Bewusstsein ging er, als ein junger weißer Elefant mit sechs Stosszähnen, zur rechten Seite in den Leib seiner Mutter ein, als diese gerade Fasttage hielt. Sein Kopf war purpurfarben, die Reihe der Zähne blitzte wie Gold, und er war mit allen Körperteilen wie Gliedern wohlversehen und von vollkommenen Organen. Im Mutterleibe aber lag er immer auf der rechten und nie auf der linken Seite. Die Königin Maya war beseligt auf ihrem Lager eingeschlafen und träumte: 'Ein Prachtelefant, strahlend wie Schnee und Silber, ist tänzelnden Schrittes und mit diamantfesten Gelenken in meinen Leib eingegangen. Sechs war die Zahl seiner Stosszähne, schön waren seine Füße, anmutig der Rüssel und rosig der Kopf. Nie vorher habe ich etwas so Schönes gesehen und gehört, nie ähnliche Wonne empfunden. Es war ein Gefühl körperlichen Glücks und gleichzeitiger Beseligung des Gemüts, dass ich wie in tiefste Versenkung entrückt war.“

Während der ganzen zehn Monate bleibt die Königin Maya hellsichtig für das Kind in ihrem Leibe, das mit einem achteckigen Diamanten verglichen wird. Sie kann durch ihren transparenten Leib den künftigen Buddha schauen, der im Mutterschoss den Lotos-Sitz mit untergeschlagenen Beinen eingenommen hat. Er sitzt im Leib seiner Mutter in einem kostbaren, mit Edelsteinen geschmückten Gehäuse und leuchtet wie Gold.

„Als nun die Königin Maya erkannte, dass die Geburtsstunde des Bodhisattva gekommen war, begab sie sich in der ersten Nachtwache zum König Shuddhodana und redete ihn an mit den Strophen: 'Vernimm, o Herr, dass ich schon seit langem im Sinn habe, unsern Park aufzusuchen. Wenn es dich nicht erzürnt, dir verhasst ist oder töricht erscheint, will ich mich sogleich in den Lusthain begeben. Du selbst bist von der Askese hart

mitgenommen und hast deinen Sinn allein auf das Gesetz gerichtet, und ich trage seit langer Zeit ein reines Wesen unter dem Herzen. Nun knospen die schönsten Bäume; die Shalas sind von Blüten überdeckt; darum ist es an der Zeit, o Herr, die Gärten zu besuchen! Wir haben jetzt die schönste der Jahreszeiten. Es ist Frühling, wo die Frauen sich zu schmücken trachten. Die Bienen summen; Kokilas und Pfauen singen ihr Lied; und reiner, glänzender Blütenstaub wirbelt durch die Lüfte. - Bitte, gib Befehl, und lass uns unverzüglich ziehen!" Als der König diese Worte gehört hatte, freute er sich und sprach froh zu seinem Gefolge: 'Macht Pferde, Elefanten, Wagen und Sänften bereit und schmückt den an Vorzügen reichen Lumbinihain!' Darauf brach die Königin Maya auf, und mit ihr zogen achtzigtausend mit Pferden bespannte, Schmuck überladene Wagen, achtzigtausend Fußsoldaten, sämtlich kühne und starke Helden, schön, wohlgestaltet und mit festgefügt starken Rüstungen gepanzert. Hinter ihr folgten sechzigtausend Shakyamädchen und eine besondere Schutztruppe von vierzigtausend älteren, jüngerer und im besten Alter stehenden Shakyas, nur aus solchen Familien, die dem König Shuddhodana verwandt waren. Zum weiteren Gefolge gehörten sechzigtausend Frauen aus dem Harem des Königs, die ein Konzert von Gesang und Instrumentalmusik veranstalteten, und angeschlossen hatten sich je achtzigtausend prächtig geschmückte Götterjungfrauen, Schlangemädchen, himmlische Musikantinnen und Frauen von Halbgöttern und Dämonen. In mannigfachen Gesängen und Melodien der Königin Ruhm verkündigend, gaben ihr alle diese das Geleit. Der ganze Lumbinihain aber war mit duftendem Wasser gesprengt und mit himmlischen Blumen überstreut worden, und alle Bäume gaben unzeitgemäß Blätter, Blüten und Früchte.

Im Lumbinihain angekommen, stieg die Königin von ihrem kostbaren Wagen ab, streifte, umgeben von irdischen und himmlischen Frauen, von Baum zu Baum und wandelte von Gebüsch zu Gebüsch. Baum für Baum sah sie sich an und gelangte schließlich zu einem großen Plakshabaum. Der war eine Perle unter den Bäumen, mit wohlproportionierten Zweigen und gleichmäßig verteilten Blättern und Blütenknospen. Mannigfache himmlische und irdische Blumen überdeckten ihn, denen der Duft der vortrefflichsten Wohlgerüche entströmte. Von den Zweigen hingen verschiedenfarbige Gewänder herab, und der Baum glänzte in dem bunten Farbenspiel unzähliger ihn zierender Perlen. Wurzeln, Stamm, Zweige und Blätter waren mit edlen Steinen aller Art geschmückt. Die Zweige dehnten sich in prächtigem Wuchs in die Breite, während die Standfläche eben wie ein Handteller war. Über den Boden breitete sich grünes Gras von Pfauenhalsfarbe und so angenehm anzufühlen wie ein weicher Stoff gleichmäßig aus. Unter diesem Baum hatten auch die Mütter der früheren Buddhas geweilt, und er war oft in den Liedern der Götter besungen worden. Rein, fleckenlos und lauter ist er, und hunderttausend der in ihrem Inneren zur Ruhe gekommenen Götter der reinen Sphäre hatten sich schon verehrend mit den Köpfen vor ihm geneigt, so tief, dass Flechten und Diademe zu Boden hingen.

Und es neigte sich infolge der Majestät des Bodhisattva der Plakshabaum und grüßte. Da streckte die Königin Maya ihren rechten Arm aus, so schnell, dass es schien, als wenn ein Blitz die Luft durchzuckte, ergriff den Plakshazweig und stand, den Blick gen Himmel gerichtet und sich anmutig dehnend, da. In diesem Augenblick näherten sich Hunderttausende von himmlischen Jungfrauen, die von den Göttern der Sinnenreiche her herbeikamen, der Königin Maya, um ihr aufzuwarten.

Und als so die zehn Monate voll waren, trat der Bodhisattva, der schon im Mutterleibe mit solchen Fähigkeiten zu Wundern ausgestattet war, zur rechten Seite seiner Mutter heraus. Er war bei vollem Bewusstsein und nicht mit dem Schmutz des Mutterleibes behaftet. Und in diesem Augenblick standen Shakra, der Götterkönig, und Brahma, der Herr der Geschöpfe, vor der Königin, nahmen den Bodhisattva höchst ehrerbietig und bedacht entgegen und hüllten ihn sorgsam mit allen Gliedern in ein himmlisches Seidengewand."

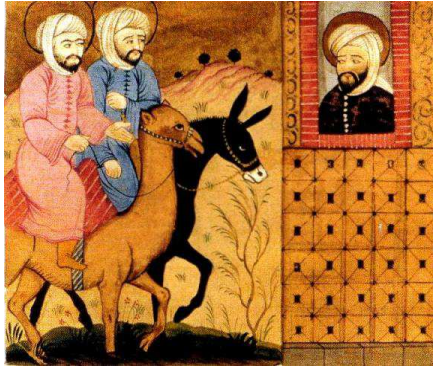
Aus Lalitavistara, ed. Lefmann, zit. nach Gustav Mensching, Leben und Legende der Religionsstifter, München 1962, Übersetzung von C. Waldschmidt

Die Geburt Jesu an der Palme (Islam)

„Da sandten wir unseren Geist zu ihr.
Der erschien ihr als ein ebenmäßiger Mann.
Sie sprach: 'Siehe, ich nehme beim Erbarmer
meine Zuflucht vor dir.
Wenn auch du ihn fürchtest!'
Er sprach: 'Ich bin doch der Gesandte
von deinem Herrn,
um dir einen reinen Knaben zu schenken!'
Sie sprach:
'Wie sollte ich einen Knaben bekommen,
da mich kein Mann berührt hat
und ich keine Hure bin?'
Er sprach: 'So! Dein Herr hat gesagt:
Es ist mir ein leichtes!
Damit wir ihn zu einem Zeichen
für die Menschen machen
und aus Barmherzigkeit von uns.
Und es ist eine beschlossene Sache.'

Und sie empfing ihn und zog sich mit ihm zurück
an einen entfernten Ort.
Und die Wehen zwangen sie
zum Stamm der Palme.





Jesus und Mohammed auf dem Weg zu Jesaja

Sie sprach: 'O wäre ich doch zuvor gestorben und ganz vergessen!' Da rief er unter ihr: 'Sei nicht traurig! Dein Herr hat unter dir ein Rinnsal gemacht. Und schüttle den Stamm der Palme zu dir, sie lässt frische, reife Datteln auf dich fallen! Und iss und trink und sei kühlen Auges! Und wenn du jemand von den Menschen siehst, dann sprich: Siehe, ich habe dem Erbarmer ein Fasten gelobt. Deshalb spreche ich heute mit niemandem.' Und sie kam mit ihm zu ihrem Volk, ihn tragend.

Sie sprachen: Maria! Du hast etwas Sonderbares getan, Schwester Aarons! Dein Vater war doch kein schlechter Mensch und deine Mutter keine Hure.' Da deutete sie auf ihn. Sie sprachen: 'Wie sollen wir mit einem sprechen, der, ein Kind, in der Wiege liegt?'

Er (Jesus) sprach: 'Ich bin der Knecht Gottes. Er hat mir das Buch gegeben und mich zum Propheten gemacht. Und er hat gemacht, dass mir Segen sei, wo immer ich bin, und hat mir das Gebet und die Sozial-Steuer geboten, solange ich lebe, und Liebe gegen meine Mutter. Und er hat mich nicht gewalttätig und unselig gemacht. Und Heil sei auf dem Tag meiner Geburt, auf dem Tag, da ich sterbe, und auf dem Tag, da ich zum Leben erweckt werde!' "

vgl. die Übersetzung Paul Schwarzenaus mit der von A.M. Ibn Ahmad Ibn Rassoul, oben bei den Weihnachtsgeschichten, S. 28

Die Geburt Jesu an der Palme (apokryphes Christentum)

Auf der Flucht nach Ägypten war Maria von der großen Sonnenhitze ermüdet und wünschte, unter dem Schatten eines großen Palmbaumes auszuruhen. Als sie sich darunter niedergelassen hatte, sah sie, dass die Palmkrone voller Früchte war, die aber viel zu hoch hingen, als dass Joseph sie hätte herunterholen können. Joseph seinerseits beklagte den Mangel an Wasser für seine Familie und die Lasttiere.

„Da sprach das Jesuskind, das mit fröhlicher Miene in seiner Mutter Schoß sass, zur Palme: 'Neige, Baum, deine Äste, und mit deiner Frucht erfrische meine Mutter.' Und alsbald senkte die Palme auf diesen Aufruf hin ihre Spitze bis zu den Füßen der seligen Maria, und sie sammelten von ihr Früchte., an denen sie sich labten. Nachdem sie alle ihre Früchte gesammelt hatten, verblieb sie aber in gesenkter Stellung und wartete darauf, sich auf den Befehl dessen wieder aufzurichten, auf dessen Befehl sie sich gesenkt hatte. Da sprach Jesus zu ihr: 'Richte dich auf, Palme, werde stark und geselle dich zu meinen Bäumen, die im Paradies meines Vaters sind. Und erschließe unter deinen Wurzeln eine Wasserader, die in der Erde verborgen ist, und die Wasser mögen fließen, damit wir aus ihr unseren Durst stillen.' Da richtete sich die Palme sofort auf, und eine ganz klare, frische und völlig helle Wasserquelle begann an ihrer Wurzel zu sprudeln. Als sie aber die Wasserquelle sahen, freuten sie sich gewaltig, und die löschten ihren Durst, sie selber, alle Lasttiere und alles Vieh. Dafür dankten sie Gott."

Aus: Pseudo-Matthäus, Übersetzung Oscar Cullmann, in: Hennecke-Schneemelcher, Neutestamentliche Apokryphen, I. Evangelien. Tübingen: Mohr 1959, 3. Aufl.

Die Geburt Abrahams: Das gewaltige Zeichen am Himmel (Judentum)

Terach (= Tarah), der Vater Abrahams, war ein großer Fürst und Feldhauptmann des Königs Nimrod, unter dem die Menschen angefangen hatten, den babylonischen Turm zu bauen. Die Mutter Abrahams trug den Namen Amathai. In der Geburtsnacht Abrahams kamen die Weisen Nimrods und seine Wahrsager zu Terach. Als sie sein Haus verließen, sahen sie am Himmel ein gewaltiges Zeichen. Ein großer Stern, der im Osten aufgegangen war, lief in großer Eile und verschlang vier Sterne, die von den vier Seiten des Himmels kamen. Die Weissager deuteten die Erscheinung auf das in dieser Nacht geborene Kind; es werde groß und fruchtbar werden und sich sehr vermehren und die großen Könige der Erde stürzen. Dieses sagten sie dem König Nimrod. Darauf schickte dieser einen Boten zu Terach. Terach kam vor den König, und der verlangte von ihm die Herausgabe des Knaben, um ihn zu töten. Terach aber bat um drei Tage Frist, die ihm der König auch gewährte. Nach dieser Frist gab Terach ihm ein eben geborenes Kind eines Sklaven, das der König in der Meinung, es sei Abraham, tötete. Seinen Sohn aber versteckte Terach in einer

Höhle, wo er ihn heimlich ernährte. Als Abraham zehn Jahre alt war, begab er sich aus der Höhle zu Noah und Sem, die damals noch lebten. Diese lehrten ihn die Erkenntnis Gottes.

Nacherzählt aus: Micha Josef Bin Gorion: Die Sagen der Juden. Frankfurt/M. 1962

Die Bedrohung Abrahams: Der Kindermord (Judentum)

Nimrod war ein Gottesleugner, der sich selbst für Gott hielt und verlangte, dass man ihn anbete. Zugleich war er ein Sterndeuter, der aus der Stellung der Sterne erkannte, dass in seinen Tagen ein Kind geboren werde, das sich gegen ihn erhebe und ihn besiege. Da ließ er seine Ratgeber zusammenkommen; die rieten ihm, ein großes Haus zu bauen und darin alle schwangeren Frauen seines Reiches gefangen zu halten. Gebar nun die Frau einen Knaben, so ließ er diesen schon auf dem Schoß seiner Mutter abschlachten. Gebar hingegen die Frau ein Mädchen, so wurde sie mit Geschenken entlassen. Auf diese Weise brachte er mehr als siebzigtausend Knaben um. Zu dieser Zeit wurde auch die Frau des Terach schwanger. Aber wie durch ein Wunder konnte man das Kind nicht fühlen. Jedes Mal wenn Terach seine Hand auf ihren Leib legte, ging das Kind nach oben, so dass er nichts fand. Als sich die Zeit der Wehen näherte, ging sie in die Wüste, wo sie in einer Höhle Abraham gebar. Von ihm wurde die ganze Höhle hell wie vom Sonnenschein. Die Frau zog danach ihr Kleid aus, wickelte ihr Kind darein und ließ es in der Wüste zurück. Als das Kind nun allein war und weinte, kam der Engel Gabriel, steckte ihm einen Finger seiner rechten Hand in den Mund, aus dem Milch quoll. Nach zehn Tagen konnte das Kind schon gehen und die Höhle verlassen, nach zwanzig Tagen war es bereits erwachsen. Zu der Zeit ging seine Mutter wieder zur Höhle, um zu schauen, was aus ihrem Sohn geworden sei. Da begegnete sie dem erwachsenen Abraham. Als sie ihm ihre Geschichte erzählte, sagte sie, sie habe gehofft, Gott werde sich seiner erbarmen. Als er sich seiner Mutter zu erkennen gab, bekannte er den gewaltigen Gott, der lebt und besteht, der lebt und nicht sichtbar ist. Dann schickte er seine Mutter zu Nimrod, dass sie es ihm kundtue. Diesen aber überfiel großes Zittern. Als er ein Heer von Streitern gegen Abraham schickte, breitete Gabriel Wolken und Dunkel zwischen ihm und seinen Verfolgern, die es nun nicht mehr wagten, gegen ihn zu streiten.

Nacherzählt nach Micha Josef Bin Gorion, s.o.

Die Sterngeburt aus der Lichthöhle (Zoroastrismus = Zarathustra-Religion)

Die Gläubigen des iranischen Propheten Zarathustra erwarteten aus dessen Familie die Geburt des „Großen Königs“ von einer Jungfrau am Ende der Zeiten. Nicht nur sein Zeichen ist der Stern, der heller ist als der Glanz der Sonne, sondern er ist der Heilskönig selbst. Davon erzählen die Magier, die Priester der Zarathustra-Religion (Zoroastrismus):

„Und als der Anfang des Monats kam, stiegen wir hinauf und gingen bis zur Spitze des Berges und standen vor dem Eingang der Höhle der verborgenen Mysterien und fielen auf unsere Knie und breiteten unsere Hände gen Himmel aus und beteten und verehrten in Schweigen, ohne Wort, den Vater der höchsten Größe, die unaussprechlich und unendlich ist bis in Ewigkeit. Am dritten Tage traten wir in die Höhle hinein zu den aufgespeicherten Schätzen, die vorbereitet waren als Geschenke für den Stern und zur Verehrung jenes Lichtes, auf welches wir warteten. Als aber die Zeit und die Vollendung dessen kam, was in den Schriften geschrieben steht, betreffs der Offenbarung des Lichts jenes verborgenen Sterns, wurden auch wir dessen würdig, dass er in unseren Tagen komme und wir ihn mit Freuden empfangen, wie uns von unseren Vätern befohlen war und wie wir auch in den Schriften gelesen hatten. Und jeder einzelne von uns sah wunderbare und verschiedene Visionen, die von uns vorher nie geschaut worden waren, aber deren Mysterien sich in den Schriften befanden, die wir gelesen hatten.

Und wir kamen, jeder einzelne von uns von seinem Wohnort, gemäß unserer früheren Gewohnheit, um zum Berg der Siege hinaufzusteigen und um uns zu taufen in der Quelle der Reinigung, um uns, wie wir gewohnt waren, zu waschen. Und wir sahen ein Licht in der Gestalt einer Säule von unaussprechlichem Licht, das herunterstieg und über den Mysterien stehen blieb.

Wir fürchteten uns und wurden erregt, als wir es sahen, und über ihm den leuchtenden Stern, von dessen Licht zu sprechen wir nicht imstande waren, da sein Licht um vieles heller war als das der Sonne. Und wir freuten uns und priesen und bekannten über die Massen den Vater der höchsten Größe, dass der Stern in unseren Tagen erschien und dass wir würdig gewesen seien, ihn zu schauen. Und wir stiegen hinauf und fanden die Säule des Lichtes vor der Höhle. Eine große Furcht fiel wiederum über uns her, und wir fielen auf unsere Knie und breiteten unsere Hände aus, unserer früheren Gewohnheit gemäß, und schweigend priesen wir die Vision seiner Wunderdinge. Und wiederum sahen wir, dass der Himmel sich öffnete wie eine große Pforte, und sahen herrliche Männer, die den Stern des Lichtes auf ihren Händen trugen. Und sie stiegen herab und standen über der Säule des Lichtes. Und der ganze Berg war von seinem für einen menschlichen Mund unaussprechlichen Licht erfüllt.

Und es näherte sich vor unseren Augen von der Säule und dem Stern her etwas wie die Hand eines kleinen Menschen, was wir nicht imstande waren zu betrachten, und stärkte uns. Und wir sahen den Stern in die Schatzhöhle der verborgenen Mysterien eingehen, und die Höhle wurde über alle Massen licht. Und von uns wurde eine demütige und sanfte Stimme gehört, die zu uns rief und sagte: 'Tretet in Liebe ein, ohne Sorge, und schaut eine große und wunderbare Vision!' Durch das Wort der Stimme wurden wir ermutigt und gestärkt. Und wir traten hinein, indem wir uns doch fürchteten, und beugten unsere Knie an der Öffnung der Höhle wegen der Fülle des Lichts.

Und nachdem wir auf sein Wort aufgestanden waren, erhoben wir unsere Augen und sahen dieses für den Mund der Menschen unaussprechliche Licht. Und indem es sich verdichtet hatte, erschien es uns wie die Glieder eines kleinen und demütigen Menschen und sagte zu uns: 'Friede über euch, Genossen der verborgenen Mysterien.' Und wiederum waren wir durch die Vision erstaunt. Und er sagte zu uns: 'Seid nicht durch die Vision, die ihr geschaut habt, bekümmert, dass dieses unaussprechliche Licht euch erschienen ist, das der Stimme des verborgenen Vaters der höchsten Größe gehört. Und wiederum ist euch erschienen, dass es sein Licht in seinem Glanzwesen verdichtet hat, und es ist euch in der Gestalt eines kleinen und demütigen und schwachen Menschen erschienen, weil die Bewohner der Welt nicht imstande sind, die Herrlichkeit des Eingeborenen Sohnes des Vaters der Größe zu schauen, wenn er ihnen auch in der Gestalt ihrer eigenen Welt erscheint.' "

Aus der syrischen Chronik von Zuqnin. Iranische Geisteswelt. von Geo Widengren (Hg.), Baden-Baden 1961

Die Sterngeburt vom Berg Vaus¹ (apokryphes Christentum)

Es wird erzählt: die Kinder Israel hätten nach ihrem Auszug aus Ägypten viele Reiche unterworfen. Infolgedessen habe sich ihnen kein Volk des Morgenlandes zu widersetzen gewagt. Im Orient aber habe ein Berg, der Berg Vaus oder Berg des Sieges¹ gelegen. Tag und Nacht hätten die Inder darauf Wächter gesandt, um nach den Kindern Israel, wie später auch nach den Römern, zu spähen. Durch Feuer und Rauch warnten sie davor, wenn ein Feind ins Land der Inder eindringen wollte. Insbesondere achteten sie darauf, ob sie einen Stern oder sonst eine ungewohnte Lichterscheinung sehen würden; denn die Weissagung des Bileam war bis zu ihnen gedrungen.

Bileam, ein Priester der Midianiter und Prophet aus der Völkerwelt, hatte folgende Weissagung gegeben:

„So spricht Bileam, der Sohn Beors,
so spricht der Mann,
des Auge aufgeschlossen ist,
so spricht, der göttliche Reden vernimmt,
der die Gedanken
des Allmächtigen schaut,

hingesenken und enthüllten Auges:
Ich sehe ihn, doch nicht schon jetzt,
ich erschau ihn, doch nicht schon nah:
Es geht auf ein Stern aus Jakob,
ein Szepter erhebt sich aus Israel ..."

Die Sehnsucht nach diesem Stern wuchs von Tag zu Tag, da nach ihrer Meinung Bileam von der Berufung der Völker gesprochen habe. Zwölf weise Männer wurden schließlich ausgewählt, „die nicht allein auf den Stern achten sollten, sondern auch, dass sie gewahrten, wann der Mensch geboren werde, dem die Sterne dienen, und der Herr werden sollte über die Völker". Schließlich heißt es noch, dass der Berg Vaus „höher als alle andern Berge des Morgenlandes war", von dem man sich auch sonst manche Wunderdinge erzählte.

„Als nun in Bethlehem Christus geboren wurde, da ließ der allmächtige Gott, der allen denen nahe ist, die ihn wahrhaftig anrufen, jenen Stern aufgehen, den Bileam verkündet hatte. Sehnsüchtig hatten ihn seit langer Zeit die zwölf Sternkundigen auf dem Berge Vaus erwartet. Und es geschah, dass in der gleichen Nacht und zu der gleichen Stunde, in welcher der Herr geboren wurde, der Stern über dem Berge Vaus aufging. Langsam stieg er auf, wie ein Adler emporfliegt, und blieb den ganzen Tag unbeweglich über dem Berge stehen. Er erstrahlte wie die Sonne und erhellte die ganze Welt. Als die Sonne in den Mittag hinaufstieg, konnte sie ihn nicht verdunkeln, beide – Sonne und Stern – leuchteten in gleicher lichter Klarheit. Der Stern sah aber nicht so aus, wie er in unseren Kirchen gemalt wird, sondern es gingen viele lange Strahlen von ihm aus, die wie Fackeln brannten; und wie der Adler mit seinen Schwingen die Luft schlägt, so bewegten sich seine Strahlen. In sich trug er die Gestalt eines Kindleins, darüber das Zeichen des Kreuzes, und eine Stimme sprach aus dem Stern: 'Heute ist der Herr geboren, der König der Juden, der die Erwartung der Völker und ihr Herr ist – geht und suchet ihn und betet ihn an!'

¹ Berg Vaus (sprich „waus")= vielleicht eine Zusammenziehung aus dem Lateinischen von *Mons Victorialis*. Aus der Legende von den Heiligen Drei Königen des Johannes von Hildesheim; geschrieben zwischen 1364 und 1375.

Religionsgeschichtliche und psychologische Anmerkungen

Um die symbolischen Zusammenhänge deutlich werden zu lassen, sollten auch „Paralleltexte“ beachtet werden: Jesaja 9,6f und 11,6-9 und Vergils 4. Ekloge, *Asita in der Buddhaüberlieferung* (vgl. oben II.2., S. 43ff: Vom Prinz zum Erwachten, zum Buddha) und Simeon (Lukas 2,27-40),

sowie aus dem *Kindheitsevangelium des Thomas*: Geschichte von der Erschaffung der zwölf Spermale (dort Kap. 2), aber auch: Das göttliche Kind als Lausbub (dort Kap. 3-5, vgl. Lukas 2,41-51), schließlich Koran: Sure 3,49.

Das göttliche Kind als Archetyp

Das "göttliche Kind" ist ein Archetyp, ein im Unbewussten der Psyche verankertes Urbild, das, wo es in der Kunst, im Kult, im Mythos oder in der Legende auftritt oder sich in Träumen und Erlebnissen manifestiert, auf ein Geschehen in der seelischen Tiefe des Menschen zurückweist. Es bricht in das Bewusstsein ein und signalisiert eine Unruhe des Unbewussten, das auf eine Wandlung der Persönlichkeit oder auch der Gesellschaft drängt.

Es ist in der Regel verbunden mit dem Symbolbild der Muttergöttin, das sich uns als erstes aufdrängt, wenn wir den Archetyp des göttlichen Kindes erörtern. "Die Bedürftigkeit und Hilflosigkeit der kindlichen Natur und die schützende Seite der Mutter sind betont", schreibt *Erich Neumann* zu diesem Aspekt und führt dann eine Fülle von religionsgeschichtlichem Material an:

"Als Ziege ernährt die Muttergöttheit den kretischen Zeusknaben und schützt ihn vor dem fressenden Vater; den Horusknaben, der vom Skorpion gestochen wird, zaubert seine Mutter Isis ins Leben zurück, und die Maria schützt das göttliche Jesuskind, vor Herodes fliehend, ebenso wie Leto, die ihre göttlichen Kinder vor dem Zorn der feindlichen Göttin verbirgt. Das Kind ist Begleitgott der Großen Mutter. Als Kind und Kabire steht es neben und unter ihr, auf sie angewiesen und ihr Geschöpf. Noch für den Jünglingsgott ist die Große Mutter das Schicksal. Wieviel mehr für das Kind, dessen Natur es ist, der Mutter zu gehören und abhängiger Teil ihres Lebens zu sein. Am deutlichsten ist diese Symbolik, in der die Mutter das Wasser ist als das Meer, See und Strom, das Kind aber der von ihr umfasste, in ihr enthaltene, in ihr schwimmende Fisch."¹

Erich Neumann hat für den Aspekt des vollständigen Enthaltenseins des Kindes im mütterlichen Sein das uralte Symbol des *Urobóros*, der kreisartig in sich selbst gekrümmten Schlange, wieder in die Erinnerung gerufen und in das Zentrum seiner tiefenpsychologischen Betrachtungen gestellt. Eine recht eindrucksvolle Darstellung des Uroboros finden wir in einer alchimistischen Venediger Handschrift, sie zeigt die Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt, die zur Hälfte dunkel und hell gefärbt ist und in sich die Inschrift trägt: *Hen to pan* (Eins ist das All). Der Urobóros enthält noch ungeschieden alle Gegensätze in sich, ein Symbol für das ursprüngliche Sein, "das Umgreifende" (Karl Jaspers), für das Unbewusste, für das Pleroma (die Fülle), das noch alles in sich trägt, er ist der Schoss aller Dinge, das Ungestaltete, das Chaos, die Urmutter, die auch das Männliche in sich enthält.

In der christlichen Tradition wird dieser Aspekt nur noch abgeschwächt unter dem Bild der Madonna mit dem Jesusknaben empfunden. Sie stellt, wie E. Neumann sagt, "die gute Gebärende und Beschützerin" dar.

"Ein Konflikt ist noch nicht vorhanden, denn das ursprüngliche Enthaltensein des Kindes im mütterlichen Uroboros ist wirksam im Glück eines ungestörten aufeinander Bezogenseins." „Die Madonna“, fügt Neumann dann hinzu, "ist das Bild, welches das erwachsene Ich mit dieser kindlichen Stufe verbindet. Das kindliche Ich selber erfährt, entsprechend seinem noch unzentrierten Ich und Bewusstsein in diesem Stadium, noch den ungestalteten Charakter des mütterlichen Uroboros."²

Das Bild der Madonna mit dem göttlichen Kinde trägt daher in der abendländischen Überlieferung regressive Züge. Das hat u.a. zu dem mariologischen Defizit in der evangelischen Theologie und Frömmigkeit geführt. Der Ablösungsprozess von den Eltern, insbesondere von der Mutter, stellt eine der schwierigsten Lebensleistungen für den erwachsen werdenden Menschen dar und wird von sehr vielen, wenn nicht den meisten bis ins hohe Alter hinein nicht wirklich geleistet. Sohn und Tochter leisten, bildlich gesprochen, die "zweite Abnabelung" nicht und bleiben so Zeit ihres Lebens halbe Kinder, sie gelangen nicht zur vollen selbständigen Personwerdung.

Hanna Wolff hat unter diesem Blickwinkel in ihrem Buch "Jesus der Mann" den vulgären Protestantismus als "Rückfall in die Vaterbindung", den Vulgärkatholizismus hingegen als Rückfall in die Mutterbindung charakterisiert.³

"Mit dem freundlichen Jesuskind verbindet sich die ganze Härte einer verschärften Richtervorstellung. Der anmutig gelockte Knabe ist zugleich der Weltenrichter. Der gesamte psychisch geistige Horizont ist verdüstert. Das Ende, der Jüngste Tag der Endabrechnung kommt herauf. Man spürt schon die sengenden Endurteile, denen man nicht entrinnt. Totentänze und Todesmeditationen sind zahlreich, das verzehrende Feuer des Jenseits flammt schon ins Diesseits hinein."⁴

Es ist die unter der unabgelösten Mutterbindung unterdrückte Eros-Energie, die sich als Macht- und Vernichtungswille projiziert.

So zutreffend diese Ausführungen von Hanna Wolff unter dem Aspekt der Mutterbindung und der verdrängten und unterdrückten Anima, der weiblichen Seelenanteile im Manne, auch sind, es bleibt zu bedauern, dass sie sich ausschließlich auf das Bild des göttlichen Kindes im konstellierten Mutterarchetyp bezieht und von daher alle "Kindermystik" in Grund und Boden verdammt. Das göttliche Kind als Archetyp ist nicht nur die personifizierte anmutige kindliche Hilfsbedürftigkeit,

sondern es kann geradezu als Ausdruck der Persönlichkeit, die zu ihrem Selbst gefunden hat, als Ausdruck der völligen Seinsgewissheit und inneren Sicherheit auftreten. Konstituiert sich der von Hanna Wolff beschriebene Aspekt mehr in der ersten Lebenshälfte und den Problemen dieser Phase, so manifestiert sich der Archetyp des göttlichen Kindes als Ausdruck der Selbstfindung und des Geistes mehr im Zusammenhang mit den Problemen der zweiten Lebenshälfte. Ausdrücklich sagt C.G. Jung: "Der Geist kann bei beiden Geschlechtern auch in der Gestalt eines Knaben oder Jünglings auftreten. Sie kann positiv sein und hat dann die Bedeutung der 'höheren' Persönlichkeit, des Selbst."⁵

Schöpfung und Weisheit

Nach indischer Schau geht alle Weltentstehung davon aus, dass *Vishnu*, der höchste persönliche Gott, mit seinem Riesenleibe, ruhend auf der Weltenschlange, die *Ananta* (Endlos) und *Shesha* (Rest) genannt wird, auf den Wassern des Urozeans erscheint. In dieser Erscheinung wird er *Narayana* (Menschensohn) genannt. In ihm, dem riesigen Narayana oder Menschensohn, liegen alle Möglichkeiten der künftigen Welt und gehen aus ihm hervor. Die indische Sage erzählt, dass es dem weisen *Markandeya* gestattet wurde, den Riesenleib Vishnus zu durchwandern. Da geschieht es, dass Markandeya aus dem Munde des schlafenden Gottes in die Wasser des Urozeans fällt. Plötzlich erblickt er auf dem Dunkel der Wasserwüste ein strahlendes Kind, das unter einem Feigenbaum schlafend ruht. Wie er wieder hinschaut, sieht er, wie dieses Kind selbstvergessen und unbekümmert in den Wogen des Meeres spielt. Der Weise ist empört, dass das Kind ihn, den würdigen Alten, nicht ehrerbietig begrüßt. Dann aber enthüllt ihm der Knabe, dass er Narayana, der ewige Gott, ist, aus dem alles hervorgeht und in den alles wieder zurückfließt.⁶

Göttliches Spiel

Gott als spielendes Kind? Es gibt eine biblische Entsprechung. In den Sprüchen Salomos (8,22-23) stellt sich die personifizierte Weisheit (Sophia) Gottes mit den Worten vor:

"Der Herr schuf mich, seines Waltens Erstling,
als Anfang seiner Werke, vorlängst.
Von Ewigkeit her bin ich gebildet, von Anbeginn,
vor dem Ursprung der Welt.
Noch ehe die Meere waren, ward ich geboren,
noch vor den Quellen, reich an Wasser.
Bevor die Berge eingesenkt wurden,
vor den Hügeln ward ich geboren,
ehe die Erde gemacht und die Fluren
und die ersten Schollen des Erdreichs.
Als er den Himmel baute, war ich dabei,
als er das Gewölbe absteckte über der Urflut,
als er die Wolken droben befestigte
und die Quellen der Urflut stark machte,
als er dem Meer seine Schranke setzte,
dass die Wasser seinem Befehle gehorchten,
da war ich als Werkmeisterin ihm zur Seite,
war lauter Entzücken Tag für Tag
und spielte vor ihm allezeit,

spielte auf seinem Erdenrund
und hatte mein Ergötzen
an den Menschenkindern."



Als Gott die Welt schuf, da schaute er auf seine Weisheit als auf ein spielendes Kind, von dem er sich die Schöpfung vorspielen ließ. Dieses Spielen des Kindes stellt also die Urwirklichkeit, die Schöpfung nur die abgeleitete Wirklichkeit dar. Die reicheren Möglichkeiten Gottes und der Welt sind im spielenden Kind symbolisiert, dessen selbstvergessene Sicherheit alles überspielt, was der erwachsene Mensch den Ernst des Lebens nennt.

Von der Vorstellung des spielenden Kindes ist die des göttlichen Schelms oder Lausbuben nicht weit entfernt. Der kleine Krishna, die Menschwerdung des höchsten Gottes Vishnu, so wird erzählt, führte mit den Kindern des Dorfes freche Streiche durch, die die Geduld seiner Mutter Yashoda hart auf die Probe stellten. Sie banden den Kühen die Schwänze zusammen, hängten sich an die Euter und tranken Milch oder verfütterten die Butter an die Affen. Einmal verpetzten ihn seine Spielkameraden: Krishna habe Lehm gegessen. Die Mutter, die das ungezogene Kind bestrafen wollte, stellte ihn zur Rede: "Warum tust du das?" Aber Krishna behauptete steif und fest, er habe keinen Lehm gegessen, seine Spielkameraden schwindelten. Da verlangte die Mutter, dass er seinen Mund öffne. Er tat es wie ein gehorsames Kind, und die Mutter sah in seinem Munde die gesamte Schöpfung, das riesengroße Universum, den Weltenraum, die Sterne, die Planeten, Sonne und Mond, die Kontinente, die Gebirge und Meere.

Hat er nun geschwindelt? Ist in den Augen des Schöpfers nicht alle Schöpfung purer "Lehm"? Und Lehm ist wiederum nicht Lehm, sondern die ganze Gestaltenfülle, die man daraus machen kann.

Das mit dem Lehm, mit dem "Schmutz" spielende Kind, das wir nur zu oft bei seinen Spielen stören, weil es sich immer schmutzig macht – ein Bild des Schöpfertums Gottes und seines Jenseits von Gut und Böse, der immer noch in spielenden Menschen seine Welt weiterschafft.

Häufig wird uns auch berichtet, dass das Kind Krishna mit Riesenschlangen kämpft, deren Rachen aufspaltet oder auf deren hundert zischenden Häuptionen tanzt. In dem kleinen Kerl stecken Riesenkräfte, so dass er den Govardhana-Hügel mit einem Finger wie einen Regenschirm hoch emporhalten kann, unter dem die von einem Unwetter überraschten Dörfler Zuflucht finden.

Die Erzählungselemente bedeuten tiefenpsychologisch das genaue Gegenteil einer regressiven Muttergebundenheit, vielmehr freie, geradezu spielerische Überlegenheit. Es ist das Kind, das die Umschließung durch die Mutter spaltet und selbstsicher hervortritt: das Bewusstsein, das sich aus dem Unbewussten gelöst und ein freies Verhältnis zu ihm gewonnen hat; der Kosmos, der aus dem Chaos hervortrat, das Licht, das aus der Finsternis siegend aufgestrahlt ist.

Apokryphe Jesusüberlieferungen

Das Bild des übermütigen göttlichen Knaben spielt auch in der apokryphen Jesusüberlieferung der *Kindheitserzählung des Thomas* eine Rolle. Die Gelehrten wissen in der Regel mit diesen Geschichten nichts anzufangen. Sie weisen auf Parallelen aus den Krishna- und Buddhalegenden hin und finden in Bezug auf die "Taten" dieses Jesusknaben:

"Je grobsinnlicher und verblüffender ein Wunder ist, desto Größeren Gefallen findet der Sammler an ihnen, ohne den geringsten Anstoß an ihrer Fragwürdigkeit zu nehmen" (so Cullmann für viele).⁷

Aber diese Erzählungen sind ihrem Gegenstand kongenial, scheinbar leichtgebaut und schelmisch.

Ich greife als Beispiel die Geschichte von der Erschaffung der zwölf Sperlinge (Kap. 2) heraus, mit der die Erzählungen des Kindheitsevangeliums beginnen. Da heißt es, dass Jesus im Alter von fünf Jahren an der Übergangsstelle eines Stromes spielte. Er leitete das vorüberfließende Wasser in Gruben zusammen und machte es durch sein Wort rein. Dann bereitete er aus weichem Lehm zwölf Sperlinge, und das alles am Sabbat. Viele andere Kinder spielten mit ihm. Ein Jude meldet die Sabbatschändung seinem Vater Josef, der will seinen Sohn zur Rede stellen; aber Jesus klatscht nur in die Hände, ruft den Sperlingen zu: "Fort mit euch!" Und die Sperlinge, die eben noch Lehm waren, fliegen mit Geschrei davon.

Der Sinn dieser Geschichte sei wenigstens angedeutet: Jesus spielt am Fluss des Lebens, an der Übergangsstelle zum anderen Ufer. Er ist es, der den Fluss des Lebens, der alle Menschen umschlingt und mit sich fortreißt, zum Stehen bringt. Der Strom des Lebens wird zum Wasser des Lebens, aus dem sich die Neuschöpfung vollzieht, die durch die zwölf Sperlinge symbolisiert wird. Jesus weist durch sein Spielen an der Übergangsstelle auf das andere Ufer, das Reich des Friedens. Die neugeschaffenen Menschen "fliegen" in alle Welt hinaus, ihr Gesang ist die Botschaft Jesu.

Künftige Heilszeit

Wir sagten zu Anfang, dass der Archetyp des göttlichen Kindes eine Wandlung der Persönlichkeit signalisiert. Wie der Mensch in seinem Kinde ein zweites, neues, jüngerer Exemplar seiner selbst erblickt, so konstatiert sich im Archetyp die Wieder- und Neugeburt bzw. die Geburt von oben, die höhere Persönlichkeit oder das Selbst. Im Selbst aber vereinigen sich die Gegensätze, der weibliche Seelenanteil wird mit dem männlichen ausgeglichen und versöhnt. Anima und Animus werden gleichgewichtig. Der Mensch nähert sich der Ganzheit der Persönlichkeit, die Existenz rundet sich aus.

Das Bild der Mutter mit dem Kinde erhält unter diesem Aspekt einen anderen Sinn, nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für die Gesellschaft, es kündigt die hereinbrechende Heilszeit an:

"Denn ein Kind ist uns geboren,
ein Sohn ist uns gegeben,
und die Herrschaft kommt auf seine Schulter,
und er wird genannt:
Wunderrat, starker Gott,
Ewigvater, Friedefürst" (Jesaja 9,6).

Ein Friedensreich der Gerechtigkeit wird im Zeichen dieses Archetyps hereinbrechen, in dem die Gegensätze ausgeglichen sind, was zugleich ja auch die Einzelnen voraussetzt, die sich zur höheren Persönlichkeit der Wiedergeborenen wandeln lassen.

Eine bedeutende Stellung nimmt in der religiösen Überlieferung die Vision der mit der Sonne bekleideten Frau ein, die auf dem Monde stehend und zwölf Sterne über ihrem Haupt, den

Messiasknaben gebiert, bedroht von dem feuerroten Drachen (Johannes-Apokalypse Kap. 12). Mitten in das Anschwellen der apokalyptischen Ängste und der Herrschaft des Antichristen ist das Bild der Frau hineingestellt, die zugleich alle Zeichen der konstellierten Ganzheit trägt, Licht und Dunkel, Tag und Nacht sind vereint (Sonne und Mond), während sie den neuen Menschen, den Heilsbringer gebiert. Auf die tiefe Deutung, die C.G. Jung dieser Vision in "Antwort auf Hiob"⁹ gegeben hat, kann hier nicht eingegangen werden.

Der „Raddreher“ im Buddhismus

Den messianischen Erwartungen der Bibel, die im Zeichen des göttlichen Kindes stehen, entspricht im Buddhismus die doppelte Erwartung eines Cakravartin (Raddreher), der als Heilskaiser oder als Buddha die Welt zum Heil führt. Darum sagen die zeichenkundigen Brahmanen über den neugeborenen Buddhaknaben:

"Dieser Prinz, o König, ist mit den zweiunddreißig Kennzeichen des Übermenschen begabt, und dem hiermit begabten Manne stehen ausschließlich zwei Wege offen: Wenn er das häusliche Leben wählt, so wird er ein weltbeherrschender König ... der wird dann diese Erde bis zur Weltmeergrenze, ohne Stock, ohne Stahl, in Gerechtigkeit siegend bewohnen. Wenn er aber aus dem Haus in die Hauslosigkeit hinauszieht, so wird er ein Vollkommener, ein Voll-Erwachter, einer, der den Kreislauf abgeworfen hat."⁸

Der Zyklus menschlichen Lebens

Kinder erinnern uns an unsere eigenen unverwirklichten Möglichkeiten, sie erinnern uns daran, dass wir auf höherer Ebene auf unseren Anfang zurückkommen sollen, "werden wie die Kinder" (Mt 18,3). Nur wenn wir mit ihnen den Weg der Selbstfindung und der Selbstverwirklichung gehen, werden wir ihnen wirklich helfen und ihnen nicht als "Schlangen", "Drachen", "schreckliche Mütter und Väter" im Wege sein, die mit besten Absichten nicht wissen, was sie tun.

"Die Herstellung der Ganzheit der Persönlichkeit", schreibt *Jolande Jacobi*, "ist eine Aufgabe des ganzen Lebensweges. Sie scheint eine Vorbereitung auf den Tod im tiefsten Sinne dieses Wortes zu bedeuten. Denn der Tod ist nicht weniger wichtig als die Geburt, und wie diese gehört er unzertrennlich zum Leben. Die Natur selbst, wenn wir sie nur richtig verstehen, nimmt uns hier in ihre schützenden Arme. Je älter wir werden, desto mehr verschleiert sich die Außenwelt, die stetig an Farbe, Ton und Lust verliert, und desto stärker ruft und beschäftigt uns die Innenwelt. Der alternde Mensch nähert sich immer mehr dem Zustand des Verfließens in das Kollektivpsychische, aus dem er als Kind einst mit schweren Mühen auftauchte. Und so schließt sich sinnerfüllt und zur Einkehr bereit der Zyklus des menschlichen Lebens, und Anfang und Ende fallen zusammen, wie das mit dem Bild des Urobóros, der Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beisst, seit urdenklichen Zeiten symbolisch ausgedrückt wurde."¹⁰

Anmerkungen

1. Erich Neumann: Ursprungsgeschichte des Bewusstseins, München: Kindler Taschenbuch 1977, S. 46
2. Ebendort, S. 46f.
3. Hanna Wolff: Jesus der Mann. Die Gestalt Jesu in tiefenpsychologischer Sicht. Stuttgart: Radius 1975, S. 163
4. Ebd. S. 46
5. C.G. Jung: Zur Phänomenologie des Geistes im Märchen, GW 9/1, Olten: Walter, 3. Aufl. 1978, S. 231
6. Vgl. das Kapitel "Die Wasser des Nichtseins" in Heinrich Zimmer: Indische Mythen und Symbole, Düsseldorf: Diederichs 1972
7. in: Hennecke-Schneemelcher: Neutestamentliche Apokryphen, 3. Aufl., I. Evangelien. Tübingen: Mohr 1959, S. 293
8. Mahapadana-Suttanta (Die große Lehrrede über Legenden) in: Buddha. Die Lehre des Erhabenen (Übers. P. Dahlke), München 1960, S. 71
9. C.G. Jung, Antwort auf Hiob, GW 11. Olten: Walter, 2. Aufl. 1973, S. 385ff.
10. J. Jacobi, Die Psychologie von C.G. Jung. Eine Einführung in das Gesamtwerk. Olten: Walter, 8. Aufl. 1978, S. 231f.

Literatur

- C.G. Jung und K. Kerényi: Einführung in das Wesen der Mythologie, Hildesheim 1982, 2. Aufl (Nachdruck).
- Paul Schwarzenau, Das göttliche Kind, der Mythos vom Neubeginn, Reihe Symbole, Kreuz Verlag, Stuttgart, 1. Aufl. 1984, 2. Aufl. 1988.
- Paul Schwarzenau, Das göttliche Kind, Berichtigung eines Missverständnisses aus religionspsychologischer Sicht, zuerst veröffentlicht in: Zeitschrift für Religionspädagogik (ZRP) 5/1981. Neu veröffentlicht in: Paul Schwarzenau, Welt-Theologie, Köln Weimar Wien: Böhlau 1998, S. 124-132, für ICT 18 überarbeitet.

II.5. Aus dem Islam

♦ Mohammed, Bote des einen Gottes (Variante I)

Die Legende von der Kaaba

In der Sandsteppe Arabiens liegt die Oasenstadt Mekka mit der Kaaba. Die Kaaba ist ein uraltes Heiligtum der arabischen Stämme. Die Araber erzählen sich von Mekka Geschichten, die an Geschichten aus der Bibel erinnern. Es sind Geschichten von Adam, von Noah und von Abraham.



Mekka, sagen die Araber, ist die älteste heilige Stätte der Welt. Sie geht auf Adam, den Stammvater der Menschen zurück. - Einst, so berichten sie, wanderte Adam durch das arabische Land. Da kam er an die Stätte und erblickte dort einen leuchtenden, weißen Stein. Ergriffen blickte Adam auf. Der hell leuchtende Stein erinnerte ihn an die Seele der Menschen, wie Gott sie geschaffen hatte, ehe er, Adam, in Sünde fiel und das Paradies verlassen musste. Er erinnerte ihn an den Glanz Gottes, den er damals schauen durfte, als in seiner Seele das Urwissen noch strahlte, das ihn mit Gott und der ganzen Schöpfung verband. Der Stein erinnerte ihn wieder an seinen Ursprung und die Erkenntnis leuchtete in Adam auf. „Gott hat mich an diese Stelle geführt und hat mir diese Stelle gezeigt, damit ich die Erinnerung wiedergewinne. Ich, meine Kinder und Kindeskindern sollen an die Stätte der Erinnerung kommen, damit wir unseren Ursprung nie vergessen!“ Siebenmal schritt Adam um den leuchtenden Stein herum. Aus erinnernder Seele rief er den Namen Gottes aus. Dann holte er Steine vom Berg Hira und baute aus ihnen ein würfelförmiges Haus um den heiligen Stein. Wegen seiner würfelförmigen Form heißt das Heiligtum Kaaba (= Würfel). Jedermann soll zu ihm wandern, sagen die Araber. Er soll es umschreiten und dabei den Namen Gottes ausrufen. Darum wird es seit der ältesten Zeit „Haus Gottes“ genannt.

Weiter erzählen die Araber: Als die Große Flut die ganze Erde bedeckte, schwamm Noahs Arche siebenmal um die heilige Stätte herum. Die Flut richtete ihr Zerstörungswerk an, aber die Fundamente blieben erhalten. Den heiligen Stein rettete Gabriel, der Engel Gottes.

Viertausend Jahre später irrte Hagar, die Stammutter der Araber, durch die Wüste. Hagar war Saras Magd gewesen. Dann wurde sie Abrahams Nebenfrau. Aber Abraham hatte sie verstoßen. In ihren Armen trug sie das verdurstende Söhnchen Ismael. Dem Tode nahe stürzte sie zu Boden. Verzweifelt rief sie Gott um Hilfe an. Da sprang zu ihren Füßen die Quelle Zemzem (= Semsen oder Zamzam) auf. Ihr Name malt das Rauschen der Quelle. Hagar hörte darin die Hilfe und die Nähe Gottes. Hagar und Ismael ließen sich in dem Tal nieder. Es war das Tal der Kaaba. Das stellte sich aber erst heraus, als Abraham nach dem Tode Hagers seinen Sohn Ismael besuchte. Abraham entdeckte unter den Trümmern das Fundament, das Adam gelegt hatte. „Hier ist das Haus des Einen Gottes“, sagte Abraham, „des Gottes vom Ursprung der Welt und der Menschen, den einmal alle verehrt haben. Wir müssen es wieder aufbauen.“ Zusammen mit Ismael stellte Abraham die Kaaba wieder her. Ismael empfing vom Engel Gottes den heiligen Stein zurück, der aber aus Trauer über den Götzendienst in der Welt zum schwarzen Stein geworden war.

Mekka

Zweitausend Jahre später hatte sich vieles geändert. Ein Nachkomme der Söhne Ismaels aus dem Stamm Kuraisch (Quraish) hatte die Stadt Mekka bauen lassen für sich und seinen Stamm. 360 Götterbilder standen nun im Kreis um das Haus Gottes herum.

Die Araber beteten zu diesen Göttern, zum Mondgott, zum Sonnengott, zur Fruchtbarkeitsgöttin, zur Schicksalsgöttin, zum Liebesgott, zu den Geistern und Seelen der Vorfahren.

Die Araber sagten: „Das sind die Söhne und Töchter Gottes. Gott hat sie gezeugt und ihnen die Herrschaft über die Welt gegeben. Er selbst ist weit weg. Erhaben thront er fern von uns und den Göttern in der Höhe. Wir sollen uns an die Götter halten. Die Götter bringen uns Glück. Sie helfen uns, wenn wir ihnen die Opfergaben bringen. Sie sind näher bei uns als Gott. Sie sind dazu da, dass sie uns helfen.“

Darüber vergaßen sie Gott, den sie aber immer noch den „Herrn des Hauses“ nannten. Nur wenn gewaltige Sand- oder Seestürme das Leben bedrohten, wenn übermächtige Feinde über den Stamm oder die Sippe herfielen, dann erinnerten sie sich wieder an Gott und riefen in der äußersten

Not seinen Namen an. Dann erinnerten sie sich, dass nur der Herr und Schöpfer des Lebens das Leben retten kann.

In großen Karawanen wanderten die arabischen Stämme Jahr für Jahr im Monat Ramadan zur Kaaba. Im Monat Ramadan herrschte Frieden unter den Stämmen. Alle Fehden zwischen den Stämmen und die Blutrache zwischen den Sippen mussten im Wallfahrtsmonat ruhen. Der Gottesfriede vereinigte dann die Stämme. Auf sicheren Wegen brachten die Karawanen neben den Opfergeschenken ihre Waren mit. In der Wallfahrtsstadt Mekka konnten sie kaufen und verkaufen. Datteln von den Oasen, Weihrauch aus dem Südreich der Könige von Saba, Waffen, Getreide und Öl, Stoffe aus Baumwolle, ja sogar Edelsteine und Seide aus Indien und China brachten die Karawanen aus Nord und Süd, West und Ost.

Die Rechnung der Kuraischiten war aufgegangen. Mekka, die Stadt im unfruchtbaren Tal der Sandsteppe, wurde zur reichen Stadt. Araber aus anderen Stämmen ließen sich in Mekka nieder. Auch Fremde, Christen und Juden erwarben das Wohnrecht. Sie alle lebten von den Wallfahrten und dem Karawanenhandel.

Aber die Kuraischiten blieben die Herren der Stadt. Die vornehmen Sippen des Stammes behielten sich das Recht vor, Wasser und Brot an die Wallfahrer zu verkaufen. Sie forderten dafür Wucherpreise. Nur gegen ein Wuchergeld gaben sie die Erlaubnis, in der Kaaba zu beten und Opfergaben darzubringen. Da sie immer mehr Geld an sich brachten, mussten die Ärmeren von ihnen leihen. Sie taten es nur zu einem Wucherzins von mindestens 50 Prozent. Sie kauften Waren auf und verkauften sie zu verteuertem Preis in fernen Landen. Dazu rüsteten sie Karawanen aus und kauften Sklaven, die die Karawanen auf den gefährlichen Wegen verteidigten.

So wurden die vornehmen Kuraischiten immer reicher und mächtiger. Zur gleichen Zeit nahm die Verarmung der übrigen Bevölkerung zu. Sogar weniger vornehme Sippen vom Stamm Kuraisch sanken in Armut und Elend. Die arm und ohnmächtig gewordenen Sippen mussten in besonderen Armenvierteln leben. Die reiche Stadt war mit Bettlern überfüllt.

Eine tiefe Unruhe erfüllte die Menschen in der Stadt. Wenn sie an das Heiligtum, an die Wallfahrten und an die 360 Götter dachten, dann mussten sie auch an die reichen Kuraischiten denken, die sie bedrückten und ausbeuteten. „Die Götter haben Mekka reich gemacht“, sagten die Kuraischiten. Aber in den Ohren der armen Bevölkerung klang es anders.

Schafft Gott auch heute noch? Ein Gespräch zwischen Mustafa und Jochanan

Juden und Christen bildeten in der Wallfahrtsstadt Mekka nur eine unbedeutende Gruppe. Auf ihren langen Karawanenreisen aber kamen die Mekkaner in die Länder der Christen. Dort gab es christliche Kirchen und jüdische Synagogen. Dort konnten sie mit den jüdischen Rabbinen und den Priestern der Kirche sprechen. Juden und Christen verehrten den Einen Gott, den Schöpfer der Welt und Herrn der Menschen.

Dass Gott am Anfang die Welt geschaffen hat, das war für die Mekkaner keine neue Botschaft. Das glaubten sie auch. Aber dass Gott auch heute noch schafft und darum der einzige Herr der Welt und der Menschen ist, das war für sie neu. Darüber kam es immer wieder zu leidenschaftlichen Gesprächen. Um uns eine Vorstellung von diesen Gesprächen zu machen, begleiten wir einen jungen Mekkaner auf seinen Geschäftsreisen. Wir nennen ihn Mustafa. Mustafa war ein reicher Kaufmann. Regelmäßig zog er mit seiner Karawane nach Syrien. In der Hauptstadt Damaskus, wo er sich länger aufhielt, lernte er den jüdischen Rabbi Jochanan kennen. Die ehrwürdige Gestalt des Rabbi machte auf Mustafa großen Eindruck. So fasste er sich ein Herz und lud den Rabbi zu sich in die Karawanserei ein. Dort, im kühlen weiten Raum des Hofes, kam es zwischen beiden zu folgendem Gespräch.

Mustafa: Es freut mich ehrwürdiger Rabbi, dass du meiner Einladung gefolgt bist. Es hat mich Mut gekostet, dich anzusprechen. In den Augen der Juden sind wir doch nur armselige Götzendiener, die den wahren Geist nicht kennen. Du bist trotzdem gekommen. Dafür danke ich dir.

Jochanan: Unwissenheit über Gott liegt auf euch, den Heiden. Gott ist der Schöpfer der Welt. Die Götter, die ihr an seiner Stelle verehrt, sind Nichtse. Sie können nichts schaffen. Gott aber schafft immer noch.

Mustafa: Das ist es ja, was ich dich fragen wollte. Wie kann denn Gott heute noch schaffen? Die Welt ist doch geschaffen. Gott hat auf der Erde die Menschen und im Himmel die Götter ins Leben gerufen, damit sich die Menschen auf Erden nach den Göttern im Himmel richten. Das ist die Ordnung, die Gott seiner Schöpfung gegeben hat. Die Götter und die Göttinnen der Völker sind seine Söhne und Töchter. Gott hat ihnen die Herrschaft über die Völker übertragen. Gott wollte, dass viele Völker auf der Erde entstehen. Darum gab er jedem Volk eigene Götter. Alles hängt im Leben eines Volkes von den Göttern ab. Sie allein ordnen unser Leben. Nur wenn wir uns nach ihnen richten, leben wir richtig. Das ist der Wille Gottes. Wehe dem Volk, das von der Götterreligion seiner Väter abfällt. Es geht zugrunde.

Mustafa hatte sich in Leidenschaft geredet. Da Jochanan nicht sogleich antwortete, fuhr er fort:

Ihr verachtet die Götter, die wir verehren. Ihr predigt Abfall von den Göttern, die Gottes Söhne und Töchter sind. Nicht wir, ihr seid in Unwissenheit über Gott. Feinde Gottes seid ihr. Ihr zerstört die Schöpfung.

Jochanan: Dein Eifer verrät Zweifel, lieber Mustafa. Schließlich hast du mich doch eingeladen, weil du mich etwas fragen wolltest, was dich schon lange beschäftigt. Du kannst dir nicht vorstellen, dass Gott auch heute noch schafft. Gott, so sagtest du, habe seine Schöpfung den Göttern anvertraut. Du hast damit sogar Recht und weißt doch nicht alles. Du weißt die Hauptsache nicht. Darum sage ich, dass Unwissenheit über Gott auf den Heiden liegt. In der Tora, unserem heiligen Buch, stehen die Worte, die unser Prophet Mose gesprochen hat:

Als der Höchste die Völker verteilte, als er die Menschen schied,
Da legte er die Grenzen der Völker fest nach der Zahl der Gottwesen (5. Mose 32,8).

Du siehst also, dass unser Prophet dir recht gibt. Aber dann fährt Mose fort und erzählt, was ihr nicht wisst:

Aber der Anteil des Herrn ist sein Volk, Israel ist sein Eigentum.
Der Herr allein leitete es, kein fremder Gott war mit ihm.

Wir, die Juden, sind der Beweis dafür, dass Gott auch heute noch schafft. Der Schöpfer der Welt ist der Schöpfer unseres Volkes. Wir nennen ihn Herrn, weil er unser Volk regiert, weil wir uns nur nach ihm richten und keine anderen Götter anerkennen. Darum sind wir ein anderes Volk als die vielen Völker, die ihren Göttern folgen. Wir sind das Volk des Herrn.

Mustafa: Verzeih, Rabbi Jochanan, du trittst für die Religion deines Volkes ein, wie ich für die Religion meiner Väter. Aber macht ihr euch nicht lächerlich, wenn ihr behauptet, Gottes Volk zu sein? Konnte Gott euch vor euren Feinden beschützen? Seid ihr nicht, ohne eigenes Land, unter die vielen Völker zerstreut? Euer Gott - ihr nennt ihn den Schöpfer der Welt - sorgt schlecht für euch.

Jochanan: Wir wohnen mitten unter den Völkern, weil Gott uns an diesen Platz gestellt hat. Wir sollen seine Zeugen sein. Durch uns ruft Gott allen Völkern zu, dass er die Menschen richtet nach Recht und Gerechtigkeit. Am Tage des Gerichts wird Gott die Völker und jeden Einzelnen an ihren Taten messen. Eure Götter werden euch dann nichts nützen. Nur eins wird zählen, ob wir Recht oder Unrecht, Gerechtigkeit oder Gewalttat, Menschlichkeit oder Unmenschlichkeit getan haben. Mit dem Friedensgruss wird Gott die Friedensstifter empfangen. Die Gewalttäter aber, die andere Menschen für nichts achteten, werden selber zunichte.

Mustafa: Ich höre dir gespannt zu, Rabbi Jochanan. Doch kann ich noch nicht sagen, dass mich deine Worte froh machen.

Jochanan: Unsere Tora sagt aber auch, dass Gott vorher einen anderen Propheten senden wird, einen Propheten wie Mose. Dieser Prophet wird mit allen Völkern den Gottesbund schließen und ihnen ein neues Gesetz geben, so wie Mose uns den Gottesbund und das Gottesgesetz gegeben hat. Durch diesen anderen Propheten wird Gott die Völker vereinigen. Alle Völker werden zu unserem Gott kommen. Sie werden ein einziges Volk sein. Was die Völker Gutes getan haben in ihrer Geschichte, das wird Gott in dem neuen Bund bewahren. Alles Böse und Ungerechte aber wird Gott ausscheiden.

Mustafa: Und wann denkst du, dass dieser andere Prophet kommen wird?

Jochanan: Jeden Tag!

Wie die Sterne weit

Die letzten Worte hatten Mustafa in eine große Aufregung versetzt. Wenn das wahr sein sollte, was der Rabbi gesagt hatte, dann stand eine große Wende im Leben der Völker bevor, dann würde alles anders werden, und er, Mustafa, würde es vielleicht noch erleben. Auf einmal erschien es ihm, dass sein Herz doch nicht so fest an den Göttern hing, wie er sich im Gespräch mit Jochanan ereifert hatte. Klein und eng kam ihm auf einmal die Welt vor, die die Götter beherrschten:

Volk neben Volk, Religion neben Religion. Mustafa, nun allein mit seinen Gedanken, schaute zu den unzähligen Sternen empor, die vom Nachthimmel in den Hof der Karawanserei leuchteten: „Soweit wie die Sterne geht die Macht des Einen, der sie schuf. Die Sterne gehen auf und unter, aber Gott ist wie ein Licht, das nicht untergeht.“

Der Priester Jakobus

Noch am folgenden Tag suchte Mustafa den christlichen Priester Jakobus auf. Auch die Christen verehrten den Einen Gott. Mustafa berichtete dem Priester von seinem Gespräch mit dem Rabbi. Dabei kam er auf den anderen Propheten zu sprechen, den Gott allen Völkern senden wird.

Jakobus: Gott hat diesen anderen Propheten, von dem Mose in der Tora spricht, längst gesandt. Im Evangelium, unserem heiligen Buch, heißt es: „Als die Erfüllung der Zeit gekommen war, sandte Gott seinen Sohn“ (Galaterbrief 4,4).

Jesus der Messias, nach dem wir uns Messianer, Christen, nennen, ist der von Gott gesandte Sohn. Das Evangelium nennt ihn den Sohn Gottes, weil durch ihn alle Menschen Söhne Gottes werden können. Jetzt, da ihr den Göttern dient, seid ihr nicht Söhne, sondern Knechte. Ihr müsst einer Weltordnung dienen, die vergehen wird. Gott aber hat längst das Neue angefangen. Alle Menschen sollen Söhne Gottes werden.

Jedes Volk ist, wie du selbst beschriebst, wie durch eine Schranke von den anderen Völkern getrennt. Die Völker sind Fremde für einander, nicht Brüder und Freunde. Weil Gott auch ein Fremder ist, den ihr nicht kennt, bleibt auch ihr euch fremd. Jesus, der Sohn Gottes, durchbricht diese Schranke. Er vereint die Völker zum neuen Gottesvolk.

Unter den Göttern seid ihr nicht mündig, sondern unmündig. Ihr bleibt unerwachsene Kinder, die die Gesetze der väterlichen Religion nicht brechen dürfen, weil ihr sonst befürchten müsst, aus eurem Volk ausgestoßen zu werden. Die Väter herrschen über euch, solange die Götter über euch herrschen. Durch Jesus, den Sohn Gottes, aber sollt ihr erwachsene Söhne werden, Söhne Gottes, eine neue Menschheit, die die alte Weltordnung ablöst.

Mustafa: Du und Jochanan beruft euch auf die Tora, auf Mose, der den Juden das Gesetz und den Gottesbund gegeben hat. Warum seid ihr nicht Juden geworden? Warum sind die Juden nicht Messianer, Christen, geworden? Wir sehen nicht, dass ihr wie Brüder miteinander umgeht. Es hat eher den Anschein, als wolltet ihr nichts miteinander zu tun haben, um nichts Schlimmeres zu sagen.

Jakobus: Dir will ich es verraten, lieber Mustafa, aber nur insgeheim, dass ich Freunde unter den Juden habe. Auch Rabbi Jochanan gehört zu meinen heimlichen Freunden. Noch sind wir zwei Völker, Juden und Christen. Das ist, wie das Evangelium sagt, ein großes Geheimnis, das Gott erst zu einer späteren Zeit auflösen wird, dann erst, wenn sich alle Völker zu dem Einen Gott bekehren. Gott hat ja dem Abraham versprochen, dass einmal alle Völker Abrahams Glauben annehmen werden. Abraham aber lebte 430 Jahre vor Mose und dem Gesetz, das Mose den Juden gab. Seit Jesus gekommen ist, so glauben wir, geht dieses Versprechen in Erfüllung. Jochanan aber sagt, die Erfüllung steht noch aus. Wir streiten darüber nicht, weil wir das Geheimnis Gottes achten müssen.

Mustafa: Auch ich will offen zu dir sein, ehrwürdiger Priester Jakobus. Es ist etwas, das mich an eurem Glauben stört. Seid ihr denn wirklich frei, freie Söhne Gottes? Ich höre stattdessen, dass ihr den Kaiser, der seine Hauptstadt stolz das Neue Rom nennt, als irdischen Stellvertreter des Messias Jesus anerkennt. Wer eurem Meister gehorcht, muss auch dem Kaiser gehorchen. Wenn der Kaiser seinen Thron besteigt, dann hält er in seiner Rechten das Zepter Christi und in seiner Linken das Abbild der Erdkugel mit dem Kreuz, das eure Religion bezeichnet. Euer Kaiser beansprucht die Herrschaft der Welt im Namen des Messias Jesus. Im Namen eures Glaubens führt er Kriege gegen die übrige Welt. Auch die Kirche muss ihm gehorchen. Wir aber sind freie Araber, die sich keinem Kaiser unterwerfen. Unsere Städte und Stämme brauchen keinen Kaiser. Sollen wir aus Knechten der Götter, Knechte des Kaisers werden?

Jakobus: Da du davon sprichst, lieber Mustafa, will ich dir preisgeben, was wir syrischen Christen vor den Kaiserlichen geheim halten. Wir knüpfen dabei an eine Weissagung an, die Jesus seinen Jüngern vor seinem Tode gegeben hat. In dieser Weissagung heißt es: Jesus, der bei Gott ist, wird noch einen anderen Gesandten Gottes senden. Der wird Jesu Werk vollenden. Einige unserer Freunde glauben sogar, aus Jesu Weissagung den Namen des künftigen Gesandten herauslesen zu können. Er wird „der Gepriesene“ heißen, das ist in unserer Sprache Munhamanna, in eurer Sprache Ahmed.

Abraham der Gottsucher

Als Mustafa bald danach wieder mit Jochanan zusammentraf, fragte er ihn nach Abraham.

„Abraham“, antwortete der Rabbi, „war ursprünglich ein Gottsucher, der an die aus Holz und Stein geschnitzten Götter seines Vaters Terach nicht mehr glauben konnte.“

Mustafa erinnerte sich nun, dass es im arabischen Volk geheimnisvolle Männer gab. Das Volk nannte sie Hanifen. Niemand wusste so recht, was das Wort Hanif bedeutet. Jedenfalls waren sie Gottsucher, nachdenkliche, grüblerische Menschen, die den Glauben an die Götter längst aufgegeben hatten. Die Hanifen hatten wie Mustafa mit Juden und Christen gesprochen. Einige kannten die heiligen Schriften der Juden und Christen. Auch sprachen sie von einem geheimnisvollen Buch, das Abraham geschrieben haben soll. Darin war von den Geheimnissen der Schöpfung die Rede. Gott hatte sie dem Abraham offenbart. „Abraham war ein Hanif“, sagten diese Männer. „Wir folgen der Religion Abrahams. Wir warten auf den Tag, an dem Gott die Religion Abrahams erneuern wird.“

Zu der Zeit, als Mustafa seine Gespräche mit dem Rabbi Jochanan und dem Priester Jakobus führte, war Mohammed 40 Jahre alt.

Mohammeds Jugend

Mohammed wurde um das Jahr 570 nach Christus in Mekka als Sohn des Abdallah und der Amina geboren. Mohammed bedeutet „der Vielgepriesene“¹. Seine Familie gehörte zu einem verarmten Seitenzweig der Kuraischiten. Abdallah starb noch vor der Geburt seines Sohnes. Abdallah bedeutet „Knecht Gottes“. Der Name des Vaters erinnerte Mohammed an den Einen Gott, den Herrn und Schöpfer der Welt. Weil Amina arm war und damals in Mekka eine Hungersnot herrschte, übergab Abd-al-Muttalib, Mohammeds Großvater, das Kind einer Amme aus einem benachbarten

Beduinenstamm. Dort wuchs Mohammed zusammen mit dem Sohn der Amme unter den Hirten des Stammes auf. Oft nahmen die Hirten die beiden Jungen mit, wenn sie ihre Herde in den Bergen der Steppe hüteten.

Als Mohammed sechs Jahre alt war, holte ihn die Mutter zu sich zurück. Doch noch im gleichen Jahr starb die Mutter. Mohammed war nun ein Waisenkind. Da nahm ihn sein Großvater zu sich. Doch schon nach zwei Jahren starb auch Abd-al-Muttalib. Nun sorgte sein Onkel Abu Talib für ihn.

Abu Talib besaß großen Einfluss in der Stadt. Er war der Besitzer eines reichen Handelshauses. Als Mohammed zwölf Jahre alt war, nahm ihn der Onkel zum ersten Mal auf eine Karawanenreise nach Syrien mit. Damit entschied der Onkel, dass Mohammed Kaufmann in seinem Handelsgeschäft werden sollte. Unter Abu Talib wuchs Mohammed zum Mann heran. Bald leitete er selbständig Karawanen im Auftrag seines Onkels. Die Karawanenbegleiter ordneten sich bereitwillig Mohammed unter. Sie schätzten seinen edlen Charakter, seine Hilfsbereitschaft und Aufrichtigkeit. Man konnte sich auf sein Wort verlassen. Darum hieß er bald überall im mekkanischen Volk Amin, der „Treue“.

Chadidscha (Khadidja)

Von Mohammeds Zuverlässigkeit hörte Chadidscha, eine Kaufmannswitwe. Chadidscha besaß ein großes Vermögen. Unter den kuraischitischen Frauen war sie die vornehmste und reichste. Jeder aus ihrer Sippe hatte es auf ihr Vermögen abgesehen. Aber Chadidscha dachte nicht daran, ihre Unabhängigkeit aufzugeben. Sie war eine entschlossene und tatkräftige Frau, die ein Geschäftsunternehmen zu leiten verstand. Darum schickte sie einen ihrer Diener zu Mohammed und machte ihm den Vorschlag, in ihre Dienste zu treten. Mohammed sollte als Karawanenbegleiter ihre Waren nach Syrien bringen.

Chadidscha hatte sich in Mohammed nicht getäuscht. Seine Geschäfte brachten nicht selten doppelten Gewinn. Mohammed bewunderte Chadidscha, er begann sie zu lieben. Chadidscha bewunderte Mohammed. Als sie erkannte, dass sie ihn mehr als jeden anderen Menschen liebte, bot sie ihm selbst die Ehe an. Damals war Mohammed 25 Jahre und Chadidscha 40 Jahre alt.

Selten ist eine Ehe so glücklich gewesen wie zwischen Mohammed und Chadidscha. Chadidscha hatte Mohammed reich und unabhängig gemacht. Aber sie gab ihm mehr. Sie wurde sein wirklicher Freund. Sie kannte Mohammed aus tiefstem Herzen. Ihre Liebe war wie ein starker Schutz, der sich um Mohammed legte. In Mohammed begannen sich nämlich tiefste Veränderungen vorzubereiten. Mohammed wurde anders. Es war, als müsste ein Mensch sterben und von neuem geboren werden; oder, wie Mohammed es später erzählte, als würde einem Menschen sein altes Herz aus dem Leibe gerissen und dafür ein neues Herz eingepflanzt.

„Ich glaube, ich bin ein Hanif geworden.“

Mohammed hatte das Leben der reichen und vornehmen Kuraischiten führen können. Aber es kam anders. Oft fand Chadidscha ihren Mann, wie er vor sich hin grübelte. Er bemerkte nicht, wie sie zu ihm eintrat. „Ich glaube, ich bin ein Hanif geworden“, sagte er einmal zu ihr (Hanif = Gläubiger an den Einen Gott in der vorislamischen Zeit).

In seinem Grübeln sah er sich wieder, wie er mit den Karawanen auf dem Rücken seines Kameles durch die Wüste ritt. Er sah den funkelnden Sternenhimmel der Wüste über sich in den Sommer Nächten. Nirgendwo leuchteten die Sterne mit solcher Macht. Es sind Sterne von durchbohrender Klarheit. Sie leuchteten in sein Inneres hinein, als durchbohrten sie ihn, jetzt, in der Erinnerung, noch stärker als damals, als seine Gedanken auch um die Geschäfte kreisten, die er für Chadidscha abgeschlossen hatte, und um die Waren, die er von weither nach Mekka brachte. Manchmal war es ihm aber auch, als stürzten die Sterne in einem einzigen Sternenfall in ihn hinein:

„Gott ist das Licht der Himmel und der Erde. Die Sterne sind seine Zeichen, die er geschaffen hat. Gott ist das Licht über dem Licht. Ich sehe das Licht, und ich sehe die Finsternis in mir. Die Sterne durchbohren mich und stürzen in mich hinein. Wie kann ich leben?“

Mohammed verlor die Freude an den Handelsgeschäften und an den üppigen Gastmählern der Reichen. Chadidscha ließ ihn gewähren. Sie vertraute ihrem Mann. „Wenn ein Mensch ohne äußeren Grund unruhig geworden ist, kommt diese Unruhe von Gott oder von einem Geist“, sagte sie, wenn man sie aufforderte, Mohammed von seinen Grübeleien abzulenken. „Mohammed ist ein guter und rechtschaffener Mann. Gott verlässt keinen Menschen, der die Wahrheit sucht.“ In dieser Auffassung wurde Chadidscha von ihrem Vetter Waraka bestärkt, der Christ geworden war und die Heiligen Schriften las.

Die Nacht Al-Kadr (Al-Qadr)

In der Nähe der Stadt liegt der Berg Hira. Mohammed zog es in die Einsamkeit hinaus, dort, wo er allein war, allein mit den Gedanken und Fragen, die ihn unruhig gemacht hatten. Vierzig Jahre war er inzwischen geworden. Aber noch wusste er die Antwort nicht. Würde Gott ihm antworten? In der Höhle des Berges durchwachte er die Nächte in religiösen Betrachtungen. Viele Tage hintereinander brachte er in der Einsamkeit zu. Oft kehrte er zu Chadidscha zurück, um sich Lebensmittel für dieselbe Anzahl von Tagen zu holen.

Im Monat Ramadan hielt sich Mohammed wieder in der Höhle auf. Es kam die Nacht, die die heiligste Nacht im Leben Mohammeds werden sollte, die Nacht Al-Kadr.

Die Nacht Al-Kadr ist die Nacht des Schicksals: Gott entschied über sein Leben. Die Nacht Al-Kadr ist die Nacht der Bestimmung: Gott bestimmte ihn zum Propheten.

Die Nacht Al-Kadr ist die Nacht der Macht: Gott ergriff Besitz von ihm. Später wird Mohammed von ihr sagen:

Weißt du, was das ist, die Nacht Al-Kadr?
Die Nacht Al-Kadr ist besser als tausend Monde.
Hinabsteigen die Engel und der Geist in ihr
mit Erlaubnis ihres Herrn,
alle seine Befehle.
Frieden ist sie, Heil, bis der Morgen aufglüht (Sure 97)²

Nach langem Wachen war Mohammed in Schlaf gesunken. Sein letzter Blick galt einem Stern, der groß über ihm leuchtete. Der Schlaf bereitete tiefe Nacht über ihn, als ginge der Stern unter, den er eben noch sah. Öfter schon hatte Mohammed Träume, ehe der Morgen aufglühte. Jetzt aber sah er es ganz deutlich. Ein Bote stand vor ihm, gewaltig an Kraft. In den Händen hielt er eine mit Schriftzeichen bedeckte Stoffrolle, ein Tuch wie aus Brokat, darauf die Buchstaben funkelten. Näher und näher trat der Bote an ihn heran. „Lies!“ rief der Engel mit mächtiger Stimme. „Ich kann nicht lesen“, rief Mohammed in Angst. Da presste der Bote Gottes das Tuch auf ihn. „Lies!“ rief er wieder. „Ich muss sterben“, antwortete Mohammed, „ich kann nicht lesen!“ Doch der Engel ließ nicht von ihm ab. Ihm war, als würgte ihn der Engel mit dem funkelnden Tuch. „Lies!“ hörte er zum dritten Mal. In Todesangst stieß er die Frage aus: „Was soll ich lesen?“ Dann aber hörte er, wie der Engel ihm vorsprach:

„Lies! Trag vor!
Trag vor in des Herren Namen,
Der euch schuf aus blutigem Samen!
Trag vor! Er ist der Geehrte,
Der mit dem Schreibrohr lehrte,
Was noch kein Menschenohr hörte.
Doch der Mensch ist störrischer Art,
Nicht achtend, dass Er ihn gewahrt.
Doch zu Gott führt einst die Fahrt.“ (Sure 96)³

Noch im Schlaf wiederholte Mohammed Wort um Wort, was ihm der Engel vorgesprochen hatte. Dann entfernte sich der Engel von ihm. Als Mohammed aufwachte, war ihm, als sei die Buchrolle in sein Herz herabgestiegen. Mohammed erhob sich noch in der Nacht. Er bestieg den Berg. Doch da, als er aufblickte, sah er am Horizont die Gestalt eines riesengroßen Mannes. Geblendet wendete er sich ab. Doch auch dort stand der Engel. Wohin er auch schaute, von allen Seiten blickte ihn der Engel an. Wohin sollte er fliehen? – Schließlich wich die Erscheinung.

Nur ein Wahrsager

Verstört kehrte Mohammed nach Hause zurück. War er besessen? War er geisteskrank geworden? Er stürzte zu Chadidscha. Er legte den Kopf auf ihre Knie. Sein Herz zitterte. „Ich fürchte für mein Leben!“ gestand er ihr. Mit stockender Stimme erzählte er sein Erlebnis. „Hüllt mich doch ein“, rief er zwischendurch immer wieder aus. „Hüllt mich doch ein, dass ich nichts mehr sehe! O Chadidscha, Chadidscha, ich sehe ein Licht und höre eine Stimme. Ich fürchte mich!“ Da aber tröstete Chadidscha ihren Mann. „Gott hat dich nicht verlassen. Du bist nicht besessen. Kein Wahrsagegeist ist in dich gefahren. Gott hat dich erwählt zum Propheten deines Volkes. Der Engel Gabriel ist zu dir gekommen, wie er zu Mose kam.“ Das sagte auch Waraka, Chadidschas Vetter. Zu ihm hatte sie eilig gesandt, dass er ihr helfe, Mohammed wieder aufzurichten.

War es wirklich der Engel oder ein Geist, der sich seiner bemächtigte? Hatte ihn wirklich Gott berufen oder sollte er einer der besessenen Wahrsager werden, die von Zeit zu Zeit das Volk von Mekka beunruhigten? Manchmal dachte Mohammed daran, seinem Leben ein Ende zu setzen.

Immer wieder tröstete ihn Chadidscha. Sie war die Erste, die ihm glaubte. Sie glaubte an seine Sendung, als Mohammed noch mit Zweifeln rang, ob Gott zu ihm gesprochen habe.

Dann aber sprach der Engel zu ihm ein zweites Mal. Diesmal sah er den Engel nicht, aber er hörte die Stimme:

Beim Morgen und bei der Nacht, wenn alles still ist.
Dein Herr hat dich nicht verlassen, auch hasst er dich nicht.
Fand er dich nicht als Waise, und nahm dich auf?
Fand er dich nicht im Irrtum und leitete dich?
Fand er dich nicht arm und machte dich reich?
So verkünde nun die Gnade deines Herrn! (Sure 93)

Drei Jahre lang verkündete Mohammed sein Erlebnis nur wenigen Vertrauten. Deutlich unterschied er zwischen seinen eigenen Gedanken und den Worten, die ihm die Stimme ins Herz herabsandte. Auf sie musste er achten. Er wollte nur das Werkzeug sein, durch das Gott die Botschaft weitergibt, die der Engel ihm vorsprach. Kein einziges Wort durfte sich da einmengen. Bis an sein Lebenswerk wird die Stimme über ihn kommen. Mal um Mal. Wenn die Verse, die er nachsprechen sollte, in ihn eindringen, stürzte er zu Boden, als läge ein Gewicht auf ihm, das ihn erdrückte. Gehüllt in seinen Mantel, vernahm er Wort für Wort. Er vergaß nicht eines. Dann erhob er sich und trug vor, nicht seine, sondern Gottes Verse:

Beim Stern, wenn er untergeht!
Euer Landsmann geht nicht in die Irre, und er betrügt sich nicht,
auch redet er nicht aus eigenem Antrieb.
Dies ist nichts anderes als eine Offenbarung, die offenbart ist.
Einer, der gewaltig an Kraft ist, hat ihn unterwiesen.
Einer der einsichtsvoll ist.
Er stand still in der Höhe des Himmels.
Dann näherte er sich und schwebte herab
und kam auf zwei Bogenlängen entfernt heran und noch näher
und offenbarte seinem Diener seine Offenbarung. (Sure 53)

Steh auf und warne!

In der Stille wuchs die Zahl der Anhänger des Propheten. Heimlich trafen sie sich in den Schluchten außerhalb von Mekka, um dort die Gebete zu verrichten, zu denen Gabriel den Propheten verpflichtet hatte. Die neue Religion konnte nicht länger verborgen bleiben. Damals herrschte eine Hungersnot in Mekka. Zu den Anhängern Mohammeds hatten sich viele Arme gesellt, die von den Kuraischiten als Gesindel verachtet wurden. Immer dringender hörte Mohammed die Stimme, die ihn aufforderte öffentlich zu mahnen:

O du im Mantel verhüllter, steh auf und warne! (Sure 74)
Sage: ich bin ein deutlicher Warner! (Sure 15)

Die Pochende

Da trat Mohammed aus seiner Verborgenheit heraus. Er stand im Hofe der Kaaba. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht. Bald war eine große Menschenmenge um ihn versammelt. Auch die Kuraischiten waren gekommen, um den Mann zu hören, der ihr Verwandter war. Aber gerade sie fuhr er in seiner Rede an:

„Gott hat euch reich gemacht durch sein Haus. Fürwahr, weit gemacht hat er sein Herz gegen euch. Ihr aber habt euer Herz eng gemacht. Ihr vergesst euer Volk, dem Gott dieses Haus gab wie euch. Ihr kümmert euch nicht um den Armen, ihr verstoßt den Bettler, unterdrückt die Waise. Ihr richtet mit zweierlei Recht, messt mit zweierlei Mass. Fürchtet euch! Fürchtet euch vor Gott und seinem Gericht. Ihr werdet Rechenschaft ablegen müssen, jeder einzelne von euch muss vor Gott Rechnung legen; denn die Stunde seines Gerichtes kommt. Euch beherrscht die Sucht nach Mehr, bis ins Grab denkt ihr an nichts anderes. Ihr werdet aufwachen aus den Gräbern. Schon pocht die Stunde des Gerichts. Wisst ihr, was das ist, die Pochende? An dem Tage werden die Menschen sein wie Motten, am Boden verstreut, und die Berge Wolle, die man zerzaust hat. Ja, aufwachen werdet ihr an dem Tage. Dann wird der, dessen Waage schwer ist, im angenehmen Leben sein; doch der, dessen Waage leicht ist, – seine Mutter: die Hölle! Glühendes Feuer!“ (Sure 102 und 101)

Die Kuraischiten schauten sich an: „Mit dem Tode ist alles aus. Was soll diese Rede?“ Einige lachten dem Propheten ins Gesicht: „Mit pochender Stimme redest du. Deine Aufgeregtheit wirkt komisch auf uns. Wo sind deine Beweise? Mit Worten triffst du uns nicht. Es sind leere Worte, die du sagst. Die Pochende, die Pochende, was ist die Pochende? Ein Dichter ist unser Verwandter geworden. Doch seine Verse sind schlecht!“

Dann aber geschah etwas, was keiner voraussehen konnte, auch Mohammed nicht. Die Gewalt der Stimme fiel über ihn. Mohammed fröstelte, sein Gesicht wurde blass, er stürzte zu Boden. Das

Gewicht eines Verses drückte ihn nieder. Er verhüllte sein Gesicht. Wort um Wort, Zeile um Zeile stieg der Vers in ihn herab. Eine unheimliche Stille *ergriff alle*. Dann erhob er sich und trug vor:



Allahu akbar – Gott ist größer

*Wenn die Sonne sich rollt zusammen,
sich verdunkelt der Sterne Flammen;
wenn die Berge rücken von ihrer Stelle,
und niemand achtgibt auf trachtige Kamele;
wenn die Tiere sich sammeln in Haufen,
wenn die Meere sieden und überlaufen;
wenn die Bücher sind aufgetan,
und abgestreift der Himmelsplan;
wenn Gott die Hölle zündet an
und den Garten lässt nah'n:
Dann erfährt jede Seele, was sie getan.*

(Sure 81)⁴

Starr vor Entsetzen über das Vorgefallene stand die Menge da. Einige aber warfen sich zu Boden vor dem Wort, das der Gesandte sprach.

Mohammed verkündet den Islam

Zu Anfang schwankten die Kuraischiten noch, wie sie sich zu Mohammed verhalten sollten. Schließlich war er ihr Verwandter und ein angesehener Mann. Einige zeigten sogar stolz auf ihn: „Der Mann aus unserem Geschlecht redet eine Botschaft vom Himmel!“. Andere dachten daran, dass Mekka Vorteile davon haben könnte, wenn man ihn gewähren ließ. Nun würden vermutlich noch mehr Wallfahrer von weit und breit zur Kaaba kommen. Auch leitete Abu Talib, Mohammeds Onkel, die Beratungen der Stammesältesten.

Da erhielt Mohammed den Auftrag, gegen den Götzendienst der Mekkaner zu predigen. Im Angesicht der 360 Götterbilder, die um die Kaaba standen, rief Mohammed aus: „Entfernt diese Bilder, stürzt sie ein! Reinigt Gottes Haus von den Götzen! Aus Unwissenheit haben eure Väter diese Bilder aufgestellt. Nun aber ist die Zeit der Unwissenheit vorbei. Gott bezeugt es. Ich hörte die Stimme des Geistes, die Stimme des gewaltigen Engels: Es ist kein Gott außer Gott! Die Engel, die Gottes Thron umstehen, rufen es Tag und Nacht: Es ist kein Gott außer ihm, dem Mächtigen und Weisen! Sprich zu den Mekkanern: Wir schicken keinen Gesandten, dem wir nicht offenbart: Es gibt keinen Gott außer mir, darum dienet mir!“

Die Feindschaft der Kuraischiten

Das war ein offener Angriff auf die Religion und - auf die Einkünfte der Kuraischiten. Sie versuchten Mohammed mit Geld zu bestechen und ihm eine führende Stellung in der Ratsversammlung anzubieten, wenn er nur von seiner Predigt gegen die Götter abließ. Vergebens.

Dann verlegten sie sich darauf, mit ihm zu diskutieren. „Auch wir glauben an Gott. Die Götter, die wir anbeten, sind seine Kinder. Seine Kinder sind Engel und Geister. Mit Recht nennen wir sie Götter.“

Mohammed entgegnete ihnen: „Gott ist kein Mensch, der Kinder erzeugt. Er zeugt nicht und wurde nicht gezeugt. Gott hat nicht Söhne und Töchter. Die Engel und Geister sind nichts anderes als seine Diener. Gott hat sie erschaffen, wie er alle Dinge im Himmel und auf Erden schuf. Ihm allein gehört das Königtum über Himmel und Erde, weil er allein der Schaffende ist. Er hat keinen Mitregenten. Er kennt nur Diener. Doch der Mensch ist ein undankbares Geschöpf.“

Als auch das nichts fruchtete, verspotteten sie ihn. „Schau dir doch deinen Anhang an! Lauter Pöbel der Stadt. Und was bist du denn anders als ein Emporkömmling! Gott hätte sich einen edleren Mann auswählen mögen, wenn wir ihm glauben sollen. Die Gesandten Gottes, von denen du faselst, kamen mit Wundern zu ihrem Volk. Welche Wunder kannst du tun?“

Mohammed ließ sich nicht verwirren: „Die früheren Gesandten, die Wunder getan haben, fanden keinen Glauben. ‚Ein Zauberer ist er‘, sagte das Volk zum Gesandten Gottes. ‚Wir bleiben bei der Religion unserer Väter.‘ Aber seht ihr denn nicht die Wunder Gottes, die unter euch geschehen? Die Wunder, die Gott mir gegeben hat, sind die Verse, die auf mich herabsteigen. Versucht doch einmal, auch nur einen einzigen Vers Gottes zu schaffen. Ihr könnt es nicht!“

Die Verfolgungen

An Mohammed wagten sich die Kuraischiten nicht zu vergreifen. Er gehörte zu ihrem Stamm, und Abu Talib schützte ihn, so gut er konnte. So ließen sie ihre Wut an den Armen und Sklaven aus, die kein Stammesrecht schützte. Sie warfen sie ins Gefängnis, folterten sie mit Schlägen oder legten sie in der Sonnenhitze nackt auf das heiße Pflaster.

Zu diesen gehörte der Negersklave Bilal. Mit einem mächtigen Stein auf der Brust lag er halb verdurstet in der Glut. Obgleich seine Kräfte schwanden, rief er unablässig: der Alleinige! der Alleinige! Abu Bakr, ein reicher Anhänger des Propheten, kaufte ihn los. Später wurde Bilal der erste Muezzin oder Gebetsrufer.

Den am meisten Bedrohten unter seinen Anhängern gab Mohammed den Rat auszuwandern. Sie fanden eine Zuflucht bei dem christlichen Kaiser von Abessinien. Dort konnten sie in Sicherheit ihren Glauben ausüben und Gott dienen. Die Kuraischiten versuchten zwar, den Kaiser gegen sie aufzubringen: „Hüte dich vor ihnen! Sie haben eine neue Religion erfunden, die uns ebenso wenig bekannt ist wie euch.“ Da fragte der Kaiser sie nach Jesus. Sie antworteten: „Wir sagen über ihn, was unser Prophet uns geoffenbart hat. Er ist der Gottesknecht, der Messias, Gottes Prophet, Gottes Geist, Gottes Wort, geboren von der Jungfrau Maria“. Ohne etwas beim Kaiser zu erreichen, mussten die Abgesandten der Kuraischiten nach Mekka zurückkehren.

Das Jahr der Trauer

Im Jahre 620 starben Chadidscha und Abu Talib. Es ist das „Jahr der Trauer“. Aber in diesem Jahr der tiefsten Verlassenheit sollte sich die Wende anbahnen. Ein gewaltiges Gesicht stärkte Mohammed. Wieder, wie am Anfang seiner Berufung, schaute er den Engel.

Vor seinem inneren Auge stand das Reittier Burak. Burak ist das Sinnbild des prophetischen Geistes. Auf ihm sollen alle Propheten geritten haben, wenn der Geist sie über die Welt hinaushob. Sein Huf setzt mit jedem Schritt so weit, wie der Blick reicht. Schon sah sich der Prophet auf Burak gehoben, und der Engel begleitete ihn. Er gelangte nach Jerusalem in der Schau. Dort waren Abraham, Mose und Jesus versammelt inmitten anderer Propheten. Mohammed trat als Vorbeter vor sie hin. Auf einer Lichtleiter stieg er empor bis vor den himmlischen Thron:

Und wahrlich, ich sah ihn den Engel,
bei dem Lotosbaum zur Rechten des Throns
über den kein Weg, neben dem der Garten.
Engelscharen bedeckten den Baum. (Sure 53)

Kurz danach, in der Wallfahrtszeit, ging Mohammed auf die Karawanenstrasse, um mit den arabischen Stämmen zu sprechen. Dabei traf er auf sechs Männer aus Medina. (Medina liegt etwa 300 km nördlich von Mekka.) Überrascht hörten die Männer ihm zu. Endlich ergriff einer von ihnen das Wort:

„Alles, was du sagst, ist wie für uns gesprochen. Wir leben in Medina mit den Juden zusammen. Es gibt fast so viel Juden wie Araber in unserer Stadt. Aber es ist kein Frieden zwischen uns und den Juden. Es müsste aber Frieden sein. Die Juden sind ein Schrift besitzendes Volk. In ihren Büchern steht das älteste Wissen der Welt aufgezeichnet. Sie verehren den Einen Gott und gesellen ihm keine anderen Götter bei, während wir den vielen Göttern anhängen. So gibt es keine Gemeinschaft zwischen ihnen und uns. Oft entsteht Streit mit unseren jüdischen Mitbürgern. Sie aber drohen uns dann mit den Worten: ‚Bald wird ein Prophet von Gott gesandt werden. Sein Kommen steht bevor. Dann wird Gott alle Ungerechtigkeiten, die ihr an uns begeht, richten.‘ Du bist der Prophet Gottes. Wir wollen deine Helfer sein. Vielleicht kann Gott das Volk unserer Stadt, Araber und Juden, durch dich einen.“

Die Männer kehrten nach Medina zurück. Sie erzählten ihren Stammesangehörigen von Mohammed. Bald gab es bei ihnen keine Familie mehr, in der man nicht vom Propheten sprach. Die Zahl der „Helfer Gottes“, wie Mohammed sie nannte, wuchs in Medina. Immer mehr Menschen flüchteten aus Mekka. Sie stellten sich unter den Schutz der „Helfer“.

Die Auswanderung (Hidschra)

Im Jahre 622 erschien in Mekka eine große Gesandtschaft aus Medina. Sie gingen zu Mohammed und baten ihn, in ihre Stadt zu kommen. „Sei du unser oberster Ratgeber, sei unser geistiges Oberhaupt“, baten sie ihn. „Nur du kannst unsere Stämme einigen. Nicht mehr im Namen der Sippen und Stämme mit ihren ewigen Fehden, sondern im Namen Gottes. Stifte im Namen Gottes Frieden unter uns und mit den Juden!“

Mohammed zögerte. Sollte auch er nach Medina auswandern wie die meisten seiner Anhänger vor ihm? Mohammed wusste, dass er in der fremden Stadt nicht mehr unter dem Schutz seiner Sippe stand. Seine Anhänger, die nicht mit ihm blutsverwandt waren, die „Helfer“ und die

Ausgewanderten, die würden ihn schützen. Aber wenn es der Partei der Götzenanbeter auch dort gelänge, sich gegen ihn zu erheben, dann war vielleicht alles verloren.

Es war noch ein anderer Grund, der Mohammed warten ließ. Vielleicht könnte er, wenn Gott will, in Medina Frieden stiften. Aber niemals würden die Kuraischten dabei tatenlos zusehen. Schon immer hatten sie alles unternommen, um Medina vom Handel und den Karawanen auszuschalten. Würden sie dazu auch noch imstande sein, wenn in Medina Frieden herrscht? Sie würden das nicht hinnehmen, sie würden Krieg führen gegen die Stadt. Sie würden den Karawanen den Weg versperren. Sie würden ein Heer gegen die Stadt senden. Sie würden mit seinen Feinden paktieren.

Er würde also, wenn er nach Medina auswanderte, Frieden stiften und - Krieg führen müssen. Hatte er dazu die Erlaubnis? Nur mit den Versen Gottes hatte er bisher gekämpft. Dann aber hörte er die Stimme:

Gott sorgt für die Verteidigung der Gläubigen. Ihnen ist die Erlaubnis zum Kampf erteilt. Ist ihnen doch vorher Unrecht geschehen. Gott hat die Macht, denen zu helfen, die man aus ihren Wohnungen vertrieb, nur weil sie sagten: Unser Herr ist Gott. Hinderte Gott nicht Menschen durch Menschen, längst wären zerstört die Klöster und Kirchen, Synagogen und Stätten, in denen der Name Gottes ausgerufen wird allezeit. Gott hilft denen, die ihm helfen. Er ist mächtig und stark. (Sure 22)

Die Kuraischten erkannten die Gefahr. Sie beschlossen, ihn umzubringen. Im „Haus des Rates“ wurde das Bluturteil gefällt. Aus jedem der Stämme wurde ein Mann ausgewählt, die zusammen das Attentat ausführen sollten. Tag und Nacht hielten sie sich in der Nähe seines Hauses auf. Aber um Mitternacht gelang es Mohammed, unerkannt zu entkommen. Abu Bakr begleitete ihn. Am Morgen nahmen die Kuraischten die Verfolgung auf. Gleichzeitig setzten sie ein Kopfgeld gegen ihn aus. Drei Tage lang hielten sich Mohammed und Abu Bakr in einer Gebirgshöhle versteckt. Die Verfolger eilten an der Höhle vorbei. Eine Spinne hatte den Eingang mit einem dichten Netz überzogen. Endlich kam Bilal, der ehemalige Negersklave, mit schnellen Reitkamelen zur Höhle. Nach sieben Tagen langten sie in Medina an.

Eine große Menschenchar sammelte sich um den Propheten. Während er eintritt, drängten sich die Sprecher der verschiedenen Sippen an ihn heran. Jeder wollte, dass er bei ihnen wohne. Aber Mohammed forderte sie nur auf, seinem Tier den Weg freizugeben. Er ließ ihm den Zügel frei. Da geschah es, dass das Kamel plötzlich niederkniete und seinen Hals auf die Erde legte. Jetzt erst stieg der Prophet ab. Er warf sich nieder zum Gebet. Er ordnete an, dass an dieser Stelle die erste Moschee errichtet werde. Damit keine Sippe auf ihn Anspruch erheben konnte, kaufte er ein Stück Land, auf dem er für sich ein bescheidenes Haus bauen ließ.

(Historisch gesehen hat sich die „Flucht“ eher als Auswanderung vollzogen.)

Die neue Verfassung von Medina

Mit großer Begeisterung gingen die Anhänger des Propheten an den Bau der Moschee. Mohammed selbst legte mit Hand an. Schon am darauffolgenden Freitag war der Bau soweit fortgeschritten, dass sie den ersten Gebetsgottesdienst in ihr halten konnten.

Mohammed sprach zum Volk: „Gott schließt einen Bund mit euch, der Gemeinde von Medina.“

An den folgenden Tagen schrieb Mohammed die Urkunde, die Stadtverfassung von Medina, die das Leben der Bürger neu ordnen sollte (vgl. dazu den Teilabdruck der Urkunde unten in Variante II).

„Gott billigt diese Urkunde. Gott schützt jeden, der aufrichtig ist. Und Mohammed ist der Prophet Gottes.“

Die neue Gemeinschaft

Mohammed war fest davon überzeugt, dass Gott zu ihm spricht, wie er einst zu Abraham, Mose und Jesus gesprochen hat:

„Jedem Volk schickt Gott, wenn die Zeit dafür gekommen ist, einen Propheten. Jedem Propheten offenbart er seine Worte. Juden und Christen erzählen ja vom Buch des Abraham, vom Buch des Mose und vom Buch Jesu. Jetzt ist die Zeit gekommen, dass Gott den Arabern den Propheten sendet. Was Mose für die Juden, das soll ich für die arabischen Stämme sein. Aber es ist nur ein Gott. Alle sind in Wirklichkeit Muslime, wenn sie ihren Propheten folgen, wenn sie Gott ganz ergeben sind. Gott gesellt zum Volk der Juden und zum Volk der Christen das Volk der Araber hinzu. Jedem seine Religion - und doch ein Gott, eine Gemeinschaft der Bekenner des Einen. Friede, Gemeinschaft wird sein zwischen den Völkern Gottes. Sie sind doch in Wahrheit ein Volk!“

Den Gottesdienst in der Moschee richtete Mohammed so ein, dass er in vielem dem Gottesdienst der Juden ähnlich war. Er führte das Morgen-, Mittag- und Abendgebet ein, wie es auch bei den Juden Brauch war. (Erst später erweiterte er die täglichen Gebete auf fünf.) Beim Gebet sollten sich die Gläubigen wie die Juden mit dem Blick nach Jerusalem zur Erde werfen. (Erst später führte er

die Gebetsrichtung nach Mekka ein.) Er schrieb einen Tag für das Fasten vor. Auch darin folgte er dem jüdischen Brauch. Den Freitag bestimmte er zum Tag des Gottesdienstes für die Muslime, wobei er daran dachte, dass Gott den Juden den Samstag (Sabbat), den Christen den Sonntag zum Tag gegeben hat.

Es war bei den Juden Brauch, mit einer Trompete zum täglichen Gebet aufzurufen. Mohammed dachte zuerst daran, diesen Brauch zu übernehmen. Dann aber trat ein Mann zu ihm, der ein Traumgesicht empfangen hatte, Mohammed beauftragte Bilal, alles so auszuführen, wie es dem Mann im Traum gezeigt worden war. Bevor es dämmerte, bestieg Bilal das höchste Haus bei der Moschee, sobald er das Frühlicht erblickte, streckte er seine Arme aus und rief:

„Allahu akbar, Allahu akbar, Allahu akbar (Gott ist größer) Ich bekenne, dass es keinen Gott gibt außer Gott! Ich bekenne, dass es keinen Gott gibt außer Gott! Ich bekenne, dass Mohammed der Prophet Gottes ist! Ich bekenne, dass Mohammed der Prophet Gottes ist! Auf zum Gebet! Auf zum Gebet! Auf zum Heil! Auf zum Heil! Allahu akbar, Allahu akbar! Es gibt keinen Gott außer Gott!"

Bei den Juden galt das Wort: „Barmherzigkeit (Almosen) errettet vom Tode." Dabei dachten sie an den Tag Gottes, wenn er die Menschen richtet, und an die Armen in ihrer Gemeinschaft, die nicht umkommen sollten. Mohammed empfing dieses Wort neu aus dem Munde des Engels:

O Gläubige, gebt Almosen von den Gütern, die ihr erwerbt, und von dem, was wir euch aus der Erde Schoß wachsen lassen. Was ihr an Almosen gebt, ist für eurer Seele Heil; was ihr gebt, gebt nur in der Absicht, einst Gottes Antlitz zu schauen. Was ihr den Armen Gutes tut, wird euch einst belohnt werden. (Sure 2)

Nicht nur den Schutz ihrer Sippen, die oft selbst verarmt waren, sollten die Armen wie bisher erfahren. Die neue Gemeinschaft sollte für jeden einzelnen eintreten. Doch sollte die Sorge für die Armen nicht dem Belieben der Reichen überlassen bleiben. Wer sich zum Islam bekannte, war verpflichtet, Almosen zu geben und eine hohe Armensteuer zu bezahlen, die sich nach seinem Besitz richtete und genau geregelt war. Es war eine gerechte Besteuerung der Reichen. Mohammed schuf damit eine Sozialhilfe, die über mehr als ein Jahrtausend die beste Sozialversicherung der Welt war.

Haltet fest am Seile Gottes, an seiner Leitung. Lasst nicht los davon. Denkt an die Wohltaten, die Gott euch erwiesen hat. Ihr wart Feinde. Aber Gott vereinigt eure Herzen. So seid ihr Brüder geworden. Ihr seid die beste Gemeinschaft, die unter den Menschen entstand. Ihr werdet glücklich sein. (Sure 3)

Sollte sich Mohammeds Erwartungen erfüllen? Unbedingt sollten die Juden zur neuen Gemeinschaft dazugehören, in Medina und wo immer Mohammeds Botschaft Menschen zum Islam führte. Sie sollten Juden bleiben und mit den Muslimen ein Brudervolk werden. Sie sollten nur anerkennen, dass Mohammed von Gott seinen arabischen Brüdern gesandt worden ist. Es kam zu leidenschaftlichen Unterredungen mit den Juden. Sie sagten: Du bist nicht der Prophet Gottes. Du bist der falsche Prophet. Deine Worte stimmen nicht mit der Tora überein.

Je mehr die Botschaft des Propheten über Medina hinaus in den arabischen Städten und bei den Beduinen gehört wurde, hoffte Mohammed nun auf die Zustimmung der Christen. Unbedingt sollten die Christen zur neuen Gemeinschaft dazugehören. Sie sollten Christen bleiben und mit den Muslimen ein Brudervolk werden. Doch auch die Christen verweigerten ihm die Anerkennung: Du bist nicht der Prophet Gottes. Du bist der falsche Prophet. Du lehrst nicht recht über Jesus. Jesus ist der Sohn Gottes.

Mohammed hatte den Auftrag erhalten, eine neue Gemeinschaft zu gründen, die Menschen aus vielen Stämmen einigte. Alle, Juden, Christen und Muslime, sollten den Einen Gott ausrufen und dadurch Brüder werden. So wie der Ruf des Muezzin über die Stadt erschallt: Allahu akbar, Gott ist Größer! - so sollten die Menschen Gottes Gegenwart verwirklichen in der neuen Gemeinschaft, in der einer dem anderen beisteht. Mohammed, der Prophet, wollte nichts anderes sein als ihr Gefährte und Bruder.

Um die neue Gemeinschaft zu gründen, musste er sie verteidigen. Er musste Krieg führen. Sollte er aber auch die Menschen mit Gewalt zum Islam bekehren? Die Herrscher der damaligen Zeit hielten es für ihr Recht, die Menschen durch Gesetze, Unterdrückungen und Todesurteile zur Staatsreligion zu zwingen. Nur so glaubten sie, ihre Herrschaft dauerhaft zu machen: Ein Herrscher - Eine Religion! Obwohl Juden und Christen Mohammed ablehnten, hielt er daran fest, sie als Brudervölker zu betrachten, sie haben Gottes Wort, sie sind „Leute der Schrift" oder „Schriftbesitzer", wie Mohammed sie nennt.

„All denen – seien es Muslime, Juden, Christen – wenn sie nur an Gott glauben, an den Jüngsten Tag und das Rechte tun, wird einst Lohn von ihrem Herrn, und weder Furcht noch Traurigkeit wird über sie kommen... Zwinget keinen zum Glauben."

So lautet der Vers (Sure 2), den Mohammed hörte. Nichts durfte ihn verleiten, von dem abzuweichen, was der Vers ihm auftrug. „Zwinget keinen zum Glauben!“ Nur der Götzendienst hatte zu verschwinden.

Mohammed dachte an die Zeit zurück, da er ein Hanif geworden war, einer wie Abraham. Verbindet nicht die Religion Abrahams Juden, Christen und Muslime? Abraham lebte ja, bevor Mose die Tora und Jesus das Evangelium von Gott empfangen hatten. Abraham war ein Hanif, ein Gottergebener und kein Götzenanbeter. Abraham sollte zum Segen für die Völker werden, für alle Völker.

Allen Völkern, nicht nur den Arabern, galt nun seine Sendung. Die neue Gemeinschaft aus allen Stämmen und Nationen sollte das sein, was durch ihn zur Botschaft des Mose und Jesu hinzukommt. Nicht mehr getrennt sollte das Volk der Juden sein von den Völkern. Nicht mehr getrennt sollte das Reich der Erde und das Reich des Himmels sein, zwei Bürgerschaften wie bei den Christen: Staat und Kirche. Gehörte der Prophet doch selbst, seit er Mekka verließ, keinem Stamm mehr an, nur noch Gott und der neuen Gemeinschaft. Das Siegel soll nun gedrückt werden unter alles, was Gott bisher getan und verheißen hat: „Er ist der Gesandte Gottes und das Siegel der Propheten“ (Sure 33). Jesus selbst hat auf ihn geweissagt:

Und Jesus, der Sohn der Maria, sagte: „O ihr Kinder Israels, wahrlich, ich bin ein Gesandter Gottes an euch, der die Tora bestätigt, die vor mir war, und ich bringe frohe Botschaft über einen Gesandten, der nach mir kommen soll. Des Name wird Ahmed sein“ (Sure 61).

Zwei Jahre vor seinem Tod zog Mohammed als Sieger in Mekka ein. Er reinigte das Heiligtum von den Götzenbildern und erklärte die Kaaba zum heiligen Tempel des Islam. 632 vollführte er die große Wallfahrt nach Mekka, die Hadsch (Haji). Sie wurde seine Abschiedswallfahrt. Am 8. Juni 632 starb Mohammed in Medina.

Unaufhaltsam breitete sich nach seinem Tode der Islam aus. Wie Nord und Süd, Okzident und Orient liegen sich nun Christentum und Islam gegenüber. Das Volk der Juden wohnt bei beiden.

Aber die neue Gemeinschaft? Das Volk Gottes aus allen Stämmen und Nationen? Ob Juden, Christen und Muslime nicht neu zusammenkommen müssten und miteinander sprechen über den Propheten und seinen Auftrag? Über Abraham und Mose und Jesus. Müssen nicht die Völker zusammenkommen und Frieden stiften in neuer Gemeinschaft? Haben wir noch Zeit, damit zu warten? Gott will die Herzen der Menschen weit und groß machen für Gott und so füreinander. Gott weitet die Herzen der Menschen, wenn die Verse in ihn eindringen, die zuerst in den Gesandten Gottes herabstiegen.

Es ist immer noch wie damals in Medina.

Anmerkungen zur Erzählung

1. Der Name Mohammed hat also die gleiche Bedeutung wie Ahmed.
2. Für die Wiedergabe der Suren habe ich mich an die Koran-Übersetzung von Henning (Reclam-TB), Ullmann/Winter (Goldmann) und Paret (Kohlhammer) meist nur angelehnt.
3. Übersetzung R. Paret
4. Übersetzung M. Klamroth.

Didaktische Anmerkungen

Die Unterrichtserzählung über Mohammeds Berufung und Botschaft hatte ich ursprünglich für Schüler/innen des 7. und 8. Schuljahres geschrieben. Sie ist unter Anlehnung an die koranischen und frühislamischen Überlieferungen nach den Grundsätzen eines interpretierenden Erzählens verfasst worden.¹ Der Leser kann also alle für das Verstehen erforderlichen Informationen im Text selber finden. In dieser Einleitung sollen nur einige Akzente – zugleich mit Blick auf den Unterricht – gesetzt werden.

Es sei vorbemerkt, dass diese Erzählung problemorientierten Unterrichtseinheiten (etwa islamische Gastarbeiter) zugeordnet werden kann. Ebenso besteht die Möglichkeit, Einzelabschnitte (etwa die Berufung Mohammeds) aus dem Ganzen herauszulösen. Der Lehrer/die Lehrerin kann schließlich, falls er über den Islam mehr „lexikalisch“ informieren will, die Erzählung als Hintergrundinformation, die ihm zugleich Interpretationshilfen gibt, für sich benutzen. Im übrigen wird man bei problemorientiertem Unterrichten zu beachten haben, dass die Religionen - hier der Islam - geistigseelische Kraftfelder darstellen, denen man begegnet sein muss, wenn man Menschen anderer Kulturkreise wirklich näherkommen will. Die Erzählung bietet dafür eine Hilfe an.

Man darf davon ausgehen, dass wir über den Islam einfach zu wenig wissen. Leider ist auch dieses Wenige noch vom Vorurteil durchsetzt. Für viele ist der Islam eine Art Schicksalsglaube (Kismet), der Koran ein Sammelsurium aus allerlei missverstandenen biblischen Erzählungen und nachbiblischen Legenden, der Prophet ein von Machttrieb und Sinnenlust getriebener Geist, der islamische Glaube eine fanatische Entstellung jüdischer und christlicher Überlieferung.

Die Erzähleinheit will diesen Missverständnissen entgegentreten. Sie will darüber hinaus ein Verstehen des Islam durch eine der Altersstufe entsprechende Begegnung mit der Gestalt des Propheten ermöglichen. Aus diesem Grunde arbeitet die Erzählung zwei Momente deutlich heraus, die in der unterrichtlichen Behandlung gegen die geläufigen Zerrbilder in den Mittelpunkt gestellt werden sollten:

1. Die Echtheit und Originalität der Berufung und Botschaft Mohammeds.
2. Die Ergänzung, die Mohammeds Botschaft gegenüber Judentum und geschichtlichem Christentum erhält.

1. Die Echtheit und Originalität der Berufung und Botschaft Mohammeds

Die eingeschobene, erfundene Mustafa-Geschichte (Gespräche des mekkanischen Kaufmanns Mustafa mit dem jüdischen Rabbi Jakobus) zeigt religiöse Fragestellungen auf, die damals insbesondere die arabische Stämmewelt bewegten. Es wird ein arabischer Urmonotheismus erkennbar, der unabhängig von den Einflüssen des Juden- und Christentums bestand. Das Ungenügen an der eigenen Stammes- und Götterreligion verbindet sich zugleich mit einem Bewusstsein dafür, dass in der geschichtlichen Gestalt, die die beiden monotheistischen Religionen angenommen haben, Schranken enthalten sind, die die Gott suchenden Menschen der Stammeswelt nach einem dritten Weg neben Juden und Christen, wohl auch über Juden und Christen hinaus, fragen lassen. Ansätze lagen damals in der Hanifenbewegung. Diese darf man nicht nur als Ausstrahlung von Juden- und Christentum ansehen. Sie hängt sicher mit dem babylonischen „Chaldäismus“ zusammen, d.h. die „Chaldäer“ suchten hinter den Bewegungen des Sternenhimmels und in den Gesetzmäßigkeiten des Kosmos den Einen Gott. In diesem Sinne übersetzten jüdische Ausleger schon seit langem (z.B. Philo von Alexandrien) „Abraham der Hebräer“ mit „Abraham der Chaldäer“. Längst bestand auch ein jüdisch-chaldäisches „Buch der Schöpfung“, das dem Abraham zugeschrieben wurde und als „das Buch Abrahams“ im Koran genannt wird.² Hebräer, Chaldäer, Hanif waren in der damaligen Zeit wohl identische Begriffe. Sie wiesen über die geschichtlichen Schranken von Judentum und Christentum der Reichskirche (Ostrom, Romäer) hinaus. Die Erwartung in der Welt der Stämme war also auf eine eigenständige Antwort angelegt. Eine religiöse Gestalt, wie sie dann in Mohammed erschien, wurde von vielen Menschen insbesondere in den Stämmen, erwartet.

Es ist aber nun eine Eigenart in der Entwicklung Mohammeds, dass er ursprünglich sehr wenig von der jüdisch-christlichen Überlieferung wusste. Die moderne Koranforschung kann nachweisen, dass die ältesten Offenbarungen, die Mohammed empfang, kaum unmittelbar Biblisches enthalten und hinreichend durch altarabische Vorstellungen erklärt werden können. Das Buch von *Rudi Paret* „Mohammed und der Koran“ (Stuttgart 1957, Urban Taschenbuch 32) macht das hinreichend deutlich. Es sei für eine vertiefende Lektüre ausdrücklich empfohlen. Im Erzählbeispiel nimmt sich das so aus, dass der Schüler die unmittelbare Gewalt und Echtheit nacherleben kann, mit der Mohammed von den Koranversen und den Erscheinungen des Engels, in dem sich der Geist Gottes personifiziert, ergriffen wird. Wie alle echten Propheten steht Mohammed unter einem „inneren Muss“. Die Schüler/innen können das Ringen des Propheten um seine Sendung nachvollziehen und sich so davon überzeugen, dass hier kein Scharlatan, sondern ein Berufener, zuallererst gegen einen Willen, zu seinem Volke geschickt wird.

Dabei ist noch ein weiteres Moment zu beachten. Das Lesen des Koran – ein zugleich hochpoetischer Text - bereitet uns aus vielen Gründen große Schwierigkeiten. Die Sprache ist oft so verdichtet, dass sie uns meist nur nach langem Einlesen, Hineinhören und Hineinschauen in diesen „Sprachkristall“ zum mächtigen Sprachereignis wird. Der Koran hat, was Sprache anbelangt, auf der ganzen Welt nicht seinesgleichen. Er ist nach islamischer Überzeugung die Sprachwerdung Gottes, das Wunder schlechthin. Die gesamte islamische Kultur strahlt vom Koran aus. Jeder gläubige Muslim ist von seiner Kindheit an von den koranischen Versen Gottes durchtönt. Um den Schülern daran Anteil zu geben, wird in der Erzählung die Sprachmanifestation der eingefügten Surentexte vorbereitet. Der Schüler hat alles schon nacherlebt, die entscheidenden Stichworte und Vorstellungselemente in sich aufgenommen, so dass das Neue, das die Suren bringen, nicht mehr zum Inhaltlichen, sondern in der Mächtigkeit der Sprachgestalt erfahren werden kann.

2. Die Ergänzung, die Mohammeds Botschaft gegenüber Judentum und geschichtlichem Christentum erhält.

Der Islam und so schon Mohammed sind der Überzeugung, dass die koranische Offenbarung die biblische ergänzt und, wo sich Abweichungen und Widersprüche ergeben, diese richtigstellt. Die Unterrichtserzählung nimmt diese Vorstellung nur in einem sehr begrenzten, aber elementaren Sinne auf. Auch hier ist für die unterrichtliche Erschließung die eingeschobene Mustafa-Erzählung für das Verstehen konstitutiv. Wir sprachen bereits oben von den geschichtlichen Schranken der beiden monotheistischen Religionen.

Es kann aus den Äußerungen des Rabbi Jochanan und des Priesters Jakobus ersichtlich werden, dass auch hier die Erwartung einer abschließenden Offenbarung lebendig war, die sich jüdischerseits auf die Sendung eines „Propheten wie Mose“ (5. Mose 18, 15-18), christlicherseits auf die Erwartung eines zweiten Gesandten des Parakleten, stützte, der das Werk Jesu vollendet („in die ganze Wahrheit leiten“, sagt das Johannesevangelium Kap. 16, 13, das allerdings schon den Parakleten, den Träger des Geistes Gottes und Christi, mit dem in der Kirche wirkenden heiligen Geist gleichsetzt. Das ist aber nicht die ursprüngliche Vorstellung). Der entscheidende Gedanke, auf den es dabei ankommt, ist der, dass Jesus das Reich Gottes verkündet hat, also einen neuen Zustand und ein Neues Leben, darin der Wille Gottes „wie im Himmel so auf Erden“ geschieht. Auf diesen Gedanken sollte man sich unterrichtlich unbedingt beschränken und sogenannte Unterscheidungen zurückstellen. Das Wort Islam – unbedingte Hingabe an Gott – besagt nichts anderes.

Das geschichtliche Christentum hat es bis heute über eine Trennung in Zwei-Reiche (Reich Gottes – Reich der Welt, Kirche – Staat usw.) nicht hinausgebracht. Wir fangen heute jedoch an, dies als eine unvollständige Verwirklichung der Reichsbotschaft Jesu anzusehen. Es ist geradezu ein zentrales Element der islamischen Botschaft, dass diese Trennung in der religiösen Idee der *umma*, der Neuen Gemeinschaft aus allen Völkern, Stämmen und Offenbarungsreligionen, im Ansatz überwunden wird. „Entscheidend ist“, schreibt *Claude Cahen* in „Der Islam I“ (Fischer Weltgeschichte, Bd. 14, Frankfurt/M. 1968, S. 19), „dass - im Gegensatz zur Geschichte des Christentums, wo Jesus im Rahmen des Römischen Reiches einen Glauben predigte, der dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist (in diesem Sinne ist das Jesuswort wirksam geworden) – Mohammed in einer Gesellschaft, die vor ihm überhaupt keine Staatsvorstellung hatte, eine Religion und einen Staat in unlöslicher Verbindung miteinander schuf.“ Von hieraus liegt für den Unterricht ein besonderes Gewicht auf den Erzählabschnitten „Die neue Verfassung von Medina“ und „Die neue Gemeinschaft“. Sie erhalten das Urmodell einer islamischen *umma*. Der Islam ist von seinem Ansatz her im Blick auf Judentum und Christentum „ökumenisch“ angelegt. Die entschiedene Hingabe an Gott tritt in keinen Widerspruch zur Toleranz gegenüber den „Leuten der Schrift“ (Juden, Christen).

Die Schlussbetrachtungen, mit denen die Unterrichtserzählung schließt, heben dieses ökumenische Moment hervor. „Es ist immer noch wie damals in Medina“, d.h. der Dialog zwischen Juden, Christen und Muslims ist notwendig, wenn alle drei monotheistischen Religionen zur vollen Gestalt ihrer Wahrheit erwachsen sollen.³

Anmerkungen zum Abschnitt „Thema und Verfahren“

1. Eine der ältesten Biographien Mohammeds (ca. 120 Jahre nach Mohammeds Tod) liegt jetzt in deutscher Übersetzung vor: Ibn Ishaq. Das Leben des Propheten. Aus dem Arabischen übertragen und bearbeitet von Gernot Rotter. Horst Erdmann Verlag, Tübingen und Basel 1976.
2. JESIRAH, Sepher: Das Buch der Schöpfung. Hg. und übertragen von L. Goldschmidt. Darmstadt 969.
3. Im Sinne eines ökumenischen Dialogs ist das Islam-Kapitel in meinem im Radius - Verlag erschienenen Buch „Der größere Gott. Christentum und Weltreligionen“, Stuttgart 1977, S. 95 - 140, angelegt.

Dieser Beitrag erschien in etwas anderer Fassung zuerst in ZRP 3/1977, S. 81–90, vgl.: Vorbemerkung zur Buddha-Erzählung II.2, S. 42.

P.S.



◆ Der Weg Mohammeds von Mekka nach Medina (Variante II)

Vor uns liegt die große Handelsstadt Mekka an der Weihrauchstrasse. Hier treffen sich Händler, Gläubige und zweifelhafte Gestalten. Im Jahre 570 unserer christlichen Zeitrechnung wird dort ein Kind geboren, dessen Vorfahren dem berühmten Stamm der Qurai'sch (Kureisch / Kuraschiten). Sie kümmerten sich in einer bestimmten Reihenfolge um das zentrale und damals schon berühmte Heiligtum der Stadt, die Kaaba, ein würfelförmiges Haus. Die Qurai'schiten trugen aber auch Verantwortung für die Sicherheit der Handelskarawanen in Südarabien.

Der Vater Mohammeds starb, noch ehe Mohammed geboren war. Auch seine Mutter starb schon sechs Jahre nach seiner Geburt. So wuchs Mohammed bei seinem Großvater Abdul Muttalib auf, der sich rührend um den Jungen kümmerte, aber auch der Großvater starb schon zwei Jahre später. Daraufhin kam Mohammed zu seinem Onkel Abu Talib, der allerdings sehr arm war und eine große Familie zu versorgen hatte.

Der Glaube an den einen Gott

Mohammed entwickelte schon in früher Jugend eine intensive Frömmigkeit, die ihn sehr oft zum Tempelgelände an der Kaaba gehen ließ. Allerdings störte ihn sehr, dass dort eine Vielzahl von Göttern und eine Dreiheit von Göttinnen gleichzeitig verehrt wurden. Er weigerte sich, diese anzubeten, was ihm nicht gerade Freunde eintrug. Außerdem ärgerte er sich über die Art, wie die Mekkaner Handel und Frömmigkeit vermischten und aus dem Kult um die Kaaba kräftig Profit schlugen. Ehrlichkeit stand zur damaligen Zeit auch nicht sonderlich hoch im Kurs. Und Mohammed gehörte zu den wahrhaftigen Persönlichkeiten.

Mohammeds Begegnung mit einer großen Frau

Diese Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit Mohammeds faszinierte die nicht mehr ganz so junge Witwe eines Kaufmanns, Khadidja, die den jungen Mann schon länger beobachtete. Sie suchte einen Handelsvertreter und bot Mohammed die freie Stelle an. Schon bald musste er eine Warenladung nach Syrien begleiten, um sie dort zu verkaufen. Das Geschäft war ein voller Erfolg. Darüber hinaus versuchte Mohammed immer wieder ungerechte Verhältnisse zu ändern, indem er Sklaven freikaufte und die Armen der Stadt unterstützte.

Nach und nach kamen sich Khadidja und Mohammed nicht nur geschäftlich näher, so dass diese beschloss, Mohammed zu heiraten. Der war gerade einmal 25 Jahre alt, aber das störte die ältere 40jährige Khadidja keineswegs. Er hatte ihr volles Vertrauen, nicht nur in ihrem Handelsgeschäften, sondern auch in persönlichen Dingen.

Sie akzeptierte auch, dass Mohammed sich des Öfteren in die Stille der Wüste zurückzog, um dort in der Einsamkeit zu fasten, zu meditieren und zu beten.

Die Offenbarung des Koran (Al-Qur'an)

In einer Nacht des Monats Ramadan, der Nacht Al-Qadr (= die Nacht der Bestimmung), erschien ihm am Berg Hira bei Mekka vor einer Höhle der Erzengel Gabriel und forderte ihn auf: „Lies!“ Mohammed konnte zwar gut rechnen, aber nicht lesen. Der Engel nötigte ihn jedoch, mehrfach zu lesen. Und so geschah es, dass sich die Worte dieser Offenbarung auf wunderbare Weise tief in seine Seele einprägten.

„Wahrlich, wir haben ihn (den Koran) herabgesandt in der Nacht von *Al-Qadr*. Und was lehrt dich wissen, was die Nacht von *Al-Qadr* ist? Die Nacht von *Al-Qadr* ist besser als tausend Monate. In ihr steigen die Engel und Gabriel herab mit der Erlaubnis ihres Herrn zu jeglichem Geheiß (= mit all dem, was Gott aufgetragen hat). Frieden ist sie bis zum Anbruch der Morgenröte“ (Sure 96,1-5).

Im Alter von 40 Jahren, wurde Mohammed zum Gesandten Gottes. Das war im Jahre 610 n. Chr. Von dieser Erscheinung einigermaßen entsetzt, eilte er nach Hause, um Khadidja diese beunruhigende Vision zu erzählen. Khadidja aber ahnte, dass auf diese Weise Gott mit Mohammed gesprochen hatte. Sie glaubte seinen Erzählungen, auch einige Freunde schlossen sich an. Sie änderten ihren Lebensstil. Sie nahmen nicht nur die Gebete ernster, sondern beteten auch bewusst zu dem Einen Gott und versuchten, Ungerechtigkeit zu bekämpfen. Das wurde auch dadurch wirksam möglich, weil Khadidja diese kleine Glaubensgruppe gezielt unterstützte.

Mohammeds Predigten

Mohammed erzählte seine Erlebnisse und fand auch weitere Nachfolger; die meisten Mekkaner blieben aber skeptisch bis ablehnend. Insbesondere die Reichen fürchteten, dass Mohammeds Predigten von der Gerechtigkeit ihre blühenden Handelsgeschäfte und außerordentlichen Profite gefährden könnte.

Aufgrund seiner Gotteserfahrungen wagte es Mohammed schließlich, gegen die Göttinnen-Trinität in der Kaaba zu predigen und seine Mitbürger dazu aufzurufen, nur noch an den einen und einzigen Gott zu glauben. Gleichzeitig wandte er sich gegen den in Arabien gängigen, jedoch sehr üblen Brauch, aus wirtschaftlichen Gründen, Mädchen nach der Geburt zu töten. Hintergrund dieser makabren Tradition war die Tatsache, dass die Nomadenfamilien mehr männliche Nachkommen brauchten als weibliche, um das harte Leben in der Wüste zu überstehen.

All das führte zu derartigen Reibereien in Mekka, dass die Einflussreichen der Stadt darauf drängten, Mohammed kaltzustellen. Die Methoden reichten von Bestechung über Erpressung bis Bedrohung, führten aber zu nichts. Mohammed ließ sich auch nicht auf Kompromisse ein, war auch nicht bereit, unter den bisherigen Umständen im Stadtrat an herausragender Stelle mitzuarbeiten. Der Streit kochte hoch und führte zu Diskriminierungen, Boykott und Pressionen gegen diejenigen, die sich dem Glauben an den einzigen Gott angeschlossen hatten und sich darum Muslime nannten.

Die Auswanderung nach Yathrib (Medina) und der Beginn der islamischen Zeitrechnung

Da kam eine Einladung aus der Stadt Yathrib, ca. 370 km nördlich von Mekka, wie gerufen. Um das Leben seiner Anhänger zu sichern, ja letztlich, um sogar einem Mord aus dem Wege zu gehen, beschloss Mohammed mit einer Größeren Anzahl von Gefährten, die Stadt zu verlassen. Nun riefen die Stadtoberen Medinas den Propheten aus Mekka nicht aus reiner Nächstenliebe, obwohl sie sicher auch von dem untadeligen Ruf und der intensiven Glaubensstreue Mohammeds sehr angetan waren. In Yathrib hatten sich derart unhaltbare Zustände entwickelt, dass die Stadtverwaltung jemanden suchte, der wieder Ordnung in der Stadt und in das Zusammenleben mit den benachbarten Beduinenstämmen bringen könnte. Yathrib wurde sehr schnell zu dem, was man sich unter einer "wahren" Stadt vorstellte. Medina heißt auf arabisch einfach „Stadt“ und Medina sollte zum Prototyp einer neuen und gerechten Gesellschaftsordnung im Sinne der Offenbarungen Gottes an Mohammed werden. In Yathrib/Medina nämlich konnte Mohammed seine Pläne umsetzen und im Sinne des gerechten und barmherzigen Gottes ein Stadregiment aufbauen, das allen Bürgern größtmögliche Freiheiten bot. Natürlich gab es erhebliche Schwierigkeiten, weil Lebensstile in der Stadt mit den Bräuchen und Riten der Nomadenstämme in Einklang gebracht werden mussten.

Weil die Auswanderung nach Yathrib/Medina faktisch den Beginn des Islam als eigenständiger Religion anzeigt, ist dies der Zeitpunkt einer neuen Zeitrechnung. Die Jahre werden allerdings seitdem nicht nach dem Lauf der Sonne, sondern nach dem des Mondes berechnet, in der damaligen Zeit kein ungewöhnliches Verfahren.

Der Aufbau einer islamischen Stadtordnung

Mohammed war ein durchaus praktisch denkender Mensch. Wie sollte das künftige Zusammenleben sinnvoll mit den verschiedenen religiösen, sozial und sippenmäßig so unterschiedlichen Gruppen organisiert werden? Seine Offenbarungen dienten nicht nur zur religiösen Klärung, sondern enthielten oft genug konkrete Gebote. Am wichtigsten war jedoch, dass die Bürger und Bürgerinnen einer Stadt und die im Umland lebenden Nomadenstämme im Frieden miteinander auskamen und sich füreinander verantwortlich fühlten. In Mekka hatte er erlebt, wie mit religiösen Gefühlen der Einheimischen und der Händler schonungslos Kasse gemacht wurde. So sollte es in Medina, sozusagen der ersten Stadt mit Geboten, die Gott allein legitimiert hatte, nicht sein. Darum entwickelte Mohammed eine Stadtordnung, die bis heute für viele Muslime das Vorbild für einen gerechten und friedvollen Staat ist.

Da Medina nun ähnlich wie Mekka eine Handelsstadt an der Weihrauchstrasse war, konnte er nicht davon ausgehen, dass alle in derselben Weise glauben würde wie er. Juden, Christen und die Anhänger der Zarathustra-Religion lebten teilweise sogar ständig in Medina. Mohammed unterschied darum zwischen Gläubigen = Muslime; Andersgläubigen = alle, die an einen Gott glauben und ein heiliges Buch haben und Ungläubigen = alle, die an viele Götter bzw. Götzen glauben.

In geradezu genialer Weise setzte Mohammed seine göttlichen Offenbarungen in faktisches Stadtrecht um. Allerdings wirkte sich die Angst und die Bedrohung durch die Mekkaner sehr stark auf das „Kriegsrecht“ aus, das sich ebenfalls in der Stadtverfassung findet. Mohammeds erster Biograf, Ibn Ishaq, erzählt das folgendermaßen:

„Mohammed setzte eine Urkunde auf, als Vertrag zwischen den Auswanderern (aus Mekka) und denen, die ihm geholfen hatten, auch zwischen den Juden, denen ihr Glaube und ihr Vermögen unter gewissen Bedingungen erhalten werden sollte.“

AUS DER STADTVERFASSUNG VON MEDINA

„Im Namen Gottes, des Gnädigen, des Barmherzigen.

Dies ist der Vertrag von Mohammed, dem Propheten, zwischen den Gläubigen von Kureisch (= Qura'isch = der Stamm, dem Mohammed und seine Gefährten angehörte, s.o.) und Medina und denen, die ihnen folgen und sich ihnen anschließen, und mit ihnen kämpfen.

Sie bilden nur ein Volk, geschieden von allen anderen Menschen.

Die Gläubigen sollen keinen (mit Schulden) schwer Belasteten unter sich lassen, den sie nicht unterstützen, sei es, dass ein Sühne- oder ein Lösegeld zu bezahlen sei.

Kein Gläubiger soll die Verbündeten eines anderen anfeinden.

Die Gläubigen sollen über die wachen, die Gewalt üben oder Sündengeld begehren oder Feindschaft und Korruption unter den Gläubigen anzetteln; sie sollen alle die Hand gegen ihn erheben, und wäre er der Sohn eines von ihnen.

Ein Gläubiger soll keinen Gläubigen wegen eines Ungläubigen töten, er soll keinem Ungläubigen gegen einen Gläubigen beistehen.

Gottes Schutz ist einer und erstreckt sich über den Geringsten, und die Gläubigen sollen sich gegenseitig, allen anderen Menschen gegenüber, beschützen.

Diejenigen, die von uns den Juden folgen, werde Beistand und gleiches Recht. Es soll ihnen kein Unrecht angetan und ihren Feinden kein Beistand gegen sie geleistet werden.

Der Friede der Gläubigen soll einer sein, es soll nicht mit einem Gläubigen vor einem anderen (bevorzugt) Frieden geschlossen werden im Kampf auf dem Pfade Gottes, sondern alles soll mit Gleichheit und Billigkeit geschehen.

... Wer erwiesenermaßen einen Gläubigen tötet, soll wieder getötet werden, außer wenn der nächste Verwandte des Getöteten sich in anderer Weise zufriedenstellen lässt; und die Muslime sollen sich insgesamt gegen die Mörder erheben.

Auch soll jeder Gläubige, der den Inhalt dieses Blattes (= Vertrages) bestätigt, und an Gott und den Jüngsten Tag glaubt, keinem der ein Unrecht tut, beistehen, noch ihn aufnehmen. Wer dies tut, den trifft Gottes Fluch und Zorn am Tag der Auferstehung, und es wird kein Ersatz und kein Stellvertreter für ihn angenommen.

Seid ihr in Zweifel über etwas in dieser Urkunde, so wendet euch zu Gott und zu Mohammed ...

Wer ein Unrecht begeht, schadet sich selbst und seiner Familie, außer wenn ihm Gewalt angetan worden ist. Gott will, dass dies alles rein gehalten werde ...

Wer Reinheit ohne Schuld sich aneignet, hat selbst Nutzen davon. Gott verlangt, dass der Inhalt dieser Urkunde in vollster Wahrheit und Reinheit eingehalten werde, dass er aber keinen Verbrecher oder Übeltäter schütze.

Wer in Medina ausgeht oder zu Hause bleibt, soll sicher sein, mit Ausnahme der Übeltäter und Verbrecher.

Gott und Mohammed, Sein Gesandter, beschützen den Reinen und Gottesfürchtigen ...“

Ibn Ishaq: Das Leben Mohammeds. Aus dem Arabischen von Gustav Weil 1864, sprachlich modernisiert

Die Einwohner Medinas hatten noch weitergehende Interessen: War es nicht endlich möglich, die verschiedenen Sippen, Stämme und Clans auf der arabischen Halbinsel zu einen? Die ständigen kriegerischen Auseinandersetzungen, Karawanenüberfälle und blutigen Streitereien hatten beängstigende Ausmaße angenommen. Selbst im heiligen Monat Ramadan, wo absoluter Friede herrschen sollte und viele ohne Gefahr für Leib und Leben nach Mekka pilgerten, war in Gefahr.

Mohammed entwickelte darum seine Verfassung nicht für einzelne, sondern für verschiedene Gruppen, die sich mit einer Art Bundesschluss auf die neue Ordnung verpflichteten. Zwar hatten die Oberhäupter der Nomadensippen erhebliche Rechte, aber Mohammed setzte ein Recht höherer Ordnung in Kraft, nämlich die von Gott gewollte Ordnung. Erstaunlicherweise ließen sich viele Gruppen darauf ein. So wurde aus dem mittellosen und machtlosen Einwanderer eine machtvolle Persönlichkeit, die sich sehr schnell in eine Reihe von Konflikten verwickelt sah.

Kampf gegen den Hunger: Die Razzia

Auch damals galt schon wie heute: Geld regiert die Welt. Mohammed und seine Gemeinschaft, die Muslime, hatten aber fast alles Hab und Gut in Mekka zurückgelassen, und der Notgroschen war inzwischen aufgezehrt. Darüber hinaus hatten die Mekkaner das gesamte Eigentum der ausgewanderten Muslime beschlagnahmt, so dass eine Hoffnung auf Besserung nicht in Aussicht stand.

Bei allem Engagement, das Mohammed für die Medinenser zeigte: Er und seine Gefährten blieben Gäste. Ein arabisches Sprichwort betont die Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit der

Gastfreundschaft. Das heißt aber nicht, dass die Gäste den Gastgebern dauernd auf der Tasche liegen sollen, deshalb dürfe man am 3. Tag mit der Gastfreundschaft etwas nachlassen ...

Die Ernährungslage in Medina wurde zudem extrem kritisch, auch wurden Mohammeds Gefährten von Ruhr und Malaria heimgesucht. Medina hat im Gegensatz zu Mekka zuweilen ein recht feuchtes und schwankendes Klima.

Da erinnerte sich Mohammed eines Beduinenbrauches, mit dem die Nomaden in kritischen Zeiten ihr Überleben sicherten: Die Razzia. Das ist ein systematischer Überfall auf eine Kamelkarawane. Ehe die Händler und Karawanenbegleiter richtig begriffen haben, sind sie auch schon ausgeraubt und die Räuber auf ihren Rennkamelen auf und davon.

Bei dieser ersten „Razzia“, bekannt unter dem Stichwort „Der Überfall von Nahla“, wurde viel Beute gemacht, einige Gefangene kamen dazu. Es hätte ein Triumphzug in Medina werden können, wenn nicht ein Mann der Karawane, die aus Mekka kam, getötet worden wäre. Das ist Mord! Und Mord ist gegen Gottes Gebot, noch dazu in einem Monat in dem Blutvergießen strengstens verboten ist! Mohammed wurde allerdings durch eine Offenbarung quasi beruhigt. Aber mit dieser Razzia war das Versorgungsproblem noch keineswegs gelöst.

So kam, was kommen musste: die nächste Razzia, berühmt geworden unter dem Namen „Schlacht von Badr“, bei der eine riesige Kamelkarawane (ca. 1000 Tiere) von den 314 Anhängern Mohammeds ausgeplündert wurde. Allerdings gab es dieses Mal viele Tote, besonders viele bei der Kamelkarawane.

Dieses Ereignis erinnert nun doch sehr an Krieg, und die Mekkaner spürten, dass ihnen dort in der Wüste ein gefährlicher Gegner heranwuchs, der im Namen Gottes Überfälle auf Karawanen rechtfertigte und sie sogar noch als Sicherung des neuen Glaubens ansah.

Der Kampf mit den Mekkanern

Sie beschlossen Gegenmaßnahmen. Am Berg Uhud kam es zur Schlacht. Die Mekkaner gingen bestens bewaffnet mit 3000 Mann gegen die Muslime vor. Mohammed hat nur ca. 1000 Leute, von denen sich aber 300 noch vorher aus dem Staube machten. Nachdem nun eine Reihe Muslime gegen den ausdrücklichen Befehl Mohammeds angesichts des unmittelbar bevorstehenden Sieges schon anfang, Beute einzusammeln, übersahen sie die wirkliche strategische Lage. Im letzten Augenblick wendete sich das Blatt, und die Muslime trugen gegen die Mekkaner eine empfindliche Niederlage davon.

Allerdings nutzten die Mekkaner ihren Sieg nicht gegen Medina aus. Sie wollten Mohammed und seine Anhänger treffen. Das merkten die Medinenser, und das bekam Mohammed sehr schnell zu spüren. Es kam zu Unruhen in Medina. Machtbesessene Gegner versuchten den Einwanderer zu stürzen, und nur mit Mühe konnte die Ordnung in der Stadt aufrecht erhalten werden.

Man kann ahnen, dass die Mekkaner vorhatten, die Muslime endgültig zu zerschlagen. Zwei Jahre später war es soweit. Die Mekkaner standen vor Medina. Der Schutzgraben, den man ausgehoben hatte, hätte auch nicht viel geholfen, wenn nicht ein heftiger Wüstensturm – sozusagen dank höherer Gewalt – am 15. Tag der Belagerung ein Ende gemacht hätte.

Die folgenden Jahre sind nicht unbedingt ein Ruhmesblatt für die Medinenser. Aufgrund von Vertragsbrüchen kam es zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen, die schließlich in einem Massaker an Juden endeten. Sicher haben soziale Probleme und Bruch der Stadtordnung eine Rolle gespielt, da einige jüdische Einwohner zu erheblichem Reichtum gekommen waren und Mohammed trotz seines politischen Geschicks für viele ein zu verachtender Emporkömmling blieb, dem man ab und zu seine Grenzen sehr deutlich zeigen musste. Der Ärger schwelte nämlich schon lange.

Die Änderung der Gebetsrichtung

Mohammed brauchte verstärkte spirituelle Orientierung, aber Gottes Offenbarungen kann man nicht herbeizaubern. Gott stärkte ihn innerlich, sozusagen durch eine symbolische Geste: Die bisherige Gebetsrichtung der Muslime war Jerusalem. In einer wunderbaren Vision, einem Ritt durch die Nacht von Mekka nach Jerusalem und vom Tempelberg in den 7. Himmel hatte Mohammed schon einen Hauch des göttlichen Paradieses gespürt. Diese Himmelsreise hatte Mohammed in Mekka dazu bewegt, in Richtung Jerusalem zu beten. Nun wurde ihm bedeutet, die Gebetshaltung nach Mekka auszurichten. Das hieß doch auch, dass sich Mohammed viel stärker durch sein und seiner Gemeinschaft Gebete nach Mekka ausrichten sollte und dies auch mit dem fünfmaligen Gebet am Tage öffentlich kundtat.

Der Kampf geht weiter

Nun hatte Mohammed fünf Jahre nach seiner Einwanderung nach Medina zwar den inneren Feind besiegt. Auch hatte sich in Mekka religiös noch nichts geändert. Es stand außer Zweifel: Von außen drohte weiter Gefahr: Mekka sann auf Rache und Vergeltung.

In dieser Situation beschloss Mohammed für fast alle völlig unerwartet, eine Pilgerreise nach Mekka, zur Kaaba, vorzunehmen. Die Pilgerfahrt war ein alter Brauch aus vorislamischer Zeit, dem sich Mohammed gern unterwarf, allerdings hatte ihn die damit zusammenhängende Vielgötterei gestört und seine Auswanderung nach Mekka beschleunigt. Nun wollte er im Fastenmonat Ramadan als Pilger zurückkehren. Die Mekkaner fürchteten Schlimmstes, aber das Misstrauen legte sich etwas, als sie hörten, er käme unbewaffnet mit einer Schar von etwa 1000 Menschen, alle – wie auch heute noch – in weiße Kleider gehüllt.

Die Mekkaner waren in einer Zwickmühle: Während des Pilgermonats darf man keinem Pilger den Eintritt in die Stadt verwehren. Es herrscht während der Pilgerzeit absoluter Friede in Arabien. Aber andererseits war Mohammed der größte Feind der Mekkaner.

In dieser Situation boten die Stadtoberen von Mekka einen Pakt an: Mohammed könne im folgenden Jahr drei Tage über Mekka verfügen. Der Prophet durchschaute sofort, was hier geschah: Zum ersten Mal wurde er mit seinen Gefährten gleichberechtigt behandelt!

Nach vielen Unruhen und Kämpfen versöhnte sich Mohammed im Rahmen einer weiteren Pilgerfahrt schließlich auch mit seinem Stamm in Mekka. Es wäre noch zu erzählen, dass Mohammed in diesen Jahren mehrere Frauen heiratete, die er alle gleichwertig behandelte, auch wenn sie nicht alle Muslimas waren, ja sogar eine Jüdin und eine Christin waren darunter.

Doch das letzte Wort war noch nicht gesprochen. Im Jahre 630, zwei Jahre vor seinem Tod, sah er sich aufgrund des Mordes an einem Muslim genötigt, den Pakt mit den Mekkanern aufzuheben. Mit einer Armee von 10.000 Mann marschierte er gegen Mekka.

Im letzten Augenblick konnte der Kampf vermieden werden, weil der Befehlshaber von Mekka die Bedingung Mohammeds akzeptierte: Beseitigung der Vielgötterei in Mekka und Einführung des Glaubens an den einen Gott, dazu vorbehaltlose Amnestie (Garantie der Unversehrtheit und Straffreiheit) für alle Beteiligten. So marschierte Mohammed in Frieden ein. Es gab keine Zerstörungen, und das Eigentum der ehemaligen Feinde wurde geschont. Nicht nur für damalige Verhältnisse eine erstaunliche diplomatische Leistung von beiden Seiten.

Das Ergebnis also heißt:

Wiederherstellung der Kaaba als monotheistisches Heiligtum und die Wallfahrt nach Mekka nun mit dem Ziel: Erinnerung an das Opfer des Abraham, den Erbauer der Kaaba

Sehr schnell wurden die Götterbilder im Hof der Kaaba zerschlagen, und Mohammed erklärte den Bereich bis zur Ringmauer um die Kaaba für heilig. Das zeigte er symbolisch dadurch, dass er siebenmal die Kaaba umkreiste. Er verkündete, dass nicht die Herkunft eines Menschen seinen Wert ausmache, sondern nur die Hingabe, der tiefe Glaube an den einen Gott.

Dieses Ereignis führte zu vielen Übertritten zum Islam. Im Süden wurden die christlichen Nomadenstämme Mohammeds Bundesgenossen. Sie zahlten Tribut und standen damit unter islamischem Schutz. Ähnliches galt für die Christen im nordarabischen Teil an der Grenze zum byzantinischen Kaiserreich.

Aus dem Stadtstaat von Medina hatte sich zum ersten Mal in der Geschichte Arabiens ein Staat entwickelt, der nicht auf Verwandtschaftszugehörigkeit, Clans und Sippen seine Macht aufbaute, sondern auf einer religiösen Grundlage.

Die Pilgerfahrt war für Mohammed weiterhin wichtig, besonders nachdem sich die gereinigten Regeln und Rituale mehr und mehr durchsetzten. Allerdings kam er von der Pilgerfahrt im Jahre 632 krank nach Medina zurück. Er hatte Fieber und spürte sein Ende kommen. Es gelang ihm nicht mehr, alles für seine Nachfolge zu regeln. Mohammeds Gefährte Abu Bakr rezitierte vor dem Haus des verstorbenen Propheten vor vielen trauernden Menschen einen Koranvers:

„Und Muhammad ist nur ein Gesandter. Vor ihm waren die anderen Gesandten, die starben. Und ob er stirbt oder getötet - werdet ihr auf euren Fersen umkehren (= werdet ihr euer Leben ändern und zu Gott umkehren)? Und wer auf seinen Fersen umkehrt, Gott wird er nicht schaden, aber Gott wird wahrhaftig den Dankbaren belohnen“ (Sure 3,144).

Der Tod Mohammeds

Der Tod Mohammeds traf also die Gläubigen völlig unerwartet. Verfügungen für die Zukunft fehlten. Die muslimische Gemeinde einigte sich nach langen und schwierigen Verhandlungen auf einen Nachfolger. Es war ein treuer Gefährte Mohammeds und ein kluger Stratege und Verhandlungsführer, Abu Bakr, ein ehemaliger Sklave, den Mohammed in Mekka freigekauft hatte. Sein Titel war „Kalif“ (= Vertreter).

Mit ihm beginnt der große Siegeszug des Glaubens, den Mohammed verkündet hatte. 100 Jahre nach seinem Tod hatte sich der Islam im ganzen Mittelmeerraum und bis weit in den Mittleren Osten verbreitet.

Didaktische Anmerkungen

Aus der Geschichte lassen sich Grundstrukturen und Besonderheiten des Islam sowohl im Blick auf die Riten als auch im Blick auf die geschichtlichen Gegebenheiten ableiten. Die Erzählweise setzt natürlich bestimmte Schwerpunkte, die sich besonders im Vergleich mit der oben schon vorgeführten Variante „Mohammed, Bote des einen Gottes“ zeigen. Von daher empfiehlt es sich, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Erzählungen herauszuheben und zugleich zu überlegen, wie die Art der Erzählung die Intentionen verändert. Bei den möglichen Fragen lassen sich drei Größere Komplexe feststellen:

1. Die Situation in Mekka und die Religiosität Mohammeds

- ⇒ Beschreibe die religiöse Stimmung in Mekka zur Zeit Mohammeds.
- ⇒ Was störte Mohammed am Verhalten seiner Mitbürger?
- ⇒ Mohammed beschäftigte sich viel mit religiösen Fragen. Welche Ursachen könnte es haben, dass er Gott in der Einsamkeit suchte und sehr viel meditierte?
- ⇒ Welche religiösen Hintergründe hatte Mohammeds konsequente Predigt von dem einen Gott?
- ⇒ Warum liegt Mohammed so sehr daran, dass die Kaaba (wieder) ein monotheistisches Heiligtum wird?
- ⇒ Der Islam hat sich nicht nur friedlich in Arabien festgesetzt. Beschreibe die Hintergründe und Ursachen, die zu den kriegerischen Ereignissen führten.
- ⇒ Welchen Sinn hatte eine Razzia, die die Beduinenstämme Arabiens immer wieder durchführten?
- ⇒ Wo liegen die Gefahren der Razzia?
- ⇒ Hätte sich Mohammed nicht viel einfacher mit den Mekkanern einigen können?

2. Zum Glaubensverständnis der Muslime und den Konsequenzen für das Zusammenleben

- ⇒ Wie verstehen die Muslime die Offenbarungen des Koran an Mohammed?
- ⇒ Warum heißen die Muslime Muslime?
- ⇒ Beschreibe die wichtigsten Regeln des Zusammenlebens, die Mohammed für die Bewohner von Medina und die benachbarten Beduinenstämme aufstellte.
- ⇒ Welchen Sinn hat die Gebetsrichtung und was änderte sich mit der Änderung der Gebetsrichtung?

3. Das koranische Bild vom Menschen

- ⇒ Inwiefern hat die Einführung des Islam in Arabien die Rechtslage einzelner Menschen und ganzer Menschengruppen verbessert?
- ⇒ Wie sieht die Stellung der Frau aus?
- ⇒ Wie reagierte Mohammed auf die Tötung von Menschen?
- ⇒ Was sagt der Koran zum Mord?

Zeittafel zum Leben Mohammeds und der Zeit nach seinem Tode

569/570	Geburt Mohammeds
622	Auswanderung Mohammeds nach Medina. Beginn der islamischen Zeitrechnung n.H. = nach der Hidschra)
632	Tod Mohammeds
632 – 661	Zeit der vier „Rechtgeleiteten Kalifen“, der Nachfolger Mohammeds
632 – 632	Abu Bakr, 1. Kalif, Schwiegervater Mohammeds (Tochter Aischa)
634 – 644	Omar (Umar), 2. Kalif, Schwiegervater Mohammeds (Tochter Hafsa)
644 – 656	Osman (Uthman), 3. Kalif, zweifacher Schwiegersohn Mohammeds
656 – 661	Ali, 4. Kalif, Mohammeds Vetter und Schwiegersohn
653	Endredaktion des Koran

III. Ein-Blick auf wichtige Bücher – und Adressen

Die hier folgenden Titel stellen eine Auswahl aus einem umfassenden Spektrum interreligiöser Lernmöglichkeiten dar, und zwar zum einen mehr grundsätzlich, zum anderen ganz praktisch. Nicht immer sieht man den vorgestellten Materialien ihre interreligiöse Kompetenz auf den ersten Blick an. Aber die meisten der hier versammelten AutorInnen haben mit der Art ihrer Didaktik, ihrer Form des Erzählens, ihrer Zusammenstellung von Entwürfen ihre *Offenheit* im Blick auf die Begegnung mit anderen Religionen dokumentiert.

Die hier vorgelegte Auswahl von Rezensionen (alphabetisch nach AutorInnen und HerausgeberInnen geordnet) ist natürlich durch Subjektivität und die eigenen unterrichtlichen Erfahrungen geprägt. Vollständigkeit konnte und sollte nicht erreicht werden, aber die angegebenen Bücher und Hefte – auch für unterschiedliche Altersstufen vorgesehen – ermöglichen nicht nur einen ersten Zugang zum interreligiösen Lernen, sondern bieten zusammen mit den im ICT-Heft vorgestellten Möglichkeiten gewissermaßen sortierte Bausteine. Diese können teilweise problemlos in die eigene Unterrichtskonzeption integriert werden.

◆ Besprechungen von Grundlagenliteratur und unterrichtspraktischen Materialien

- **Heinz Biegling: Den Weg des Herzensgebetes gehen. Herzensgebet, Herzensmeditation: Christliche Spiritualität für unsere Zeit.** Petersberg: Via Nova 1999, 121 S.

Der Autor ist ein langjähriger Meditationslehrer, der sich hier einer alten christlichen Gebetstradition zuwendet, die die Mönche der Alten Kirche, besonders im Osten praktizierten und die heute noch in der gesamten Orthodoxie zu Hause ist. Das zeigt übrigens das Gespräch mit dem russischen Mönch, dem Starez Basilios.

Wie umfassend diese meditative Tradition ist, kann man nur ahnen, weil sich im Westen eher nur Spezialisten mit diesen meditativen Übungen und ihrer spirituellen Dimension befassen. Ein entsprechender Fachausdruck wurde dafür geprägt: „Hesychasmus“. Es handelt sich eigentlich „nur“ um ein Wiederholungsgebet, das auf die Kraft des (göttlichen) Namens vertraut und schließlich zur Ruhe („hesychía“) in Gott führt. Nur der intensiv Praktizierende des Herzensgebets wird den Weg der spirituellen Pilgerreise gehen. Das Verhalten und die inneren Einstellungen der Übenden ändern sich nach und nach grundlegend. Viel von dem hier Gesagten ist mit der Mantra-Tradition des indischen Raumes verwandt. Beim „Begehen“ des Herzensgebets, also sozusagen einer seelischen, aber zuweilen auch körperlichen durchaus anstrengenden Wanderung, verwandelt sich die Person so sehr, dass sie schließlich zum Tempel des Göttlichen wird.

Was hier in eher großen Worten anklingt, hat Heinz Biegling ganz konkret in den Alltag hinein transformiert, indem er drei Einübungs-Stufen und begleitende Maßnahmen beschreibt, Empfehlungen für Körperhaltung und Atem gibt, aber auch auf die sich oft genug einstellenden störenden und ablenkenden Einflüsse eingeht. Dass bei solcher Intensität des von den Lippen nach innen gehenden Herzensgebets Erfahrungen mit „Gegenmächten“ auftreten, kann kaum verwundern, und die alten Mönchsgeschichten, etwa der sog. Wüstenväter sind voll davon. In diesem Zusammenhang spielen dann die Begegnungen mit den Engeln eine wichtige Rolle, weil sie als Mittler in Konflikten auftreten, aber immer wieder den inneren Weg freimachen, hinauf nach „Jerusalem“ als Symbol für einen Glauben, der zur Erfüllung kommt.

Ich denke, es ist gut, dass es solch ein Buch gibt, das die Hürde zum Einüben nicht zu hoch ansetzt, vielmehr zur Konsequenz ermutigt – am Namen „dranzubleiben“, am Kraft-Namen Jesus oder an der klassischen und oft gebrauchten Formulierung: „Jesus, du Sohn, Gottes erbarme dich mein“. Jedoch nicht die einzelnen eher formelhaften Ausprägungen des Herzensgebets sind entscheidend, sondern ihre Kongruenz mit dem Atem und der gesamten inneren und äußeren Haltung, dann tut das „Kyrie eleison“ seine heil-same Wirkung.

- **Albrecht Geck: Ist der Mensch noch zu retten? Kirche auf dem Weg ins 21. Jahrhundert. Religionsunterricht praktisch. Unterrichtsentwürfe und Arbeitshilfen für die Sekundarstufe II (Hg. Frauke Büchner / Michael Wermke / Birgit Zweigle).** Göttingen: V & R 2003, 160 S., Kopiervorlagen DIN A 4

Die in diesem ICT-Heft vorgestellten „biblisch-erweiterten“ Erzählungen erinnern immer wieder, dass es eine lange Wirkungsgeschichte der Begegnung mit den heiligen Texten und ihrer Ausformung in den jeweiligen Glaubensgruppen gibt. Letztlich aber geht es immer um den Menschen.

Diesen Gedanken nimmt der Gymnasiallehrer und Lehrbeauftragte an der Universität Dortmund, Albrecht Geck, auf, indem er nicht nur eine Materialzusammenstellung im Blick auf die Zukunft der Kirche erarbeitet, sondern, historische Texte und Bilder mit den Alltagserfahrungen der SchülerInnen verbindet. Neben praktischen Zugängen und fächerübergreifenden Perspektiven, wird in einem ersten Teil zuerst Kirche in ihrer Existenz auf den Prüfstand gestellt: „Herausforderungen kirchlicher Existenz durch den Wandel des Menschenbildes“. Mit bereitgestelltem Material und didaktischen sowie methodischen Hinweisen (immer auch mit Vorbereitungsliteratur) können SchülerInnen sich kompetent mit den Problemen von Individualisierung und

Pluralismus, Konsum- und Event-Verhalten, Globalisierung als McDonaldisierung, Umgang mit Medien und Fragen der Gentechnologie auseinandersetzen.

Im 2. Teil erfolgt dann die historische Vergewisserung in einem brennpunktartigen Zusammenschnitt von Alter Kirche, Reformation und Neuzeit: Jesus-Urgemeinde-Staatskirche, Die evangelische Freiheit bei Luther und Calvin, Wirkungen der Reformation in Mentalität, Kunst, Politik und Kultur.

Im 3. Teil kommen die Aktualisierungen kirchlicher Existenz zur Sprache. Dabei wird durch die Zusammenstellung der Materialien und Klärung mithilfe der Intentionen ein Stück Selbstverständnis von (evangelischer) Kirche heute erarbeitet, um dieses Selbstverständnis mit der ursprünglichen kirchlichen Botschaft zu konfrontieren und dabei die positiven wie die negativen Seiten der Organisation und Institution Kirche „Amtskirche“ mit einer gewissen Gelassenheit zu besprechen.

Da es sich bei dieser an der Praxis und schon vorab durch die Unterrichtspraxis des Autors gegangenen Arbeitshilfe um Material für die Sekundarstufe II handelt, gibt es sehr hilfreich für LehrerInnen und SchülerInnen Beispiele für Lernerfolgsüberprüfungen, und zwar sowohl als Klausur und Facharbeit als auch für die mündliche Abiturprüfung.

Nicht nur mit der Sekundarstufe II befasste Unterrichtende und Unterrichtete, sondern auch mancher (erwachsene) Interessierte außerhalb der Schule wird hier interessante und weiterführende Zugänge zum Verständnis des Menschen aus christlicher Sicht finden.

- **Hans-Günter Heimbrock, Christoph Th. Scheilke / Peter Schreiner (Hg.): Towards Religious Competence. Diversity as a Challenge for Education in Europe.** Schriften aus dem Comenius-Institut. Bd. 3, Hg. Christoph Th. Scheilke. Münster u.a.: LIT 2001, 291 S., Register

Die Erziehungs- und Bildungsstätte der EKD, das Comenius-Institut, befasst sich schon seit langem mit Fragen des ökumenischen und damit auch des interreligiösen Lernens und einer kompetenten religiösen Erziehung. In dem vorliegenden Band wird darum der Horizont entsprechend erweitert. Nicht nur die in Englisch verfassten Texte sind dafür ein Signal, sondern auch die Beiträge aus verschiedenen Ländern Europas (mit Schwerpunkten auf Norwegen, Großbritannien, die Niederlande und Deutschland).

Drei große Kapitel geben den Gesamtrahmen des Buches ab: Concepts and Models; Pupils: Dealing with Plurality; Teachers: Bridging and Interacting; School developments: Classroom and Culture; Politics and Religious Education in Europe.

Hauptmotivation aller Beiträge dürfte die veränderte Rolle der Religion und der religiösen Erziehung in Europa überhaupt sein. Säkularisierung und Pluralisierung fordern Schulen und Kirchen in bisher nie dagewesener Weise heraus, die multikulturellen und multireligiösen Situationen nicht nur zu beschreiben, sondern angemessene Antworten darauf zu finden. Die Herausgeber haben sich darum Autoremn für die Aufsätze ausgesucht, die über einen breiten Erfahrungshintergrund verfügen.

Das Spannende aber insgesamt ist, dass die unterschiedlichen Situationen der angesprochenen Länder Europas Orientierungshilfen für die eigene Situation in der Schule sein können, auch wenn eine 1:1-Übertragung natürlich nicht möglich ist. Umfassend lässt sich die Antwortrichtung so formulieren: kontextuelle religiöse Erziehung und Kompetenzentwicklung für LehrerInnen, SchülerInnen, aber unbedingt auch für BildungspolitikerInnen.

Einige wenige Beiträge seien herausgegriffen: Robert Jackson von der Universität Warwick (GB) setzt sich für eine kreative Pädagogik ein, indem er einzelne Fallstudien interkulturell und interreligiös interpretiert, Hans-Günter Heimbrock setzt sich mit den Relativierungstendenzen (von Werten) in der religiösen Erziehung angesichts der Globalisierung auseinander (Universität Frankfurt/m.), Heid Leganger-Krogstaad (Universität Oslo) nähert sich mit einer kontextuell geprägten Hermeneutik religiöser Erziehung unter globaler Perspektive an, mehrere Beiträge nehmen die Situation von Migrantenkinder besonders in den Blick (Sissel Østerberg für Norwegen, William K. Ka, Leslie J. Francis und Eleanor Nesbitt für England und Wales).

Die Beiträge zur Funktion des Lehrenden, zum gesellschaftlichen Ort der Schule konkret dort, wo sie steht und welche SchülerInnen sie besuchen, die Sonderform evangelischer Privatschulen in Deutschland und das gemeinsame Lernen in Verschiedenheit zeigen wie die Interaktion von LehrerInnen, SchülerInnen, Klassenraum und mitgebrachter Kultur den Schulalltag bestimmen, aber auch Chancen zu einem veränderten und für Zukunft offenen Weltverständnis bieten.

Schließlich sind die Politiker und Politikerinnen gefordert, wenn es Ihnen nicht gelingt, Rahmenbedingungen zu schaffen, in der sich Identitäten verändern können, ohne Menschen zu zerbrechen, dann werden Konflikte nicht nur in der Schule, sondern auch in der sie umgebenden Gesellschaft zunehmen. Religiöse Erziehung – aus verschiedenen Religionen gespeist – kann sich jedoch zu einem Orientierungsmuster entwickeln. Das Symbol und die zusammenwachsende Wirklichkeit Europa können dafür Wegmarken sein, an denen sich die verschieden geprägten Religionen ohne Schwierigkeiten ausrichten können (besonders Cok Bakker, Universität Utrecht und Peter Schreiner, Comenius-Institut und William K. Kay, Trinity College, Camerthan, GB).

Eigentlich bedürfte jeder einzelne Beitrag einer ausführlichen Würdigung, zumal die religiöse Zustandsbeschreibung der drei genannten Länder in ihrer wegweisenden Funktion so bisher m.W. nirgendwo geleistet wurde oder sich höchstens auf eine „eingewanderte“ Religion beschränkte (meistens den Islam).

Natürlich ist es schade, dass die durch die Laizität geprägte religiöse Situation in Frankreich nur in einigen Nebensätzen vorkommt und auch Österreich und die Schweiz faktisch nicht berücksichtigt sind. Natürlich ist es auch angesichts des Buchumfangs verständlich, dass Trendbeschreibungen, die noch mehr europäische Länder einbezogen hätten (vgl. auch den ehemaligen Ostblock), sicher die Ressourcen eines deutschen kirchlichen Instituts sprengen würden.

- **Ruth Lapidé / Walter Flemmer: Kennen Sie Adam, den Schwächling? Ungewöhnliche Einblicke in die Bibel.** Stuttgart: Kreuz 2002, 279 S.
- **Ruth Lapidé / Walter Flemmer: Kennen Sie Jakob, den Starkoch? Noch mehr ungewöhnliche Einblicke in die Bibel.** Stuttgart: Kreuz 2003, 220 S.

Wer Ruth Lapidé im Fernsehen oder live bei Vorträgen erlebt hat, weiß, wie lebendig und doch historisch solide die Theologin und Religionswissenschaftlerin biblische Texte nacherzählt. Da wird trockene Exegese mit einem Mal zu aufregendem Nachempfinden. Ruth Lapidé versteht es als Theologin und Religionswissenschaftlerin auch, Christinnen und Christen ohne schwierige Fachtermini wichtige Informationen über den jüdischen Zugang zu der sich so menschlich gebenden Bibel beizubringen. So lernt manche/r auch die Einseitigkeiten christlicher Exegese kennen. Die hier vorgestellten Geschichten sind übrigens kaum redaktionell überarbeitet als Fernsehgespräche gesendet worden, aber nicht jede/r hat sie damals im Bayerischen Fernsehen oder bei den Wiederholungen in einzelnen Landessendern entdeckt.

Es sei jedoch nicht vergessen, dass der ehemalige Kulturchef des Bayerischen Rundfunks, Walter Flemmer die journalistische Gabe hat, durch seine Fragen und Einwürfe Ruth Lapidé in der so erfrischenden Art zum Erzählen zu bringen. Ihm ist letztlich diese Fernsehreihe zu danken, die nun in Buchform zu greifen ist.

Wer bisher Ruth Lapidé „live“ erlebt hat, wird sich freuen, dass die in Schrift gegossenen erläuternden Nacherzählungen nichts von ihrer Frische eingebüßt haben. Vielmehr ergibt sich jetzt die zusätzliche reizvolle Möglichkeit, immer wieder mit einer Jüdin in der Bibel zu schmökern und sich mit den Bibelerzählungen Gedanken über den Sinn des Lebens, Gott und die Welt, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Alltag und Feiertag und vieles andere mehr zu machen. Leider lag bei Redaktionsschluss dieses ICT-Heftes das zweitgenannte Buch noch nicht vor, jedoch wird man/frau davon ausgehen dürfen, dass es ähnlich verblüffend, amüsant und spritzig ist wie das erste. Immerhin werden wir dort mehr von Lot und Lea, von Aaron und der Königin von Saba erfahren.

Ganz typisch aber für diese „Erzähl-Gespräche“ ist, dass sich informierende, kommentierende, narrative und Interview ähnliche Elemente so ineinander mischen, so dass eine Art faszinierenden Gesprächsnetzes selbst dann noch entsteht, wenn man die Geschichten im einzelnen und still für sich nachliest. Ganz am Rande sei bemerkt, dass natürlich einzelne Teile dieser Geschichten direkt in den Unterricht der Sekundarstufe eingebracht werden können und auch SchülerInnen durchaus die Möglichkeit haben mit Hilfe einiger Leitfragen auch an den einzelnen biblischen Personen zu arbeiten.

So erfahren wir im ersten Buch also nicht nur eine Menge über die starke Eva und Adam, den Schwächling sondern auch über:

- ❖ Abraham, dem Erzvater, der so manches wenig Rühmliche in der eigenen Heilsgeschichte erlebt.
- ❖ Rahab, der Hure von Jericho, die mit einem zweideutigen Lebenswandel eindeutiges Heilsformat gewinnt.
- ❖ Simson, dem Löwenkiller, der dennoch einen etwas tragischen Helden abgibt.
- ❖ Samuel, der David zum König machte, ein Prophet, der ganz ungewöhnliche Wege Gottes geht.
- ❖ Isebel des Königs Ahab Powerfrau, die so schrecklich endet.
- ❖ Saul, der in der Seele zerrissene König, eine der wirklich tragischen biblischen Gestalten.
- ❖ Haman der persische Judenfeind, der Zwietracht in das Zusammenleben von Juden und Persern sät.
- ❖ Jona der ungewöhnliche Prophet, der im Walfisch landete und nicht so ganz verändert wieder herauskam
- ❖ Batseba die Meisterverführerin, sozusagen ein Stück Frauenpower, aber auch ein wenig Entlastung für König David.

So lässt sich gut bestätigen, was Ruth Lapidé im Vorwort von „Adam, dem Schwächling“ sagt: „Die ‚alten Geschichten‘, man darf vielleicht sagen: die einzigartigen Geschichten, erzählen gleichsam alle menschlichen Konstellationen in einer einmaligen Fülle. Sie vermitteln nicht eine abgehobene Theologie, sondern berichten von Liebe und Hass, von Streit zwischen den Geschwistern, von Zweifeln an der Führung Gottes, vom Vertrauen auf die Hand Gottes, von Enttäuschungen und Glücksmomenten“ (S. 7).

Andrea Liebers: Als der Buddha einst ein Löwe war. Geschichte aus Buddhas früherem Leben. Berlin: Theseus 1997, 128 S., Abb.

Die sich dem Buddhismus zugehörig fühlende Autorin und langjährige Redakteurin der Lotusblätter (Hg. Deutsche Buddhistische Union) und die Künstlerin und Thangka-Malerin Bruni Feist-Kramer haben ein Buch für Kinder herausgebracht, das sich für das interreligiöse Lernen deshalb so gut eignet, weil auf kindgemäße Weise die „vielen“, auch Tier-Leben des Buddha authentisch nacherzählt werden und damit eine gewisse Parallelität der Buddha-Geschichten zu den Jesuserzählungen entstehen. Gerade Kinder der Grundschule werden nicht nur beim Lesen ihre helle Freude haben, sondern diese Geschichten lassen sich aufgrund einer gewissen Kürze auch im Unterricht gut vorlesen, vortragen oder nacherzählen. Und wer kommt nicht alles in diesen Geschichten vor! Elefanten, Geier, Fischer, Pferde, Antilopen, Riesen, Hasen und Affen – und immer

wieder schimmert durch diese Geschichten das Grundmuster des Buddhismus durch: Weisheit, Achtsamkeit und Mitleiden (Mitgefühl). Man nehme und lese!

Fabrice Midal: Tibetische Mythen und Gottheiten. Einblick in eine spirituelle Welt.

Berlin: Theseus 2002, 160 S.

Wer die religiöse Szene in Deutschland näher betrachtet, wird immer wieder auf buddhistische Zentren stoßen, die sowohl in reizvoller landschaftlicher Umgebung wie in den Städten zu finden sind. Die meisten von ihnen stehen dem tibetischen Buddhismus nahe und gehören einer der vier Hauptrichtungen bzw. Orden an. Auch manchen Anhängern, geschweige denn den völlig Unerfahrenen erschließt sich die Vielfalt des tibetischen Buddhismus nicht ohne weiteres. Es bleibt für viele eine exotische Welt mit dem Geruch des Fremden, ein Glaubensmuster, das sich scheinbar nur schwer mit den Wurzeln der eigenen religiösen Sozialisation verbinden lässt.

Wer kennt sich schon mit den fünf kosmischen Buddhas aus? Wer weiß, wie sich der Mahayana-Buddhismus in Tibet durch die Verbindung mit der vorbuddhistischen Bön-Religion entwickelt hat? Wie sieht der Zusammenhang mit der religiösen Vielfalt „auf der Seidenstrasse“ aus? Was ist von einzelnen Riten zu halten? Muss man tibetisch lernen, um den tibetischen Buddhismus zu verstehen? Wieso gibt es Götter im Buddhismus?

Und wer etwas über das Leben Buddhas und die ersten Jahrhunderte der buddhistischen Geschichte in Indien und Südasien bis hin nach China gelesen hat, wundert sich noch mehr: Da gibt es jähzornige Gottheiten, die Menschen zertreten, im Götterpantheon spielt die sexuelle Verbindung eine große Rolle. Hier gerät ein Buddhismus, der doch asketisch zu sein scheint mit einer Glaubensrichtung zusammen, die die Ekstase liebt. Lässt sich das überhaupt vereinen? Und wie kann man von Göttern ausgehen, wenn es doch im Buddhismus eigentlich gar keine Schöpfung gibt?

Und es wird noch komplizierter: Die Unterteilung der Götter und Gottheiten in verschiedene Klassen müssen sich die LeserInnen als Grundlage klarmachen. Aber mit einem Mal gewinnt die nicht mehr zu überschauende Vielfalt ein Muster, das nicht im Lernen der verschiedenen Göttertypen besteht, sondern in der Entdeckung wie die Erfahrungen der Gnade, die Quellen des Segens göttliche und menschliche Gestalt annehmen und im Kreislauf der Wiedergeburten geradezu verankert sind.

Vielleicht liegt es am Autor, der weder Religionswissenschaftler noch Historiker ist, dass dieses Buch trotz der Fülle seiner Informationen gut zu lesen ist. Fabrice Midal, geboren 1957 lebt und arbeitet in Paris als Schreibender (Schriftsteller / Autor) und als den Buddhismus praktizierender Bildhauer. In recht knapp (manchmal zu knapp gehaltenen) Informationen klärt er über die tibetische Welt der Götter, Halbgötter, Bodhisattvas, Lamas, Wallfahrer usw. auf und macht auf diese Weise deutlich, wie aus dem historischen Buddha der kosmische Buddha wurde. Auf dem Wege zur Buddha-Natur sind all die Rituale und Gebete, Herstellung von Mandalas und Opferungen, meditativen Übungen, Einweihungen und Visionen Wegmarken eines spirituellen Weges, besser eines spirituellen Wegenetzes, auf dem immer wieder Entdeckungen des Göttlichen möglich werden. Dharma und Karma sind dabei – wie generell im Buddhismus – Schlüsselbegriffe für die menschlichen Existenz.

„Das Vajrajana, der authentische Weg der Einweihung, bietet dem entmenslichten Menschen die Möglichkeit, die göttliche Gegenwart wiederzuentdecken. Nicht indem Dogmen eingehalten werden, sondern indem man Methoden zur präziseren Überprüfung der eigenen Erfahrung findet und die eigene Unbegrenztheit entdeckt“ (S. 147). Vielleicht liegt hier ein gut Teil der Faszination, die westliche Menschen bei der Annäherung an den vielen Varianten des tibetischen Buddhismus empfinden.

Wer dieses Buch aufmerksam liest, wird sicher eine Reihe von Missverständnissen und westlichen Fehlinterpretationen des Buddhismus beiseite legen können, er/sie wird aber auch leichter selbst den Dalai Lama im Kontext der spirituellen Welt Tibets sehen und entdecken, dass jede aufrichtig gelebte Religion auf den Dialog mit anders Denkenden und Glaubenden ausgerichtet ist. Das vorliegende Buch leistet dazu verständliche und informative Vorarbeit. Unter diesen Gesichtspunkten lässt es sich auch als Unterrichtshilfe zur Vorbereitung des Lehrers/der Lehrerin und für ältere SchülerInnen als Wissensbasis gut nutzen.

Andreas Renz / Stephan Leimgruber (Hg.): Lernprozess Christen Muslime. Gesellschaftliche Kontexte – Theologische Grundlagen – Begegnungsfelder. Forum Religionspädagogik interkulturell, Band 3. Münster u.a.: LIT 2002, 440 S., Register

Dies ist ein ausgesprochen sorgfältig gearbeitetes Buch, das zwei Kenner des christlich-islamischen Dialogs und des interreligiösen Lernens herausgebracht haben.

Der Band gliedert sich nach einer Einführung zu interreligiösen Lernprozessen (Stephan Leimgruber, Professor für Religionspädagogik an der Universität München) in drei große Abschnitte:

Teil 1 nimmt die gesellschaftlichen Kontexte in den Blick - bezogen auf die multikulturelle Gesellschaft in Deutschland und die entstandene religiös plurale Situation (Christoph Elsas, Universität Marburg), aus der Sicht der Muslime in der säkularen Gesellschaft (Karlsruhe), von den Fragen der Menschenrechte her (Heiner Bielefeldt (Universität Bremen und Bielefeld), von der Problematik des *djihad*, des sog. Heiligen Krieges, her (Abd el-Halim Ragab, Universität Bamberg) und natürlich unter genauer Betrachtung islamischer

Organisationen in Deutschland (Thomas Lemmen, Innenministerium Berlin). Schließlich geht Mechthild Herberbold (Kath. Akademie Mülheim) dem folgenschweren Stereotyp „alte türkische Immigrantinnen“ nach.

Teil 2 bezieht sich auf die intra-theologischen Grundlagen. Andreas Renz (Bistum und Priesterseminar Hildesheim) unterzieht die positiven Aussagen des 2. Vatikanischen Konzils einer genauen Prüfung, um sie mit der nachkonziliaren Debatte einschließlich der wichtigen Dokumentationen zu vergleichen, geht dann auf die Stellungnahmen der orthodoxen, der evangelischen Kirchen sowie die Verlautbarungen des Ökumenischen Rates (ÖRK) ein. Manfred Görg (Universität München) geht der Wirkungsgeschichte der abrahamitischen Ökumene seit Lessings Nathan dem Weisen nach, während Thomas Nauman (Kanton Bern) die Frage „Die biblische Verheißung für Ismael als Grundlage für eine christliche Anerkennung des Islam?“ im Sinne des gemeinsamen Abrahamshauses beantwortet, allerdings die Verheißungen unterschiedlich gewichtet. Smail Balic, der verstorbene Wiener Dialogiker, bosnisch-muslimischer Herkunft, unterzieht christliches Missionsverständnis und islamische Ideologisierung gleichermaßen der Kritik. Hans Zirker (bis zur Emeritierung an der Universität Essen) eröffnet aus christlicher Perspektive eine freundschaftliche und gleichzeitig exegetisch abgesicherte Begegnung mit dem Koran und seinen Auslegungstraditionen (mit Beispielen deutscher Koran-Übersetzungen). Reinhard Leuze (Ev. Fachhochschule Nürnberg) fragt nach dem Offenbarungsglauben, das sich im Blick auf Gottesbild, Ethik und Prophetenverständnis aus christlich-theologischer Perspektive erheblich von islamisch-theologischer Perspektive unterscheidet, aber doch viele Gemeinsamkeit aufdeckt und zulässt. In dieser Konsequenz äußert sich auch Martin Bauschke (WCRP-Vertreter in Berlin) zum koranischen Jesus, der koranischen Christologie und den Chancen, die ein Vergleich im Blick auf die Würdigung des koranisch gesehenen Jesus bietet. Andreas Renz fasst dieses Kapitel gewissermaßen zusammen, indem er theologisch nach dem Menschen als Abbild Gottes und Stellvertreter Gottes auf Erden fragt, so dass Menschenwürde als Zentralbegriff in beiden Religionen gesehen werden kann.

Im *Teil 3* geht es in die Praxisfelder: Konflikte im interkulturellen Zusammenleben durch die Migration unterschiedlicher Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Herkunft nach Deutschland (Mohammed Heidari, Universität zu Köln), Muslime im evangelischen Religionsunterricht als Problem von interreligiösem Lernen in konfessioneller Prägung (Johannes Lähnemann und Werner Haußmann, Universität Erlangen-Nürnberg). Dasselbe leistet für die katholische Seite Georg Gafuß (Religionslehrer in Altötting) unter besonderer Berücksichtigung der Lehrpläne. Anton Deutschmann (FWU München) macht einen kritischen Durchgang durch Unterrichtsfilme zum Thema Islam mit einem Seitenblick auf Kinofilme. Beyza Bilgin (Universität Ankara) zeigt neue didaktische Zugänge in der islamischen Religionspädagogik, Christoph Bochsinger beschreibt den Stand zur Entwicklung eines islamischen Religionsunterrichts in Deutschland bis 2001 – auch mit Blick auf verschiedene Bundesländer, Barbara Huber-Rudolf (CIBEDO Frankfurt/M.) beschäftigt sich mit der Problematik christlich-islamischer Ehen aus kirchenrechtlicher katholischer Sicht und von den orientalischen Kirchen her. Dasselbe aus islamischer Sicht leistet Duran Terzi (Bamberg), wobei die christliche Ehefrau für einen Muslim in durchaus positivem Licht erscheint. Schließlich kommen Lernorte zur Sprache (durch Reisen von Matthias Krieg, Eheberater aus Paderborn, und durch das Feiern von Festen sowie in der Würdigung der Esskulturen von Monika Tworuschka, Islamwissenschaftlerin aus Bad Münstereifel). Das Kapitel endet mit der heiklen Frage nach dem gemeinsamen Gebet von Christen und Muslimen. Ähnlich wie der Ratsvorsitzende der EKD, Manfred Kock, reagiert Andreas Renz, wenn er von interreligiösem Gebet abrät und multi-religiöses Gebet empfiehlt /nebeneinander vor dem Einen Gott“).

Die abschließenden Thesen mit Blick auf die Zukunft lassen sich etwa so zusammenfassen: Es gibt sehr viele Möglichkeiten christlich-islamischer Begegnung, die bewusst ausgeschöpft werden sollten. Das sind Möglichkeiten, die für beide Religionsgemeinschaften kaum problematisch sind, aber weitere Wege des freundschaftlichen Dialogs ebnen: „Leben und Lernen mit Muslimen“ (S. 379) ist der Orientierungsplan, der den Anderen in seinem Anderssein belässt und doch Brücken baut.

Kritisch angemerkt sei jedoch, dass die Möglichkeiten religionspluralistischer Positionen im Buch nicht bedacht werden. Konvivenz (Theo Sundermeier) ist das höchste der Gefühle. Sind aber nicht noch weitere Schritte möglich und nötig? Diese Engführung aus der Sicht des Rezensenten schmälert jedoch in keiner Weise diese durch Fachleute beider Religionen aufgebaute umfassende Einführung und Darstellung, so dass dieses Werk auch aufgrund seines Registers sicher als ein Standardwerk der Geschichte christlich-islamischen Dialogs bis etwa 2002 anzusehen ist. Von daher wäre es eigentlich zu wünschen, dass nach einigen Jahren eine aktualisierte Neufassung vom Verlag auf den Markt gebracht würde.

Ilse M. Seifried (Hg.): Das Labyrinth oder die Kunst zu wandeln. Innsbruck: Haymon 2002, zahlreiche Abbildungen, 208 S.

Labyrinth erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Man braucht allerdings nur an die zahlreichen temporären Labyrinth im sommerlichen Maisfeld oder auf Wiesen denken, die von zahlreichen Besuchern begangen werden. Im genannten Buch sind eine Reihe von Beispielen aus verschiedenen Orten aufgelistet, dokumentiert und fotografiert.

In diesem Interesse an Labyrinth spiegelt sich die Erfahrung, dass dieses ein Lebenssymbol ist, das in besonders kontemplativer, aber auch bewegungsstarker Ausdrucksweise die Biografie des einzelnen mit ihren Höhen und Tiefen, mit ihren Umwegen und Verirrungen spiegelt. Und doch ist es ein beruhigendes Symbol, weil das Ziel im Unterschied zum Irrgarten eigentlich immer erreicht wird.



Theoretiker, Philosophen und Künstler gehen in dem genannten Buch das Thema auf verschiedene Weise an. Sehr schön ist die von der Herausgeberin, ursprünglich Sonderschullehrerin in Wien, doppelte Hinführung, einmal historisch orientiert, zum andern den Mythos von Ariadnes Faden und Theseus wieder aufnehmend. Den besonderen Reiz machen neben dieser unterschiedlichen Herangehensweise die hervorragenden, zahlreichen Fotos aus, die nicht nur informieren, sondern auch den sinnlichen Reiz alter und neuer Labyrinth annäherungsweise erfahrbar machen können.

Labyrinth bedeutet Leben, das entdecken die LeserInnen auf Schritt und Tritt, sei es in der Lebensschwierigkeit des Stadt-Labyrinths (H. Eichberg), als therapeutische Möglichkeit (M. Hochgerner), als inspiratives Element in der Kunst durch Malerei und Installation verdeutlicht (Voré) oder gar als Kommunikationsmodell in kulturellen Prozessen (A. Barmettler). Robert Ferré verbindet Erfahrungen von Chartres mit den USA und J. Saward weist auf die labyrinthischen Gärten u.a. in Großbritannien.

Dass es regelrechte Labyrinth-Bewegungen in der Schweiz und in den USA gibt, in Häusern und als Landmarken gibt, führt zu Überlegungen, was denn das Labyrinth alles mit dem Seelenleben einzelner und verschiedener Gruppen zu tun habe. Die Künstler verschärfen mit ihren kreativen Entwürfen diese Frage noch. Dass denn auch die Philosophie involviert ist, macht der österreichische Physiker David Auerbach deutlich. Auch feministische Aspekte kommen ins Blickfeld (H. Eichberg, S. Kramer-Friedrich).

Der vorliegende Band lässt sich nicht in einem Zuge durchlesen, er lädt vielmehr zum meditierenden Nachsinnen ein. Doch es bleibt nicht beim Buch. Die Ratschläge für den deutschsprachigen Raum (einschließlich Internet-Adressen) sind so zahlreich, dass der Leser/die Leserin vermutlich bald Lust verspürt, eines der berühmten Labyrinth (es sei nur die Kathedrale von Chartres erwähnt) zu begehen oder ein eigenes zu gestalten oder gar nur aufzufalten.

Pierre Stutz: Verwundet bin ich und aufgehoben. Für eine Spiritualität der Unvollkommenheit. München: Kösel 2003, 200 S.

Vollkommenheitsstreben scheint ein typisches Element menschlichen Willens zu sein. Meditative Übungen, teilweise bis hin zu heftiger asketischer Praxis stehen deshalb bei gar nicht so wenigen hoch im Kurs. Und nun kommt einer daher und predigt eine Mystik der Unvollkommenheit angesichts von Angst, Trauer, Niedergeschlagenheit und Depression. Er setzt an gegen die Vergottung des Erfolgs. Nicht dem Leistungsmotivierten, sondern demjenigen mit den leeren Händen gilt die Zuneigung des Autors. Und das Spannende ist: Mit seinem eigenen Leben steht er für das, was er hier schreibt. Der Priester und Lehrmeister outet sich wegen seiner Homosexualität, verlässt die von ihm gegründete Kommunität „Abbaye de Fontaine-André“ bei Neuchâtel (Schweiz), zieht nach Lausanne, gibt sein Priesteramt auf, aber bleibt gerade durch diese wahrhaftige Offenheit beeindruckender Lehrmeister und ein priesterlicher Mensch.

Die im Buch versammelten Texte, die an Radikalität der Selbsterkenntnis nichts zu wünschen übrig lassen, sind gleichzeitig ein Zeugnis für gelebte Rechtfertigung. Hier gewinnt Luthers Lehre spirituelle und aktuelle Dichte. Texte aus dem Fernen Osten, dem Mittelalter der Mystiker und der Gegenwart, oft nur ganz kurz von Stutz kommentiert, machen deutlich, dass der Weg zu sich selbst der Weg zu Gott ist, dass beides untrennbar zusammen gehört. Das sagen bereits die Kapitelüberschriften, z.B.: Von der Würde des Begrenztseins, Vom Mitsein im Rückzug, Von der Lebenskraft im Leiden, Vom intensiven Leben im Sterben ...

In ein kleines Büchlein zum Advent hat Pierre Stutz dem Rezensenten nur ein Wort geschrieben: „mit-hoffend“. Die Hoffnung auf die Größere umfassende und nicht zu fassende Wirklichkeit der Liebe Gottes verbindet Menschen der verschiedenen Herkunft, der verschiedenen Temperamente, nimmt sie jedoch alle hinein in das Wagnis des Lebens. Für dieses Wagnis gibt es Orientierungen (z.B. die 10 Gebote als Lebensworte, die meditativ erfahren werden können) und praktische Übungen als Gebärden, Rituale und Gebete. Auch die anderen Bücher von Pierre Stutz erzählen davon. Einige seien darum an dieser Stelle genannt, weil sie nicht nur für die eigene Lebenspraxis gewissermaßen als Vademecum dienen können, sondern auch Tendenzen in den Religionsunterricht einbringen können, so dass Werte nicht nur kognitiv erfasst, sondern auch meditativ nachvollzogen werden können, auch wenn es sich mehr um Ansätze als um großartige Konzepte handelt.

Auch hier wirkt sich die Bescheidenheit des Autors bei aller spirituellen Größe und poetischen Kraft wieder wohltuend aus:

- **Heilende Momente. Gebärden, Rituale, Gebete.** München: Kösel 2000, 158 S.
- **Meditationen zum Gelassenwerden.** Freiburg u.a.: Herder Spektrum 4975, 2001, 158 S.
- **Herzensworte. Die 10 Gebote für das Leben.** Luzern: Rex 2001, 128 S.
- **Ein Stück Himmel im Alltag. Sieben Schritte zu mehr Lebendigkeit.** Freiburg u.a.: Herder Spektrum 5036. 2000, 155 S.

- **Unter dem Stern der Hoffnung. Meditationen in der Advents- und Weihnachtszeit.** Freiburg u.a.: Herder 2002, 32 S., Abb.

Es ließen sich noch eine Reihe weiterer Titel nennen, die meistens bei Herder in Freiburg erschienen sind. Sie geben alle bereits programmatische Signale: Was meinem Leben Tiefe gibt, Auferstehen mitten im Tag, Den Weg zur Quelle finden ...

Letztlich aber variieren sie alle eine kontemplative Botschaft: Rituale und Lebensschritte entdecken, die den Weg von außen nach innen ermöglichen und damit mitten im Alltag etwas von der Ruhe des göttlichen Paradieses schenken.

BÜCHER VON THICH NHAT HANH

- **Thich Nhat Hanh: Das Herz von Buddhas Lehre. Leiden verwandeln – die Praxis des glücklichen Lebens.** Aus dem amerikanischen Englisch von Irene Knauf. Freiburg u.a.: Herder Spektrum 1999, 288 S., Register (besonders hilfreich bei der Suche nach einzelnen Stichworten zu Meditation und Ethik)
- **Thich Nhat Hanh: Lebendiger Buddha, lebendiger Christus. Verbindende Elemente der christlichen und buddhistischen Lehren.** Aus dem Englischen von Clemens Wilhelm. München: Goldmann 1996, 222 S.
- **Thich Nhat Hanh (Hg.): Der Buddha sagt. Seine wichtigsten Lehrreden.** Berlin: Theseus 2003, 144 S.
- **Thich Nhat Hanh: Frei sein, wo immer du bist.** Freiheit, die aus Achtsamkeit erwächst, Voraussetzung für Glück und menschliche Würde. München: Theseus 2002, 96 S.

Thich Nhat Hanh (geb. 1926) gilt seit längerem als einer der beliebtesten buddhistischen Lehrer im Westen. Sein Auftreten beim Ökumenischen Kirchentag in Berlin 2003 hat das noch einmal herausragend bezeugt. Er vermittelt in einfacher persönlicher Weise seine Botschaft vom gelebten, engagierten Buddhismus, von Achtsamkeit und innerem Frieden. Es ist offensichtlich diese Einfachheit und Klarheit seiner Botschaft, die fasziniert, ohne die Probleme des Alltags außer Acht zu lassen. In besonderer Weise besticht seine spirituelle und ethische Authentizität, mit der er seine Aktionen und besonders Friedensgänge mit vielen Menschen teilt.

Thich Nhat Hanh wurde in Vietnam geboren und bereits mit 15 Jahren zum Mönch ordiniert. Er studierte auch in den USA. Während des Vietnamkrieges arbeitete er unermüdlich für eine gewaltfreie Friedensbewegung. Nach einem Aufenthalt in den USA (wo er von Martin Luther King zum Friedensnobelpreis vorgeschlagen wurde), konnte er nicht mehr nach Vietnam zurückkehren. Er leitete vom Ausland aus verschiedene Hilfsaktionen und gründete in Frankreich eine buddhistische Gemeinschaft (Plum Village in der Dordogne), in der er im Sinne einer Kommunität von Mönchen, Nonnen und Laien, das modellhaft lebt, was er vorträgt.

Basis all seines Denkens und Handelns sind die *Fünf Wunderbaren Richtlinien* oder *fünf silas* (= ethische Richtlinien), die für alle buddhistischen Schulen gelten und Grundlage für eine entsprechende Lebensführung sind und damit auch den Zusammenhang zwischen Meditation und Aktion bestimmen, ohne dass jedoch ein Zwang des Müssens daraus wird. Aus diesem Grunde stellt er in *Der Buddha sagt* die wichtigsten Lehrreden des Buddha vor, und seine Übersetzungen der Sutras machen dies schon deutlich, z.B. Sutra über die vier Verankerungen der Achtsamkeit, Sutra über das Abwägen und Nachdenken, Der Diamant, der die Illusion durchtrennt usw.

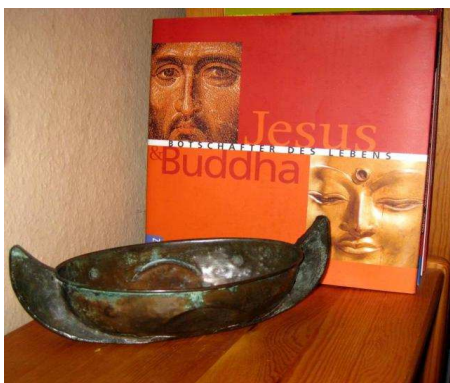
Im Buch *Das Herz von Buddhas Lehre* geht er Schritt für Schritt vor und systematisiert m.E. am besten, worum es in der Lehrpraxis des Buddhismus geht. Der Meister interpretiert dazu die Vier Edlen Wahrheiten, Den Edlen Achtfachen Pfad und weitere Lehrelemente wie die Drei Dharma-Siegel als Merkmale des Daseins, Die Drei Tore der Befreiung, Die buddhistische Drei-Körper-Lehre bis hin zu Fragen des Erwachens, der Erleuchtung und der Vollkommenheit.

Ich empfinde dies Buch als eines der schönsten und klarsten, weil es Thich Nhat Hanh durch seine aktualisierende Interpretation gelingt, grundlegende Einsichten des Buddhismus (u.a. „rechte Anschauung“) als geistigen Weg für Menschen unterschiedlicher Prägung überzeugend anzubieten und zu erklären. Dabei fehlt ihm jede Missionierungsabsicht, sondern der Leser / die Leserin spürt, dass auf diese Weise die Tiefe eigenen Glaubens berührt und gestärkt und damit zu einer erneuerten Identität geführt wird.

Die sehr tolerante die anderen Überzeugungen achtende Sprache kommt in diesen Themen zum Ausdruck, um die seine Texte letztlich immer wieder kreisen: Christlicherseits könnte man vielleicht vom „Gottesdienst im Alltag der Welt“ sprechen und dabei schauen, wie sich der Buddha und der Christus lebendig begegnen.

Mittlerweile gibt es eine Fülle englischsprachiger Bücher und eine Fülle kaum noch zu überblickender Titel in deutscher Übersetzung. Dazu gehören auch die Genannten. In ihnen finden wir verstreut und kaum so systematisiert, wie im *Herz von Buddhas Lehre* (vgl. dazu Religionen im Gespräch - RIG 4: Wertewandel und religiöse Umbrüche. Balve 1996, S. 601-606), worum es dem vietnamesischen Zen-Meister immer wieder geht. Er liebt darum in seinen Kommentaren zur Buddha-Lehre gern den Vergleich mit anderen religiösen Traditionen, besonders im Blick auf Jesus. Was die hohe Akzeptanz Thich Nhat Hanhs gerade auch bei Christen ausmacht, dürfte dieser liebevolle Blick auf die anderen religiösen Traditionen sein, die ohne Besserwisserei Wege gemeinsamen Lebendigseins in meditativer Stille und gemeinsamer Übung sucht.

- So sind auch seine Anleitungen zur Meditation Übungsfelder auf dem Wege zur Weisheit, die nicht einer einzigen Religion vorbehalten ist. Mitgefühl und Achtsamkeit sind zwei Glaubensmuster die Jesus und Buddha miteinander verbinden, so dass beide zu Anleitern für das eigene Leben in Achtsamkeit dienen können.
- Engagement, das aus der meditativen Stille erwächst, gibt einen Energiezufluss, der Freiheit aufbaut, die sich bereits im einfachen Gehen spüren lässt. Dazu zählen Thich Nhat Hanhs „Peace Walks“ (das deutsche Wort „Friedensmarsch“ hat einen unangenehmen Beiklang!). Diese Freiheit gilt es nun zu kultivieren, und zwar durch Mitgefühl, denn dieses Mitgefühl ist die wahrhaft befreiende Kraft, die Wunder in der Gegenwart ermöglicht und eine Zukunft eröffnet, in der das Lächeln wieder leicht wird.
- Dies alles ist eingebettet in einen praktizierten Dialog mit Menschen anderer Glaubensweisen. Nicht umsonst kommt Thich Nhat Hanh, *Thay*, wie ihn seine Anhänger gern nennen, immer wieder auf Jesus zu sprechen.



Das kleine Büchlein „*Frei sein, wo immer du bist*“ bezieht sich auf einen Vortrag, den Thich Nhat Hanh in Amerika gehalten hat. Es ist schon erstaunlich, wenn ein vietnamesischer Zen-

Meister Häftlingen eines Gefängnisses (hier in Maryland) die Fragen vorlegt: Welche Freiheit ist gemeint, wenn die Gefängnismauern Freiheiten beschneiden, die den Menschen außerhalb meist selbstverständlich sind? Leben Menschen, die sich in Freiheit wiegen, wirklich frei? Sind sie nicht ebenso eingengt wie Sträflinge hinter Gittern?

So kommt teilweise im Frage-Antwortspiel heraus, dass Freiheit eine innere Haltung, eine Weise des Fühlens, Denkens und Handelns ist, die unabhängig von äußeren Bedingungen existiert. Von daher lässt sich Menschenwürde, überhaupt Menschlichkeit ableiten, die die äußeren Bedingungen des Lebens gelassener sieht.

Achtsamkeit ist dabei das Steuerungselement, um auf diese Weise Glück im Alltag zu entwickeln. Jeder Augenblick ist dabei eine neue Chance.

Heidi und Jörg Zink: Kriegt ein Hund im Himmel Flügel? Religiöse Erziehung in den ersten sechs Lebensjahren. Stuttgart: Kreuz (Neue Fassung unter Mithilfe von Regina Groot-Bramel) 2003, 200 S.

Eigentlich ist es nicht üblich, einen Bestseller in der Neuauflage zu rezensieren. Das inzwischen schon über 700.000 mal verkaufte Buch des theologischen Erfolgsautors Jörg Zink und seiner Ehefrau Heidi (von Hause aus Musikerin und Tanztherapeutin) möge jedoch eine Ausnahme bilden. Das hat seinen Grund darin, dass das genannte Buch als Leitfaden schon Klassikerstandard erreicht hat, aber auch durch die viel wichtigere Tatsache, dass hier religiöse Erziehung so hautnah, praktisch und doch gleichzeitig tieferschürfend bedacht wird, dass dieses Vademecum für die Kindererziehung immer wieder gern zur Hand genommen werden dürfte. Dass das Buch überarbeitet wurde, hängt sicher auch damit zusammen, dass Heidi und Jörg Zink ihre eigenen Erfahrungen als Großeltern in die Neuausgabe mit eingebracht haben (mit 4 Kindern und 4 Enkeln). Manche Fragen sind geblieben, Unerwartetes wurde mit einbezogen. Wie konkret das aber zugeht, zeigt die Bandbreite der Kinderfragen, die ganz ernsthaft auf eine Beantwortung warten. Und wer von uns Erwachsenen weiß dies immer schon? Z.B.: Müssen sich die Engel auch die Zähne putzen? Kann der liebe Gott zaubern, Papa? Warum ist es bei Nacht dunkel? Wo war ich, bevor ich in der Mama war? Wo sind die Menschen, wenn sie tot sind? Was macht Gott den ganzen Tag, isst und schläft er auch?

Den AutorInnen gelingt es, über das „Normalmaß“ von biblischen Geschichten, Kindergebeten und Liedern hinaus die entscheidende Beziehung zu beschreiben, die Religiosität und spirituelles Wachstum in der Familie ausmachen. Fragen des Glaubens werden dabei oft so heiter und humorvoll angesprochen, dass viele LeserInnen sicher denken mögen: Es lohnt, sich einfach auf diesen Gott und seinen Repräsentanten, Jesus, einzulassen. Dieses Sich-Einlassen macht das Beten mit den „Kleinen“ leichter, vermeidet falsche Kindlichkeit, und zeigt wie Gottesbilder und Urvertrauen zusammengehören, wie man mit Angst umgehen kann und schließlich, wie wir Kinder zu freien Menschen erziehen. Die Bibel bleibt dabei Quelle des Glaubens, aber nicht nur das Erzählen und Beten sind wichtig, sondern auch Rituale, die den Alltags und Festtagsrahmen prägen und auf diese Weise Geborgenheit vermitteln. Eltern als Väter und Mütter haben dabei eine hoch verantwortliche Aufgabe zur Wert- und Normsetzung, aber Sie sind keine unumstößlichen und immer Recht habenden Autoritäten, sondern die lebendige Beziehung bleibt das Entscheidende. Nur so lassen sich auch Grenzsituationen, etwa beim Sterben, aber auch Umgang mit Andersgläubigen einüben und ethische Maßstäbe setzen. Aus der Schuld- und Krisenerfahrung heraus kann jedoch immer wieder Vergebung zugesprochen werden. Sie gehört zu den Hoffnungszeichen religiöser Erziehung, denn so lösen sich die negativ – vom strafenden Gott geprägten – Bilder zugunsten einer Bewegung der Freiheit auf: Als Geschöpf Gottes bin ich gehalten und bewahrt, was letztlich immer geschehen mag.

♦ **Weitere interessante Titel,
die auch für die Verwendung im Unterricht gut geeignet sind**

Im Folgenden sind Titel aufgeführt und kurz kommentiert, die meines Erachtens durch ihre Erzählweise einen interreligiösen Horizont sichtbar werden lassen. Es sind damit Geschichten aus Traditionen, die sich durch ihre offensichtlichen, aber auch verdeckten Intentionen anderen Religionen eröffnen und „die anderen“ dadurch in den Verstehenshorizont der LeserInnen bringen. Neben den Erzählbüchern finden sich auch einige theoretische Abhandlungen aufgelistet, die in unterschiedlicher, aber ebenfalls für verschiedene Religionen offenen Weise, die Bedeutung interkulturellen Erzählens aufzeigen.

BECK, Susanne/ BECKER, Ulrich u.a.: Vorlesebuch Ökumene. Geschichten vom Glauben und Leben der Christen in aller Welt. Lahr: Kaufmann/Kevelaer: Butzon & Bercker 1991

BERG, Horst/ WEBER, Ulrike: Benjamin & Julius. Geschichten einer Freundschaft zur Zeit Jesu. Stuttgart: Calwer, ctb 55/ München: Kösel 1996

CLEMENT, Catherine: Theos Reise. Roman über die Religionen der Welt. Roman. Aus dem Französischen von Uli Aumüller und Tobias Scheffel. dtv, Bd. 12887, München: dtv 2001², Register

**CLÉVENOT, MICHEL: GESCHICHTE DES CHRISTENTUMS
VOM 1. BIS ZUM 20. JAHRHUNDERT.**

Aus dem Französischen

- Von Jerusalem nach Rom. Geschichte des Christentums im 1. Jh. Freiburg (Schweiz): Exodus 1987
- Die Christen und die Staatsmacht. Geschichte des Christentums im 2. und 3. Jh. Freiburg (Schweiz): Exodus 1988.
- Der Triumph des Kreuzes. Geschichte des Christentums im 4. und 5. Jh. Freiburg (Schweiz): Exodus 1988
- Das Auftauchen des Islams. Geschichte des Christentums im 6.-8.Jh. Freiburg (Schweiz): Exodus 1990
- Als Gott noch ein Feudalherr war. Geschichte des Christentums im 9.-11. Jh. Freiburg (Schweiz): Exodus 1991
- Im Herzen des Mittelalters. Geschichte des Christentums im 12. und 13. Jahrhundert. Luzern: Exodus 1992
- „Lieber Jesus mach mich reich“. Geschichte des Christentums im 14. und 15. Jahrhundert. Luzern: Exodus 1993
- Ein Jahrhundert voll Glaubenswille. Geschichte des Christentums im 16. Jahrhundert. Luzern: Exodus 1994
- Licht und Schatten - das Zeitalter des Barock. Geschichte des Christentums im 17. Jahrhundert. Luzern: Exodus 1997
- Krise des Glaubens - das Zeitalter der Aufklärung. Geschichte des Christentums im 18. Jahrhundert
- Reform, Restauration, Renaissance. Geschichte des Christentums im 19. Jahrhundert. Luzern: Exodus 1997
- Prophetie im Angesicht der Katastrophe. Geschichte des Christentums im 20. Jahrhundert. Luzern: Exodus 1998

In allen Bänden erleben die Leser/innen Geschichte in Geschichten, und zwar von der Antike bis zur Neuzeit.. In spannender und historisch doch sorgfältig recherchierter Weise lässt der französische Historiker die Christentumsgeschichte in Einzelbildern vorbeiziehen. Dabei entwickelt sich ein Gesamtentwurf einer ambivalenten Wirkungsgeschichte, die Europa aufs Tiefste geprägt hat. Auch zum Vorlesen in Auswahl gut geeignet.

ENDRISS, Beate-Ursula/SCHARF, Kurtr (Hg. im Auftrag des Hauses der Kulturen der Welt): Lotos auf Steinen. Ein literarischer Streifzug durch die islamische Welt. Berlin: Das Arabische Buch 1994

FRISCH, Hermann-Josef: Felix reist zum Dach der Welt. Begegnung mit Hinduismus und Buddhismus. Düsseldorf: Patmos 1998, 63 s., Abb.

FRISCH, Hermann-Josef: Himmelsleitern. Religionen der Welt in Bildern. Düsseldorf: Patmos 1999, Abb.

KESHAVJEE, Shafique: Der König, der Weise und der Narr. Der große Wettstreit der Religionen. Aus dem Französischen von Stefanie Schäfer. Goldmann TB 15070, München: Goldmann 2000

FRISCH, Hermann-Josef: Himmelsleitern. Religionen der Welt in Bildern. Düsseldorf: Patmos 1999 Abb.

- HALBFAS, Hubertus (Hg.): Das Welthaus. Ein religionsgeschichtliches Lesebuch. Stuttgart: Calwer/ Düsseldorf: Patmos 1983
- HALBFAS, Hubertus und Ursula (Hg.): Das Menschenhaus. Ein Lesebuch für den Religionsunterricht: Zürich: Benziger/Stuttgart: Calwer/ Düsseldorf: Patmos 1972
- HALBFAS, Hubertus: Religionsunterricht in der Grundschule. 4 Schülerbände, 4 Lehrerbände. Düsseldorf: Patmos 1983-1988
- HALBFAS, Hubertus: Religionsunterricht in Sekundarschulen, Bd.5/6 bis 10 (= 5.-10. Schuljahr). Schülerhandbücher und Lehrerhandbücher. Düsseldorf: Patmos 1990-1997
- HARTENSTEIN, Markus: Wenn du sprichst, wird es hell. Eine Entdeckungsreise durch die Bibel. Mit Bildern von Reinhard Klink. Stuttgart: Calwer TB 74, 1998
- HEINE, Helmi: Samstag im Paradies. Köln: Middelhaue 1985
- HELLER, Christa: Geschichten zur Umwelt des Alten Testaments. Mit Arbeitshinweisen für die Grundschule. Düsseldorf: Patmos 1994
- HELLER, Christa: Geschichten zur Umwelt Jesu. Mit Arbeitsanweisungen für die Grundschule. Düsseldorf: Patmos 1993
- HELLER, Erdmute/MOSBAHI, Hassouna (Hg.): Arabische Erzählungen der Gegenwart. München: Beck 1997
- KONRAD, Johann Friedrich: Als Eva noch alleine war. Frauen der biblischen Urgeschichte erzählen. Stuttgart: Kreuz 1993
- KIRSTE, Reinhard: Die Bibel interreligiös gelesen. Interkulturelle Bibliothek Bd. 7. Nordhausen: Bautz 2006
- KRAUSS, Heinrich / UTHMANN, Eva: Was Bilder erzählen. Die klassischen Geschichten aus Antike und Christentum in der abendländischen Malerei. München: Beck 1988²
- KRENZER, Rolf / RARISCH, Ines: Meine Lieblingsgeschichten von Jesus. Ein Hosentaschen- und Kopfkissenbuch. Würzburg: Echter 2000
- LANDAW, Jonathan (Text)/ BROOKE, Jonet (Illustrationen): Prinz Siddharta. Übers.: Rüdiger Majora. Jägerndorf: Diamant 1992³
- LAUBI, Werner: Die Himmel erzählen. Narrative Theologie und Erzählpraxis. Lahr: Kaufmann 1995
- LAUBI, Werner: Geschichten zur Bibel. Schöpfung, Daniel, Jona, Pfingsten. Ein Erzählbuch für Schule, Familie und Gemeinde. Lahr: Kaufmann / Düsseldorf: Patmos 2000
- MEIER-BÖHME, Bodo: Die Spur führt nach Samos. Sechs Freunde und der Apostel Paulus. Stuttgart: Calwer TB 70 1998
- MILES, Jack: Gott. Eine Biographie. Aus dem Amerikanischen von PFEIFFER, Martin. München u.a. Hanser 1996
- MÜLLER, Brigitte (Bilder von: NEUPERT, Luise; Lieder von NEUPERT, Cornelius). Gera: Verlag Eltern und Kinder 2002, 70 S.
- POKRANDT, Anneliese (Text) / HERRMANN, Reinhard (Illustrationen): Elementarbibel. Ausgewählt und in acht Teile gegliedert und in einfache Sprache gefasst. Gesamtausgabe der seit 1973 publizierten Teilbände. Lahr: Kaufmann 1998, 592 S. mit vielen farbigen Abbildungen, Worterklärungen und Textstellenübersicht
- RETTICH, Margret: Die Reise nach Jerusalem. Mit Heinrich dem Löwen ins Heilige Land. Nach einer alten Chronik erzählt und gemahlt. Braunschweig: Westermann 1995
- REVEL, Jean-Francois/ RICARD, Matthieu: Der Mönch und der Philosoph. Buddhismus und Abendland. Ein Dialog zwischen Vater und Sohn. Aus dem Französischen von Christoph Vormweg. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1999, 383 S.
- SCHWIKART, Georg: Gott hat viele Namen. Kinder aus aller Welt erzählen von ihrem Glauben. Mit Illustrationen von Markus Humbach. Düsseldorf: Patmos 1997².
- SCHWIKART, Georg: Julia und Ibrahim. Christen und Muslime lernen einander kennen. Mit Illustrationen von Gretka Witt. Düsseldorf: Patmos 1995
- STEINWEDE, Dietrich (Hg.): Neues Vorlesebuch Religion 1 und 2. Geschichten für Kinder von 6-14. Lahr: Kaufmann 1996 und 1998
- STEINWEDE, Dietrich: Und Jona sah den Fisch. Biblische Geschichten für Kinder. Gütersloh: GTB 840, 1996
- STEINWEDE, Dietrich: Und Zachäus stieg vom Baum. Biblische Geschichten für Kinder. Gütersloh: GTB 841, 1997
- TER LINDEN, Nico: Es wird erzählt ... Von der Schöpfung bis zum Gelobten Land. Aus dem Niederländischen von Stefan Häring. Bd. 1. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1998
- TER LINDEN, Nico: Es wird erzählt ... Von Königen, Richtern und Propheten. Aus dem Niederländischen von Stefan Häring. Bd. 3. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2000
- THEISSEN, Gerd: Der Schatten des Galiläers. Historische Jesusforschung in erzählender Form. München: Kaiser 1987³
- THEISSEN, Gerd: Die offene Tür. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1990
- THEISSEN, Gerd: Lichtspuren. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1994
- THEISSEN, Gerd: Soziologie der Jesusbewegung. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Urchristentums. München: Kaiser 1977
- TWORUSCHKA, Monika und Udo (Text), PFEFFER, Rüdiger (Illustrationen): Wie andere leben - was andere glauben: Der Islam Kindern erklärt. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1999
- TWORUSCHKA, Monika: Der geheimnisvolle Besucher. Düsseldorf: Patmos 2001
- TWORUSCHKA, Monika: Kinder erleben die Weltreligionen. Ein Abenteuerspielbuch. Bd. 1: Buddhas Geheimnis: Der verborgene Pfad; Eine islamische Zeitreise: Auf dem Zauberpfad. Gütersloh: GTB 724, 1998
- TWORUSCHKA, Monika: Mohammed. Die Geschichte des Propheten. Düsseldorf: Patmos 2000

- TWORUSCHKA, Udo und Monika (Hg.): Symbole in den Religionen der Welt. Für Kinder von 8-14 Jahren. Lahr: Kaufmann / Kevelaer: Butzon & Bercker 1996
- VORAGINE, Jacobus: Die Legenda aurea. Aus dem Lateinischen übersetzt von Richard Benz. Darmstadt: WB (Nachdruck)
- ZINK, Jörg: Der Morgen weiß mehr als der Abend. Bibel für Kinder. Illustrationen: Hans Deininger. Stuttgart: Kreuz 1989

GESCHICHTEN VOM HIMMEL UND DER ERDE.

Lahr: Kaufmann/Stuttgart: Klett 1994-1996

(1. Autor/in; 2. Illustrator/in, Übersetzerin aus dem Französischen: Daniela Nussbaum-Jacob)
– jeweils 40 Seiten pro Band mit vielen farbigen Abbildungen

- BERTON, Georges/ PLACE, François: Der mit den Vögeln sprach. Eine Erzählung über Franz von Assisi. 1996
- BESSIÈRE, Gérard / ADAM, Christine u.a.: Jesus erzählt. Eine Erzählung aus dem Neuen Testament. 1995
- LEBRUN, Françoise / BIENFAIT, André u.a.: Die Geheimnisse der wundersamen Nacht. Weihnachtslegenden. 1996
- LEMCINE, François / BARON, Nicole (Übers. aus dem Französischen: Daniela Nussbaum-Jacob): Noah und der große Regen. Eine Erzählung aus der Bibel. 1997
- OKADA, Amina / THIBAUT, Dominique: Der Prinz, der zum Bettler wurde. Eine Erzählung aus dem Buddhismus. 1995
- QUAKNIN, Marc Alain / ROTNEMER, Dory (Text)/ BARON, Nicole / FORESTIER, Isabelle / GALIMIDI, Frédéric/ MALLARD, Mani / SOUPPART, Etienne (Illustrationen): Der Rabbi, der seine Geschichten verschenkte. Eine Erzählung aus dem Judentum. 1997
- QUÉRÉ, France/ DUNTZE, Dorothee: Gott sprach und Sarah lachte. Eine Erzählung aus der Bibel. 1994
- SINGH, Vija y/ HUGO, Pierre de: Die Göttin, die sich in einen Fluß verwandelte. Eine Erzählung aus dem Hinduismus. 1994
- VULLIEZ, Hyazinthe/ SOUPPART, Etienne: Die geheimnisvollen Zeichen des Kaïdara. Eine Erzählung aus Afrika. 1994
- ZÉGHIDOUR, Slimane / THIBAUT, Dominique: Der Mann, der Gott begegnen wollte. Eine Erzählung aus dem Islam. 1994

Dieser Reihe mit kindgemäßen interreligiös eingefärbten Erzählungen und Bildern sowie einem ausgesprochen angenehm zu lesenden informativen Sachteil hätte man gern eine weitere Verbreitung, besonders in den Schulen gewünscht (vgl. dazu die Rezension einiger Titel aus dieser Reihe in ICT 13: Interreligiöse Schule. Ein Vorbild aus den Niederlanden. 1995, S.61-61).

